This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 1,017,960

Moritz Necker

Marie von Ebner-Eschenbach

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H., in Stuttgart.

Schriften von Marie v. Ebner-Eschenbach:

Božena.

Erzählung.

Vierte Auflage.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Erzählungen.

Dritte Auflage.

Inhalt: Ein Spätgeborner. — Chlodwig. — Die erste Beichte. — Die Großmutter. — Ein Edelmann.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Margarete.

Vierte Auflage.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Hirzepinzchen.

Ein Märchen von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Mit farbigem Buchschmuck von Rob. Wiese.

Elegant gebunden Preis 3 Mark.

Das fein empfundene Märchen der gefeierten Autorin wird jung und alt in gleicher Weise anziehen. Die eigenartige, von einem jungen talentvollen Münchener Künstler ausgeführte Ausstattung verleiht dem Bilderbuch einen ganz besonderen Reiz.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Nach einer Aufnahme von Dr. Székely in Wien.)

Digitized by Google

Marie von Ebner-Eschenbach

Nach ihren Werken

geschildert

von

Moritz Necker

Mit dem Bildnis der Dichterin

Leipzig und Berlin SW. 46
bei Georg Heinrich Meyer
1900

Digitized by Google

838
E170
N37

Digitized by Google

44-150414

Inhalt

Seite

Vorwort VII

Marie Ebners Leben XIII

Dramatische Dichtungen:

Maria Stuart in Schottland 1

Marie Roland 12

Doktor Ritter 31

Romane und Novellen:

Die Romane Marie Ebners 43

Die Prinzessin von Banalien 53

Božena 58

Das Gemeindekind 74

Unsühnbar. Marie Ebner und der Adel 97

Miterlebtes 130

Glaubenslos? 144

Die Künstlernovellen 159

Marie Ebners dichterische Persönlichkeit 199

Schlußwort 219

Kostproben aus den Schriften von Marie v. Ebner-Eschenbach:

Marie Roland 230

Eine dumme Geschichte 256

St. Peter und der Blaustrumpf . . . 262

Die Erdbeerfrau 263

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Wir Österreicher mußten im Verlaufe der letzten hundert Jahre so oft anhören, daß wir „zu spät" kommen und haben es uns nach unserer selbstkritischen Art oft genug selber zum Vorwurf gemacht, daß man einmal mit Genugthuung darauf hinweisen darf, wenn wir zur rechten Zeit kommen. Die deutsche Poesie ist gegenwärtig in ein Stadium der Besinnung auf die Vergangenheit und auf die Zukunft gelangt. Die rasch gealterten Schlagworte der letzten zwanzig Jahre haben ihre Kraft verloren, man will weder von Naturalismus noch von Decadenz etwas hören. Man erinnert sich daran, daß die Kunst nicht bloß Zeitideen zu dienen hat, sondern auch — und wohl noch viel mehr — ewige Ideen darzustellen berufen ist. Sie soll nicht bloß polemisch, sondern auch beglückend wirken; nicht bloß schlafende Gewissen erwecken, sondern auch wache Gewissen, empfängliche Herzen erfreuen und erheben. Sie soll nicht bloß originell und vollends

Digitized by Google

nicht originalitätssüchtig um jeden Preis, sondern auch schön sein und schön wirken. Wir lassen uns nicht mehr mit relativen Maßstäben, mit Vorläufigkeiten, mit Durchgangsstadien abfertigen, die Zeit der Experimente ist vorüber, es bedarf keiner Verblüffung des Philisters mehr, um Raum für echte Kunst zu schaffen. Was groß und gut an den Talenten der neuen Zeit war und ist, hat sich durchgesetzt, ist anerkannt und wird nicht mehr verleugnet werden können. Aber unsere Sehnsucht nach Schönheit fand bei ihnen keine Befriedigung und da, meine ich, fällt die Feier des siebzigsten Geburtstages Marie Ebners, die am 13. September d. J. stattfindet, gerade recht. Denn das, was so viele der Besten unserer Zeit suchten und noch suchen, das besitzt diese Dichterin.

Man spricht so oft heutzutage von Adelsmenschen als dem idealen Typus, dem unsere Kultur zustrebt. Marie Ebner ist ein solcher Mensch im eigentlichen Sinne. Sie ist bewußt und noch viel mehr unbewußt eine echte Adelsnatur. Jene schönen Instinkte der Großherzigkeit, der Großmut, der Initiative, des nicht erlernbaren, nur ausbildungsfähigen Taktgefühls, der ursprünglichen Lebenskunst, der schönen Form im Ausdruck und in der Handlung, die wir alle als Merkmale echter Aristokratie ansehen: sie hat sie von den Vätern ererbt und in künstlerischer Selbsterziehung zu dem Grade

Digitized by Google

geläutert, den wir gegenwärtig an ihr lieben und bewundern. Persönlichkeit: das von allen Dächern gepredigte Ideal unserer Zeit: hier ist sie, und zwar in naiver Form, nicht vor dem Spiegel der Selbstzergliederung erkünstelt, sondern in thätiger Hingabe an die Welt, an das Leben, im Verlaufe einer außerordentlich fleißigen Existenz entstanden. Dabei ein klarer, verständiger Sinn, nüchtern und dennoch begeistert; idealistisch, aber nicht ideologisch; tiefsinnig ohne Verworrenheit; geistreich ohne Selbstgefälligkeit; gut, aber nicht sentimental; eher herb und streng wie frische Märzluft, der man die verheißungsvolle Fruchtbarkeit, die sie mit sich bringt, mit Lust anfühlt. Und all das in einem inneren Gleichgewicht, in einer Harmonie zwischen Thun und Denken, logischer Forderung und praktischer That in Kunst und Leben, wie wir es bei deutschen Dichtern selten mehr seit dem Hingange des großen Olympiers erlebt haben. Bei einer Dichterin niemals, denn die einzig kongeniale Persönlichkeit unter den in der Litteratur berühmt gewordenen deutschen Frauen, Caroline Schlegel-Schelling, ist nicht zu eigener Produktion gelangt, sie starb zu früh dahin. Aber weder Rahel Varnhagen, noch Bettina von Arnim, die im einzelnen manch glänzendere Eigenschaften als Marie Ebner besaßen, erreichten jenes Maß vollkommener Harmonie, das unsere Oesterreicherin so besonders auszeichnet.

Digitized by Google

Im Alter zu wachsen, ja erst in Lebensjahren, welche man gemeiniglich schon die greisenhaften zu nennen pflegt, die bedeutendsten Dichtungen zu schaffen, war noch keinem Weibe gegönnt, wie unserer Dichterin, welche unvergängliche Werke wie „Die Totenwacht" im 65. Lebensjahre veröffentlichte; auch wenig Dichter waren so glücklich, außer etwa Theodor Fontane und sein Landsmann Theodor Storm.

Wenn nun dieser große Typus der Menschheit durch die Feier des siebzigsten Geburtstags den weitesten Kreisen des deutschen Volkes recht innig und klar zum Bewußtsein gelangt, dann darf man hoffen, daß unsere Litteratur jene Wendung nehmen wird, die von allen Seiten ersehnt wird. Es verschlägt gar nichts dabei, wenn die neuesten Dichter in Einzelheiten andere Wege als Marie Ebner gehen, die sich auch von ihnen soviel zu lernen bemühte, als zu lernen war. Denn was groß und vorbildlich an ihr ist, bleibt von ewiger Wahrheit für Kunst und Leben.

Mitzuhelfen an der Verbreitung des rechten Wissens von Marie Ebner ist Zweck und Absicht dieser Schrift; nicht bloß die Kenntnis ihrer Kunst, auch die ihrer Gesinnung soll verbreitet werden, des in ihren Schriften enthaltenen Schatzes von Menschlichkeit.

Vor mehr als zehn Jahren, als die Bedeutung Marie Ebners noch lange nicht so allgemein wie jetzt anerkannt war und der arme Rezensent den Wider-

Digitized by Google

ſtand auch eines ſehr einſichtigen Redakteurs gegen ſeine Begeiſterung für die „alte Frau“ zu überwinden hatte, ſchrieb ich ſchon in dem Sinne des vorliegenden Buches über ihre Novellen, und ich konnte mich nicht enthalten, den damals in den „Grenzboten“ gedruckten Aufſatz über „Miterlebtes“ hier neu abzudrucken, wodurch einige Wiederholungen ihre Entſchuldigung finden mögen. Dann war es mir vergönnt, zum 60. Geburtstag Marie Ebners in Julius Rodenbergs „Deutſcher Rundſchau“ — dem eigentlichen Heim der Dichterin — einen erſten zuſammenfaſſenden Eſſay zu veröffentlichen, den ich hier vielfach verändert und ergänzt mit benutzte. Im „Jahrbuch der Grillparzergeſellſchaft“ (1898) und im Feuilleton der „Neuen Freien Preſſe“ ſind andere Teile dieſes Buches ſchon früher erſchienen; den größten Teil — über die Dramen und Romane — habe ich aber neu geſchrieben. Mir war es ein Bedürfnis, immer wieder zu der Dichterin zurückzukehren, deren Lebensweisheit mir ſelbſt in ſchweren Tagen ein führendes Licht geworden iſt. Wenn nur etwas von dieſem rein menſchlichen Dankgefühl, das mich an die Poeſie Marie Ebners feſſelt, auf meine Leſer übergeht, dann werde ich dieſe Schrift nicht vergeblich geſchrieben haben.

Wien, 24. Auguſt 1900.

Digitized by Google

Digitized by Google

Marie Ebners Leben.

Wenn man die Lebensgeschichte der Reichsfreifrau Marie von Ebner-Eschenbach geborenen Gräfin Dubsky in einer alle Ansprüche moderner biographischer Kunst befriedigenden Weise erzählen wollte, müßte man gar weit ausholen. Denn wenn es schon bei den Dichtern heißt: willst den Dichter du verstehen, mußt in Dichters Lande gehen, so gilt dies noch mehr von den Dichterinnen, weil sie als Frauen tiefer noch als die Männer in ihrer Heimat zu wurzeln pflegen. Bis auf den heutigen Tag sind die Frauen von der Sitte, von der Überlieferung, von der Familie, mit Einem Worte: von der Natur, in der sie jung gewesen und alt geworden sind, abhängiger als die Männer. Zumal wissen die älteren Frauen, die es auf künstlerischem Gebiete zu einer Bedeutung gebracht haben, viel von den Kämpfen zu erzählen, die sie zu bestehen hatten, bis sie das alte Vorurteil gegen jede freie Berufsarbeit überwanden. „Die Frau gehört in die Familie, sie hat anderwärts kein Glück zu suchen," so lauteten

Digitized by Google

ja die alten Grundsätze, die wir nun doch allmählich zur Seite schieben.

Bei unserer Dichterin, der Tochter eines alten deutsch-slavischen Adelsgeschlechts, dessen Mitglieder verwandt und verschwägert mit einem großen Teil der hohen österreichischen Aristokratie sind, ihr Vater, Graf Franz Dubsky stand in persönlichem Dienste beim Kaiser Franz II., dem halb unfreiwilligen Schwiegervater Napoleon Bonapartes, war's auch nicht anders. Darum wäre sehr viel von den Eigenschaften der österreichischen Aristokratie einst und jetzt zu sprechen. In jener alten Zeit wurden litterarische Neigungen vom Adel keineswegs gefördert, eher noch Musik oder Malerei. Kaiser Franz selbst gab das Beispiel für die Geringschätzung der Litteratur, die sein Staatskanzler Metternich schon besser zu schätzen wußte — indem er sie nach Kräften drangsalirte. Später freilich hat sich der Geschmack auch hierin geändert, und einzelne Mitglieder des kaiserlichen Hauses selbst legten ihren Stolz darein, als Schriftsteller, ja sogar als Dichter (wie der tragische Kaiser Max von Mexiko) etwas zu gelten. Und das vom Hof gegebene Beispiel wurde maßgebend für den Adel, der ja in seiner Entwickelung auch sonst nicht stehen blieb und sich nach dem Sturz des Feudalismus im Jahre 1848 aus einem Agraradel vielfach in einen Industrieadel verwandelte.

Dann wäre zu erzählen von dem Verhältnis der

Digitized by Google

Slaven und Deutschen in Österreich einst und jetzt. Zur Jugendzeit unserer Dichterin gab es noch keine Sprachenkämpfe in Böhmen, die unser heutiges innerpolitisches Leben so sehr lähmen. Damals lebten die Nationalitäten unter dem gleichen Druck von Polizei und Censur recht friedlich nebeneinander. Das Volk sprach seine Provinzsprache, seine slavischen oder deutschen Dialekte, die Gebildeten sprachen die deutsche Kultursprache. Noch immer hatte ja Österreich den Vorsitz im Deutschen Bunde seligen Angedenkens und fühlte sich als deutscher Staat. Der Österreicher in den slavischen Provinzen lernte gleichzeitig beide Sprachen von Jugend auf, und man fand gar kein Arg dabei, mochte sich auch bei dieser Mischung in Stil und Betonung ein eigentümliches österreichisches Deutsch entwickeln, das man sofort als pragerisch oder brünnerisch erkannte. In den Provinzen hatte auch die deutsche Litteratur ein eigenes Leben fortgeführt, dessen Geschichte Professor August Sauer (Prag) vor einigen Jahren erst in der neuen Auflage von Gödekes „Grundriß" zu schreiben unternommen hat. Die großen Ereignisse in der deutschen Litteratur an der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts wirkten wie mächtige Wellenschläge im Meer, die sich allmählich bis in seine fernsten Küsten fortpflanzen. Man war im Vormärz gut deutsch in den österreichischen Provinzen; jene slavischen Gelehrten, welche die nationalen

Digitized by Google

Forderungen und Ambitionen ihres Stammes später zu so leidenschaftlicher Glut entfachen sollten, wirkten damals noch in der Stille ihrer Studierstuben. Das Feld behaupteten nach den Klassikern die hervorragenden Wiener Dichter: Grillparzer, Lenau, Anastasius Grün u. a. Von all dem müßte hier des Näheren gesprochen werden, da es nicht bloß auf die Jugend unserer Dichterin bestimmend einwirkte, sondern weil sie in ihren Schriften (insbesondere in „Božena") gute Kenntnis dieser Zustände verrät; sie gingen ganz gewiß nicht spurlos an ihr vorüber.

Und je länger man ihrem Lebensgange folgte, um so weiter müßte sich auch der Horizont des Erzählers ausdehnen, denn unsere Dichterin war ein frühzeitig empfängliches Wesen, das mit offenen Augen um sich blickte, und in einem guten Gedächtnis seine Erfahrungen und Eindrücke festhielt. Man müßte auch erzählen vom Wiener Burgtheater in den Jahrzehnten seines unbestrittenen Glanzes als erster deutscher Bühne. Denn neben der Lektüre waren es nach ihrem eigenen Berichte in dem kleinen autobiographischen Abriß: „Aus meinen Kinder- und Lehrjahren", die klassischen Vorstellungen im alten Burgtheater—Schiller, Shakespeare — die sie in der Familienloge schon als zehnjähriges Mädchen besuchte, und die in ihr die mächtigsten poetischen Begeisterungen erweckten. So wenig litterarisch der häusliche Geist war, so strömte er doch auf anderem

Digitized by Google

Wege dem jungen Talente reichlich zu. Die bedeutenden Vertreter der großen klassischen Rollen — eine Rettich z. B. — waren wohl auch für die junge Komtesse, wie für die ganze edlere Wiener Jugend, die ersten Objekte der Schwärmerei. Späterhin trat noch der persönliche Verkehr mit hervorragenden Dichtern und Dichterinnen hinzu, um unsere Ebner anzuregen und zu fördern. Wir wissen, daß sie Grillparzer noch persönlich kannte, daß sie bei Friedrich Halm geradezu Unterricht nahm. Innigste Freundschaft verband sie viele Jahrzehnte ihres Lebens mit der kritisch und lyrisch hoch begabten Betty Paoli, die erst 1894 im hohen Alter von 81 Jahren starb; ferner mit der ausgezeichneten Erzählerin Louise von François, mit der bei der Entfernung der Wohnsitze beider — François in Weißenfels, Ebner in Wien — der Verkehr zumeist brieflich gepflogen wurde. Ebenso innig verkehrte unsere Dichterin mit einer anderen geistig hervorragenden Frau, Ida von Fleischl, die auch erst vor zwei Jahren hochbetagt starb. Das Fleischlsche Haus in Wien, von wissenschaftlich thätigen Söhnen belebt, war lange Zeit ein angesehener Mittelpunkt der Wiener Gesellschaft.

Und noch weiter, über Österreich und Wien hinaus müßte sich der Horizont des Biographen dehnen, wenn er zum Bericht über die Blütezeit Marie Ebners käme, die spät erst begann, am Ende der Achtziger

Digitized by Google

Jahre, als sich die Dichterin dem sechzigsten Lebensjahre näherte und nun in sehr raschem Laufe und bei außerordentlich gesteigerter Fruchtbarkeit, angeeifert vom reich zuströmenden Lobe der Kenner und vom Eifer des Lesepublikums für ihre Schriften, sich die Liebe und Verehrung der ganzen deutschen Nation für immer sicherte. Damals war Paul Heyse, der gleichaltrige Bruder in Apoll, einer der Ersten, der unsere schon verzagte Dichterin durch seine Anerkennung wieder ermutigte; er druckte die „Freiherren von Gemperlein" mit einer seiner kurzen schönen Vorreden im „Deutschen Novellenschatz" ab und erzielte damit einen großen Erfolg. Dann trat Julius Rodenberg in ihren Kreis, der unermüdliche Redakteur und vielerfahrene Ratgeber junger Dichter . . . u. s. w. Man müßte die Geschichte der deutschen Litteratur und der Geistesbewegung überhaupt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts schreiben, um eine vollkommene Biographie Marie Ebners zu schaffen, denn sie las seit jeher sehr viel, sie hat sich gründliche Kenntnisse in verschiedenen Fächern der Geschichte, Philosophie, Litteratur erworben, ja sogar aus persönlicher Liebhaberei die Uhrmacherkunst erlernt und sich mit ihrer Geschichte vertraut gemacht. Alle Strömungen im öffentlichen und litterarischen Leben hat sie seit Jahrzehnten mit großer Teilnahme verfolgt, wie man das schon bei flüchtiger Lektüre ihrer Schriften wahrnehmen kann, und mit

Digitized by Google

Kenntniſſen reich ausgerüſtet, iſt ſie ſchöpferiſch in den großen Geiſterkampf ihrer Zeit eingetreten.

Dieſe hier ſkizzierten Aufgaben des idealen Ebner-Biographen zu löſen, muß aber einer glücklicheren Zukunft vorbehalten bleiben. Wir müſſen uns nach Maßgabe unſerer Mittel damit beſcheiden, die wichtigſten Lebensdaten ſo, wie wir ſie einmal von der Dichterin ſelbſt erhalten haben, mitzuteilen.

Marie von Ebner-Eſchenbach wurde am 13. September 1830 auf Schloß Zdislavic bei Ungariſch-Hradiſch im öſtlichen Mähren als die Tochter des Kammerherrn und Majors Grafen Franz Dubsky geboren. Schloß Zdislavic befindet ſich noch jetzt im Beſitze der Dubsky, und zwar des jüngeren Bruders der Dichterin, Geheimrats Grafen Adolf Dubsky, der als einer der Führer des Großgrundbeſitzes im öſterreichiſchen Hauſe der Abgeordneten eine hochangeſehene politiſche Stellung einnimmt. Seit dem Jahre 1830 iſt Schloß Zdislavic vorteilhaft ergänzt und zeitgemäß ausgeſtattet worden; aber man ſieht ihm noch jetzt an, daß es urſprünglich im Stile etwa der Empirezeit nur als ein beſcheidenes Herrenhaus gebaut worden war. Es beſitzt einen großen und ſchönen Park, in dem unſere Dichterin in jungen und alten Tagen viele ſchöne Zeiten verbracht hat. Im Park befindet ſich auch die künſtleriſch geſchmückte Familiengruft der Grafen Dubsky, in der auch die Mutter Marie Ebners ruht, die ſie

Digitized by Google

nie gekannt hat, denn sie starb kurz nach der Geburt des Kindes. Sie war eine sächsische Baronin Vockel und Marie ihr zweites Kind. Demnach entstammt unsere Dichterin einer Mischung deutschen und slavischen Blutes, wie sie denn auch die Liebe zu beiden Stämmen nie verleugnet hat. Ihr Vater, Graf Dubsky, ein frommer, aber strammer Soldat, der sehr wohl Gottesdienst von Priesterdienst zu unterscheiden wußte, heiratete zum zweitenmale und hatte das Unglück, auch diese zweite Frau nach wenigen Jahren durch den Tod zu verlieren. Er heiratete zum drittenmale eine Gräfin Kolowrat, und von dieser dritten Gattin ihres Vaters wurden seine Kinder erster und zweiter Ehe erzogen. Sie ward auch unserer Dichterin eine gute Mutter, wie wir gleich von ihr selbst hören werden.

Die ungewöhnliche geistige Begabung trat bei ihr schon früh zutage. Lernbegier, rasche Auffassung, klares Denken und vor allem ein fröhlicher, flinker Witz wurden bald an ihr bemerkbar. Die Erziehung der Mädchen wurde in jenen patriarchalischen Zeiten weniger streng, als die der Knaben genommen. Sie lag zumeist in der Hand von Gouvernanten, die oft von Paris bezogen wurden, damit für ein gutes Französisch gesorgt werde, die aber nicht immer berufene Erzieherinnen waren. Komtesse Marie nahm auch Anteil am Unterricht, den ihre Brüder

Digitized by Google

beim Schullehrer oder Hofmeister empfingen, nur durfte sie nicht zu eifrig studieren, keine Gelehrte werden wollen. Das galt zu jener Zeit als sehr unschicklich für eine junge Aristokratin. Das Beste war aber die Freiheit, die dem Kinde gelassen wurde, und die es nach seinen guten Instinkten benutzte. Die Schloßbibliothek, von den anderen wenig benutzt, mußte ihre erste Lesegier befriedigen. Der Aufenthalt der Familie wechselte nach den Jahreszeiten zwischen Wien und Zdislavic, und die Wintersaison brachte mit ihren Besuchen des Burgtheaters in Wien zahlreiche Anregungen. Sie erzählt darüber in dem erwähnten autobiographischen Fragment:

„Mit der neuen Stiefmutter zog ein regerer Geist in uns ein. Sie war eine schöne, liebenswürdige, sehr talentvolle Frau, ich zerfloß in Bewunderung der Bilder, die sie malte, der Lieder, die sie sang, besonders aber der Bücher, die sie uns vorlas. Das erste, was ich durch sie kennen lernte, war Grüns ‚Letzter Ritter'. Dieses edle Gedicht übte einen außerordentlichen Zauber auf mich aus, und wenn sein Inhalt sich mir auch nur zu einem verschwommenen Bilde gestaltete, die Verse drangen mir in die Seele mit klingendem Spiel und tönendem Schritt" . . . Die Dichterin erzählt dann in ihrer heiteren Art, wie sich ihrer das Ideal, eine große deutsche Dichterin zu werden, in diesen Jahren kindlicher Überschwenglichkeit bemächtigte. Am Vor-

Digitized by Google

abend ihres vierzehnten Geburtstags hatte sie ihrer fernen Erzieherin geschrieben, daß sie entschlossen wäre: „entweder nicht zu leben oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten zu werden." Und sie fährt fort: „Es giebt kein Pförtchen, das zu schriftstellerischem Ruhm führen kann, an das ich nicht gepocht hatte. Da entstand ein Epos aus der römischen Geschichte, es entstanden Lust- und Trauerspiele, Novellen und zahllose Gedichte" ....

Die gute Mutter, die diesem Treiben ihrer begabten Tochter zusah, faßte endlich 1847 den Entschluß, sich bei einer berufenen Persönlichkeit über den Wert der zahllosen poetischen Versuche zu erkundigen. Zu dem Zwecke wandte sie sich gleich an den bedeutendsten der damals in Wien lebenden Dichter, an Franz Grillparzer, mit dem sie in freundschaftlichen Beziehungen stand, und der Dramatiker nahm sich in der That die Mühe, den Stoß von Papieren zu lesen, den ihm die Gräfin überbracht hatte. Sein Urteil hat er zum Glück schriftlich niedergelegt, der Originalbrief liegt im Grillparzer-Archiv der Stadt Wien als kostbares Geschenk unserer Dichterin aufbewahrt, und wir können das bedeutsame Schriftstück hier mitteilen, das wir zuerst im achten Jahrgang des Grillparzer-Jahrbuchs veröffentlicht haben. Der Brief lautet:

Digitized by Google

Gnädige Gräfin!

Ich wollte, früher durch eigene Unpäßlichkeit verhindert, mir gestern die Ehre geben, Ihnen meine persönliche Aufwartung zu machen, fand Sie aber nicht zu Hause. Da ich nun für die nächsten Tage über meine Zeit nicht disponieren kann, will ich nicht säumen, schon jetzt wenigstens schriftlich meine Meinung über die Gedichte Ihrer verehrten Tochter abzugeben.

Die Gedichte zeigen unverkennbare Spuren von Talent. Ein höchst glückliches Ohr für den Vers, Gewalt des Ausdrucks, eine, vielleicht auch nur zu tiefe, Empfindung, Einsicht und scharfe Beurteilungsgabe in manchen der satirischen Gedichte bilden sich zu einer Anlage, die Interesse weckt und deren Kultivierung zu unterlassen wohl kaum in der eigenen Willkür der Besitzerin stehen dürfte.

Was noch fehlt, ist jene Reife, die den Dichter erst zum Künstler macht, jene durchgehende Verständlichkeit, die den Gedanken ungehindert auf den Zuhörer (oder wohl gar Leser?) überträgt. Junge Frauenzimmer sind jungen Männern von gleichem Alter an Verstand und Einsicht gewöhnlich um mehrere Jahre voraus; aber eines fehlt ihnen, was uns unsere mitunter abgeschmackten methodischen Studien geben: Ordnung in den Gedanken. Daran fehlt es zum Teile in diesen Gedichten, namentlich wo sie zu schildern suchen und

Digitized by Google

die Empfindung der Begebenheit störend in den Weg tritt.

So viel im allgemeinen und in Eile. Vielleicht ist es mir gegönnt, Einzelnes und Näheres mündlich nachzutragen.

Hochachtungsvoll ergebenster

Grillparzer.

Dieser Brief mutet uns wie die Dichterweihe Marie Ebners an: die alte Zeit begrüßt die kommende, der alte Meister das verheißungsvolle junge Talent. Sicherlich hat unsere Dichterin ebenso gefühlt, denn sie bewahrte das große Quartblatt wie ein Diplom auf. Man darf auch annehmen, daß sie sich jedes Wort Grillparzers einprägte, und daß insbesondere seine geistreiche Äußerung über den Mangel an methodischen Studien der „jungen Frauenzimmer" großen Eindruck auf sie machte. Denn wir wissen von ihr selbst, daß sie noch als junge Ehefrau deutschen Sprachunterricht nahm und nun erst recht fleißig wurde.

Sie heiratete nämlich schon mit achtzehn Jahren, im Jahre 1848 ihren Cousin, den Reichsfreiherrn Moritz von Ebner-Eschenbach, der um fünfzehn Jahre älter als seine Braut und damals schon Hauptmann in der Genietruppe war. Die Ehe blieb kinderlos, aber ungetrübt bis ins hohe

Digitized by Google

Alter, denn Baron Ebner starb wenige Monate bevor die goldene Hochzeit gefeiert werden sollte, zu der schon mancherlei Vorbereitungen getroffen worden waren (Februar 1898). Auch er entstammte einem alten und nicht unbegüterten Geschlechte, das schon im achtzehnten Jahrhunderte in österreichische Dienste getreten war und in dem großen, erst nach seinem Tode demolierten Hause zu „den drei Raben" in der Rothenthurmstraße 27 in Wien gleichsam seinen Familiensitz hatte. Hier wurde der Baron geboren, hier wohnte er in derselben Wohnung fünfzig Jahre mit seiner Frau. Wie Schloß Zdislavic vielfach der Schauplatz der Ebnerschen Dorf- und Schloßgeschichten ist, so hat dieses alte Haus in einer der engsten Gassen des ältesten Stadtteils von Wien den Schauplatz für ihre vielgenannte Erzählung „Lotti die Uhrmacherin" geliefert. Die Thätigkeit Baron Ebners war mehr militärwissenschaftlicher als kriegerischer Art. Als er heiratete, war er Lehrer an der Ingenieur-Akademie in Wien; er selbst war ein Schüler und Freund des berühmten Wiener Physikers Ettingshausen und hat auch viele Beiträge in den Schriften der Wiener Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Sein Lieblingsphilosoph war Schopenhauer, an dem er bis zu seinem Ende festhielt. Bald nach dem Revolutionsjahr wurde die Schule nach Klosterbruck bei Znaim an der Thaya verlegt, und Baron Ebner, der Physik und Mathematik

Digitized by Google

lehrte, übersiedelte mit der Anstalt dahin. Seine Gattin ging mit. Da mochte sie sich auch jene gute Kenntnis des österreichischen Offizierslebens erworben haben, die sie in der „Božena", im „Rittmeister Brand" und anderwärts bekundet. Die Einsamkeit in der Provinz kam ihren litterarischen und wissenschaftlichen Neigungen nur zu gute. Sie war (und blieb) eine Frühaufsteherin, konnte schon um fünf Uhr morgens bei den Büchern sitzen. An Ausflügen nach Wien und zu den Verwandten in Böhmen und Mähren wird es darum auch nicht gefehlt haben. Die Kinderlose war in der ganzen Familie zu brauchen und hat manche Nichten und Neffen auferzogen, wie uns ihr schönes Gedicht „Liebeserklärung" munter erzählt, das sie an ihrem 60. Geburtstag, entzückt von den Gratulationen der inzwischen auch schon Mutter gewordenen Nichte, niederschrieb: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder"... Im Jahre 1863 wurde Baron Ebner, der sich auch in der wissenschaftlichen Welt einen Ruf erworben hatte, nach Wien ins Genie-Komitee zurückberufen. Bis zum Jahre 1874 blieb er aktiv, mit dem Range eines Feldmarschalllieutnants und eines Geheimrats mit dem Titel Exzellenz trat er 1874, noch immer sehr rüstig, in den Ruhestand. Seine Muße benutzte der Freiherr zu weiten Reisen durch ganz Europa und drüber hinaus, bis nach Persien. Da sammelte er Beobachtungen aller Art, nahm photographische Bilder auf und

Digitized by Google

zu Hause verarbeitete er seine Reiseerinnerungen in sorgfältiger Weise zu mächtigen Büchern, die er aber nicht drucken ließ. Einen knappen Auszug aus seinen Lebenserinnerungen hat seine Frau ein Jahr nach seinem Tode in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (München) veröffentlicht. In seinen letzten Lebensjahren hat sich Baron Ebner auch als Erzähler versucht und zwei hübsche Geschichten: „Hypnosis perennis" im Cottaschen Verlage veröffentlicht. In der Titelnovelle dieses Bändchens hat er seiner Frau in liebenswürdiger Weise gehuldigt, indem er, ohne sie zu nennen, ihre Erzählung „Nach dem Tode" citierte und lobte.

Die weiten Reisen ihres Gatten machte Marie Ebner nicht mit. Einmal schon darum nicht, weil sie das Reisen nicht gut vertrug. Sie kam die längste Zeit ihres Lebens garnicht über die Grenzen Österreichs hinaus. Die Sommermonate pflegte sie in den letzten Jahrzehnten in St. Gilgen in Oberösterreich zu verbringen, wo auch ihre Freundin Ida von Fleischl wohnte, den Herbst in Zdislavic oft bis in den Dezember hinein, dann kehrte sie nach Wien zurück, um die Stadt im Mai wieder zu verlassen. Als sie zur Geltung gelangte, wurde sie mit Einladungen zu dichterischen Beiträgen der größten deutschen Monatsschriften dermaßen überhäuft, daß sie Mühe hatte, auch nur einen kleinen Teil davon zu erledigen. Sie war mit Freuden

Digitized by Google

fleißig, und da fühlte sie die Ansprüche des Wiener Gesellschaftslebens oft störend; sich ihnen entziehen mochte sie aber auch nicht. Darum ging sie immer wieder gern aufs Land, wo sie ohne Störung arbeiten konnte. Erst nach dem Tode ihres Gatten entschloß sie sich zu einer größeren Reise, sie fuhr nach Rom, um dort den Winter zuzubringen. Im hohen Alter von 68 Jahren betrat unsere Dichterin zum erstenmale die „ewige Stadt", und welchen Eindruck sie auf ihr immer noch empfängliches Gemüt machte, wie sie auch jetzt noch zu lernen bestrebt war, davon zeugen die hübschen Plauderbriefe, welche sie im vorigen Jahre über Rom in der „Gartenlaube" veröffentlichte. Sie hat sich auch hier keinen Müßiggang gegönnt.

Sie mußte auch hier arbeiten. Sie konnte nicht anders, als immerfort thätig sein, ihre Natur forderte es so von ihr. In einem der wenigen lyrischen Gedichte, die sie der Aufnahme in die Ausgabe ihrer gesammelten Schriften (6 Bände bei Gebrüder Paetel in Berlin) würdig gefunden hat, spricht sie von dem sie beseelenden Dämon der Arbeit in so bedeutsamer Weise, daß wir das ganze Gedicht hier citieren müssen.

So ist es.

Sie sagen mir: „Das Dichten reibt dich auf.
Wir bitten, laß es! thu' das uns zuliebe."
— „Mir selbst zuliebe thät ich's, wenn ich könnt'."

Digitized by Google

— „Du kannst, sobald du willst. Doch daran fehlt's,
Am kräftigen Entschluß, sie zu besiegen
Die liebe Eitelkeit. Man lobt uns ja,
Und der an Lob gewöhnt, entbehrt es schwer."
— „Das weiß ich nicht, doch eines weiß ich gut:
Ob tausendmal auch mehr, als sich gebührte,
Mir Schätzung wurde, dennoch, glaubt mir, dennoch
Mein armes Rühmchen wär mir feil, und mit
Entzücken gäb' ich's für die Freiheit hin.
Ich diene ja, seht ihr, bin willenlos
In meines Dämons Macht . . . Wie nenn' ich ihn?
Heißt er vielleicht, — daß Gott erbarm'! — Talent?
— Man sagt, die meisten, die von ihm besessen,
Sie wähnten ihn zu lenken, hielten ihn
Für ein Geschenk der gütigen Natur
Und pflegten ihn mit stolzer, treuer Liebe.
Doch faß' ich's nicht. Ist's möglich denn, zu lieben
Was dir das Höchste raubt, die Selbstbestimmung?
Was dir mißgönnt die unbefang'ne Freude;
Entwertet deinen edelsten Genuß
Durch seiner Flüsterstimme rastlos Mahnen:
— Besinne dich! was machst du wohl daraus?
Gäb's nicht ein Bild — ein Streiflicht — ein Detail?
Der Dämon nimmt dein Herz, stiehlt dir die Seele,
Er füllt allein dein ganzes Denken aus.
Du hast nur ihn; ja dein ureignes Leben,
Dein menschlich Irren, jegliches Empfinden,
Dein glühend Mitleid, Haß und Zorn und Schmerz,
Dein stillstes Sehnen, dein geheimster Traum —
In seinem Dienst wird alles ausgemünzt.
— Und dann? was dann? . . . Ach, Zweifelsqualen, denn,
Ob auf der Münze auch die Prägung echt,

Digitized by Google

Und angethan, zu dauern wie das Gute,
Wie nur das Gute dauert und besteht; —
Das bleibt dir unbekannt und bleibt es jedem,
Der mit dir wandelt noch im Tagesschein."
Dünkt euch dies Schicksal so beneidenswert,
Ertrüg es einer, der es wenden könnte?
O Himmel! wenn ich's könnte, ginge mir
Im Alter noch ein neues Leben auf,
Ein Leben voller Ruhe, voller Frieden,
Und abgeschlossen ganz in meiner Liebe
Zu euch. Ihr Menschenkinder, Brüder, Schwestern.
— So nach wie vor blieb euer Leid das meine,
Und euer Glück durchsonnte mir das Herz,
Doch euch zu schildern hätt' ich aufgehört.

Das Alter hat Marie Ebner der Erfüllung mehr gebracht, als sie in ihrer bescheidenen Art jemals erwartet haben mochte. Als Persönlichkeit und als Dichterin wird sie in der engeren österreichischen Heimat, im Deutschen Reiche und im fernen Ausland mehr geschätzt, als irgend eine deutsche Dichterin je zuvor. Sie hat Verehrer in Frankreich, in Rußland und jenseits des großen Wassers, in Amerika. Was sie ihren guten Grafen Hermann Dornach in „Unsühnbar" sagen läßt: „Wenn uns auf Erden etwas mit Zins und Zinseszins zurückgezahlt wird, so ist es unsere Menschenliebe" — das bewahrheitet sich zunächst an ihr selbst. Der „Menschenglaube", den sie als seine erste Priesterin verkündet, hat sich bewährt.

Digitized by Google

Männer und Frauen huldigten ihr. Ihre „Aphorismen“ sind beinahe schon Gemeingut der Gebildeten der Nation geworden, sind alten oder Goetheschen Spruchwörtern gleich ins Publikum gedrungen. Vornehme Schriftsteller zitieren sie gern wegen der wundersamen Präzision im Ausdruck. Auch an offiziellen Ehrungen hat es nicht gefehlt. Der Kaiser von Österreich hat ihr — zum erstenmale einer Frau — 1898 die Ehrenmedaille für Kunst und Wissenschaft verliehen, mit der sich nur wenige und auserlesene Männer unserer Monarchie schmücken dürfen. Und gelegentlich ihres siebzigsten Geburtstags hat sie die Wiener Universität — gleichfalls eine zum erstenmal einer Frau erwiesene Ehrung — zum Ehrendoktor ernannt. Die Geburtstagsfeier gewann einen Umfang von einer Größe, die auch die glühendsten Verehrer Marie Ebners vorher zu erwarten nicht den Mut hatten. An diesem Tage schwiegen alle litterarischen Gegensätze, Junge und Alte rühmten die Dichterin, und es trat klar hervor, daß sich nun die Nation des unvergänglichen Besitzes bewußt geworden ist, den sie an dieser Dichterin und ihren Werken gewonnen.

Umsomehr Berechtigung haben die folgenden Studien, welche Gehalt und Art der Ebnerschen Dichtung zu ergründen bestrebt sind.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dramatiſche Schriften

„Maria Stuart in Schottland“ (1860).

Marie Ebner tritt unter dem Zeichen Schillers in die Litteratur. Das älteſte Werk, das uns von ihr zugänglich iſt, weil es — in einem freilich ſehr beſcheidenen Drucke vorliegt und noch mit dem Namen „M. von Eſchenbach“ gezeichnet iſt (Wien, Wallishauſer 1860) iſt das Schauſpiel: „Maria Stuart in Schottland“, das ſichtlich in Beziehung auf Schillers Trauerſpiel geſchrieben wurde. Schiller hat bekanntlich nicht die ganze Reihe der Kataſtrophen dargeſtellt, welche die Lebensgeſchichte Maria Stuarts bilden, ſondern nur die letzte: ihren Tod. Alles, was vorherging: die unglückliche Ehe mit Darnley, den Tod Rizios, Marias treuen Sekretärs, den merkwürdigen Tod Darnleys, der mit ſeinem Schloſſe in die Luft geſprengt wurde, Marias verhängnisvoll raſche Vermählung mit Bothwell, den die Volksſtimme allgemein als Darnleys Mörder bezeichnete — alle dieſe höchſt

Digitized by Google

aufregenden Ereignisse, welche die Phantasie der Dichter und Geschichtsschreiber vor und nach Schiller beschäftigten, hat unser Klassiker in seinem Trauerspiel nur — und auch dies nur zum Teil — nachträglich erzählen lassen und die Handlung auf die letzten Lebenstage Marias beschränkt. Soviel weise Erwägung Schiller dabei geleitet haben mag, so wenig ließ die romantische Geschichte seine Nachfolger in der Kunst ruhen, und sie versuchten sich öfters in der Ergänzung seiner Dichtung. Otto Ludwig z. B. beschäftigte sich in seiner grüblerischen Weise auch mit diesem Thema, und zur selben Zeit, natürlich ohne eine Ahnung von den Absichten des einsamen Thüringers zu haben, auch unsere Dichterin.

Sie erkannte in dem Schicksal der unglücklichen Schottenkönigin das typische Schicksal des Weibes überhaupt. Maria Stuarts Charakter stand ihr nach der Schillerschen Zeichnung fest: ein königliches Weib, voller Hochherzigkeit und idealem Schwunge, und ein weibliches Weib, bei dem das Herz und seine Tugenden mehr Bedeutung und Anwert haben, als äußerer Titel, Rang und politische Stellung. Obwohl sie eine Königin ist, erkennt sie doch nur das Naturrecht der Begabung an; ein Adel, der nur aus den Verdiensten seiner Vorfahren Kapital schlägt, kann ihr nicht Respekt einflößen; auch er muß seine bevorzugte Stellung durch eigene Tüchtigkeit stützen; das Volk hingegen erscheint

Digitized by Google

ihr als eine leicht bestimmbare und geknebelte Masse. Naturgemäß ist die Maria Stuart unserer Dichterin, weil sie uns in einem Lebensalter vorgeführt wird, das viele Jahre hinter der Handlung Schillers zurückliegt, umsoviel offenherziger, leidenschaftlicher, weltkundiger, als die Gefangene Elisabeths. Sie hat ein mächtiges Liebesbedürfnis, und ist sie verliebt, so setzt sie ein unbegrenztes Vertrauen in den Mann ihrer Liebe. Dies Vertrauen wird ihr Verhängnis; ihre Unfähigkeit, sich zu verstellen, macht sie zum Spielball der ehrgeizigen und gewissenlosen Männer ihrer Umgebung. Denn die Männer, nicht etwa nur, wenn sie schlecht sind, sondern eben weil sie Männer sind, können Maria Stuart nicht in Frieden regieren lassen. Der schönen Königin naht sich keiner mit uneigennützigen Absichten, und selbst wenn er es gethan hat, so bleibt er nicht dabei: die so recht männliche Leidenschaft nach Machtbesitz und Machtausübung ergreift ihn in der Nähe des Thrones, und er wird zum Verräter an der geliebten Frau, die leider Königin ist. So ist die Welt, so sind die Geschlechter nun einmal beschaffen: dies im dramatisch packenden Bilde zu sagen, erscheint als die poetische Tendenz der Dichtung.

Man kann diese Anschauung als den Pessimismus einer Frau bezeichnen; ihre Heldin muß mitunter als sentimental erscheinen, sie selbst ist es nicht. Sie hat sich sichtlich bemüht, Maria Stuart eher herb als

Digitized by Google

idealisierend zu zeichnen. Sie stellt sie als Kind ihrer Zeit hin, z. B. in Religionsfragen. Die fanatischen Puritaner des Schottland jener Zeit der ersten Nachwirkungen der Reformation, begegnen in ihrer Königin einer nicht viel weniger eifrigen Katholikin. Auch dies erschwert ihren Stand. Maria Stuart macht auch aus ihrem papistischen Eifer kein Hehl, und je höher die Wogen der Rebellion um sie steigen, umsoweniger politisch, umso leidenschaftlicher und offenherziger benimmt sie sich, bis sie schließlich, wie ein von allen Seiten umstelltes Reh, gerade dem ärgsten Feinde, ihrem Stiefbruder, dem gewissenlosen Bastard Murray ins Garn geht und auf seinen perfiden Rat sich zu Elisabeth von England flüchtet.

Dies wäre der allgemeine Geist des Schauspiels „Maria Stuart in Schottland." Die Handlung ist reich, überreich, und in dieser Überfülle liegt der fatalste Fehler des Stückes. Die junge Dichterin wollte vermutlich dem vielen Anfängern in der dramatischen Kunst oft gemachten Vorwurf des Mangels an Handlung vorbeugen, und sie hat des Guten zuviel gethan. Nicht ein Drama, sondern zwei, drei Dramen könnten mit der Menge dessen, was in dem Stücke vorgeht, genug haben. Man hat Mühe, dem Gang der überaus erfinderisch (wie schon Otto Ludwig sagte, der das Stück in einem aus seinem Nachlaß [1891] in der Grunowschen Ausgabe Bd. V S. 374] gedruckten

Digitized by Google

Aufsatz besprach) gebauten Handlung zu folgen, und vollends sie nachzuerzählen.

Das Schauspiel setzt mit der Stimmung nach der Ermordung Rizios ein. Unter den Augen Marias selbst ist er von maskierten Verschworenen erdolcht worden, sie konnte ihn nicht einmal mit ihrem eigenen Leib decken, über ihre Schulter hinweg traf ihn der mörderische Stahl. Nun ist ganz Schottland in Aufruhr. Maria ist nach Holywood geeilt, um Gericht über das Verbrechen zu halten. Sie weiß nicht, daß Rizios Mörder ihr eigener Gatte Darnley war. Sie liebt noch ihren Gatten, aufrichtig, hingebungsvoll, rückhaltlos, wie nur sie lieben kann, und diese Liebe macht sie blind: sie kann unmöglich schlecht vom Geliebten denken. Doch soll ihr dieser selbst die Augen öffnen. Darnleys Liebe zu ihr ist längst erkaltet, ihn erfüllt nur noch eine Leidenschaft: die Herrschsucht. Maria hat ihm nur den Titel, nicht die volle Macht eines Königs eingeräumt, denn dazu hält sie sich nicht für berechtigt; er aber will König um jeden Preis werden. Rizio schien ihm in zu hohem Maße das Vertrauen der Königin zu besitzen, darum mußte er beseitigt werden, und Darnley gesteht, daß er sich vor nichts so sehr fürchte, als vor den Augen Marias:

Mit kaltem Mute
Stand ich vor Rizios entstellter Leiche,
Und blickte fest in sein gebroch'nes Auge.

Digitized by Google

Allein, Murray, zwei Augen giebt's, vor die
Zu treten Todesgraun mich faßt . . . .
Ich haſſe und verabſcheu' dieſe Augen,
Sie haben oft ſo ſtolz mich angeblickt,
So hochmütig und höhniſch, daß in mir
Jedwed Gefühl in Wut ſich aufgelöſt
Und all mein Sehnen in dem Schrei nach Rache!

Dieſer Darnley findet den Mut, der makelloſen Gattin den Vorwurf zu machen, daß ſie, ſeine Ehre ſchändend,

Sich hingegeben einem niedren Günſtling —
Zum Ärgernis der Welt, zur Schmach des Gatten,
Herabgeſunken bis zur Buhlerin.

Damit zerreißt er das Band, das Maria an ihn gefeſſelt, ſie iſt nun nicht mehr blind vor Liebe. Er aber wird ſofort in einer draſtiſchen Szene beſchämt, als er gegen ihren Willen eine bei Rizio gefundene Briefſchatulle mit dem Degen aufſprengt und darin das Teſtament Marias findet, das ihn zum König von Schottland für den Fall beſtimmte, daß ſie vor ihm ſterben ſollte. Damit iſt aber auch ſchon die ganze Energie, zu der ſich der ſchwache, beſtimmbare Darnley aufraffen konnte, erlahmt. Als es in Gegenwart der Verſchworenen gilt, vor Maria offen zu bekennen, wer den Todesſtoß gegen Rizio führte, hat er nicht den Mut zur Wahrheit. Darnley lügt in erbärmlicher Weiſe und opfert ſeine Helfershelfer. Herz und Achtung Marias vermag er aber trotzdem

Digitized by Google

nicht wieder zu gewinnen. Sie ahnt wohl das Richtige, aber da der König selbst — im alten absolutistischen Staate der Quell alles Rechtes — die That vollbracht hat, so steht sie außerhalb des Gesetzes. Darnleys Lüge aber verurteilt die Mitverschworenen zum Kerker. Und just in dem Moment, wo Maria ihren Gatten verachten und die Erbärmlichkeit des übrigen anmaßenden Adels kennen gelernt hat, tritt der Mann in ihre Sphäre, der ihr Verhängnis werden sollte: Bothwell. Unter Höflingen, Intriguanten, Schmarotzern, Heuchlern und Lügnern der erste ehrliche Mann, der den Mut hat, zu sagen:

Ich liebe oder hasse
Aus meines eignen Herzens freier Wahl.
Verzeihung, Königin! Du kannst mit Trug
Und Lüge dich versöhnen, doch von mir
Die Lüge fordern — kannst du nicht.

Da wirft sich Maria in die Arme ihrer Vertrauten, der Lady Argyll und ruft:

O Leonor! Er ist ein Mann
In dieser Schar von Feiglingen und Schlangen

und der Vorhang fällt.

Mit diesen letzten Worten ist das tragische Thema der Dichtung angegeben: Maria glaubt, einen rechten Mann gefunden zu haben, und es ist auch einer, nach dem alten und noch immer nicht veralteten

Digitized by Google

Ideal: Der verkörperte Eigenwille, der vor keinem Hindernis, keinem Bedenken, keinem Wortbruch zurückschreckt, wenn es gilt, ein großes Ziel zu erreichen — und eben dieser Mann stürzt die nach ihm sich sehnende Königin ins Unglück.

Denn nun ist Maria ganz benommen, schrittweise und halb unbewußt nähert sie sich ihrem Verhängnis. Ihre seelische Veränderung bleibt natürlich nicht unbemerkt. Darnley macht vergeblich den Versuch, sich ihr wieder zu nähern. Er kommt gerade dazu, wie Bothwell auf den Knieen vor Maria liegt, um ihr leidenschaftlich seine Liebe zu gestehen. Da reißt er den Vorhang auseinander, der das Paar vor dem Hofe verdeckt, Maria hat zwar Geistesgegenwart genug, die knieende Stellung Bothwells so auszulegen, als würde sie ihn zum Markgrafen bestimmen, der an die Spitze des Heeres, an des Landes Grenzen treten soll; aber damit hat sie sich nicht weniger verraten, denn kurz vorher hatte sie abgelehnt, diese Wahl aus eigener Machtvollkommenheit zu treffen. Mit diesem drastischen Effekt schließt der zweite Akt.

Es wird immer ärger mit Marias Verliebtheit. Der um seine Stellung besorgte Darnley droht, als richtiger Schwächling, der er ist, mit dem Skandal. Er will die pflichtvergessene Königin vor ganz Europa bloßstellen, mit ihrem kleinen Sohne, dem Thronfolger durchgehen, Bothwell wird darüber rasend. Maria

Digitized by Google

nimmt ihm in einer aufs höchste bewegten Scene in feierlichster Weise das Manneswort ab, daß er Darnley nichts anthun werde, aber Bothwell bricht das gegebene Wort, geht hin und sprengt Darnleys Schloß, worin er noch die letzte Nacht zubringt, in die Luft.

Im vierten Akt spielt sich eine mächtig bewegte Gerichtsscene ab. Darnleys greiser Vater Lennox der früher immer zu Maria gehalten, hat Bothwell vor Gericht gefordert. Beweise freilich, die juristische Gültigkeit hätten, vermag er gegen den Mörder seines Sohnes nicht vorzubringen. Aber er bringt seine innere Überzeugung mit und trägt sie vor. Der brutale Bothwell wirft mit dem immer wirksamen Coup dem alten Manne den Handschuh zu. Natürlich kann ihn Lennox nicht aufnehmen, aber die Versammlung ergreift Partei für ihn und richtet damit nicht bloß Bothwell, sondern auch die Königin, der alte Lennox schleudert ihr noch einen fürchterlichen Fluch nach.

Im fünften Akt erscheint die Lage Marias schon so verschlimmert, daß sie nun ganz ausschließlich von Bothwell allein abhängt. Nun aber fällt auch von diesem „Manne“ die letzte Hülle, jener nackte Egoismus tritt hervor, der im Kampfe der Ertrinkenden den schwächeren von der letzten Planke stößt, die beide tragen soll. Nicht einmal töten will Bothwell mehr die Königin, die darum bittet, nachdem er sie schon

Digitized by Google

im Herzen auf den Tod getroffen, als er ihr cynisch zugestand, daß er trotz des gegebenen Wortes Darnley dennoch getötet habe. Das Weib, das er früher auf den Knieen angebetet hat, erscheint ihm jetzt als Sirene mit dem Kinderauge, und mit der Brust voll Argliſt und Tücke!

Was du verheißest, ist Glückseligkeit,
Was du gewährest Höllenqual und Pein,
Dein Wort ist Balsam — Gift sind deine Thaten,
Deine Geschenke, Goldesechtheit lügend,
Bei der Berührung — Moder, ekler Staub!

Nun ist Maria am Ende, sie selbst spricht die Resignation aus und läßt sich in die Gefangenschaft zu Elisabeth führen. —

Dieses erste Schauspiel Marie Ebners hat für uns jetzt nur lebensgeschichtliches Interesse, und wir lesen es nicht, um darüber zu Gerichte zu sitzen, sondern um zu erfahren, wie diese Dichterin, die wir später so sehr bewundern lernten, eigentlich angefangen hat. Und von diesem Gesichtspunkte ist es sehr lehrreich zu erfahren, daß Marie Ebner ausgerüstet mit der Bildung ihrer Zeit zum erstenmale in die Öffentlichkeit trat, nicht wie so viele andere Dichterinnen als ängstlich tastende Dilettantin, nicht mit unausgegorenen lyrischen Bekenntnissen, mit unklarer Sehnsucht, mit stotterndem Ausdruck (wie etwa Gerhart Hauptmann im „Prometidenlos"). Man erkennt vielmehr, daß sich Marie Ebner

Digitized by Google

nur zu sehr den Schulsack gefüllt hat, nur allzu fleißig Shakespeare und Schiller studiert hatte, nur allzu eifrig es den Großen nachthun wollte, andererseits aber auch gar keinen anderen als rein künstlerischen Ehrgeiz hatte, keinen didaktischen oder reformatorischen. Die künstlerischen Intentionen und Erinnerungen fließen nun freilich derzeit noch alle durcheinander und durchkreuzen und hemmen sich. „Maria Stuart in Schottland" ist gleichzeitig ein Intriguenstück und ein Charakterdrama. Es ist bewundernswert, wie tief und wie durchsichtig Marie Ebner schon jetzt die Gestalten ihrer Phantasie zeichnet: den Schwächling Darnley, den starken Bothwell, die allzu hochherzige Maria Stuart; auch die zahlreichen Nebenfiguren: den Schurken Murray, Marias Stiefbruder, ein Bastard nach Shakespeareschem Muster; den fanatischen Puritaner Ruthven, den ehrwürdigen Lennox, die gute Lady Argyll — das sind durchaus nicht Puppen, sondern lebendige Menschen. Gewiß: nach vorhandenen Vorbildern, aber mit einer persönlichen Note, keine äußerliche Nachahmung. Dafür zeugt schon die kräftige und durchwegs der Situation angepaßte Sprache, und diese Sprache hat schon hier die spezifisch Ebnersche Neigung, sich zum epigrammatischen Aphorismus abzurunden, sie ist trotz Schillers Pathenschaft beim ganzen Werke, nichts weniger als rhetorisch.

Man begreift daher sehr wohl, warum sich Kenner

Digitized by Google

wie Eduard Devrient, zu jener Zeit Intendant des Theaters in Karlsruhe, für das Stück sehr interessierten. Es war ja auch trotz allem, eine Talentprobe ersten Ranges. Devrient führte das Stück einigemale in Karlsruhe auf, die anderen Bühnen ließen es unbeachtet. Immerhin fühlte sich die junge Dichterin nicht entmutigt, tapfer ist sie immer gewesen, und sie versuchte sich neuerdings in einem Drama hohen Stiles mit der Tragödie „Marie Roland".

„Marie Roland." (1867).

Wieder war es eine Frau im Sturme des großen politischen Lebens, welche die Phantasie der Dichterin in Besitz genommen hatte. Marie Roland war zwar keine Königin von Geburt, aber eine königliche Frau ihrem Charakter nach, und „Königin der Gironde" wurde sie auch von Freunden und Feinden genannt.

Es soll hier nicht meine Aufgabe sein, die historisch wirkliche Gestalt Marie Rolands, die in heroischer Weise nach dem Sturz der von ihr inspirierten Girondisten, beim Beginn der Schreckensherrschaft Dantons und Robespierres auf dem Schafott starb, zu vergleichen mit der Gestalt, welche unsere Dichterin in ihrem fünfaktigen Trauerspiele geschaffen hat. Im allgemeinen sei nur gesagt, daß sich Marie Ebner mit großer

Digitized by Google

Treue, bis auf den freien Schluß, an die geſchichtliche Auffaſſung hielt, wie ſie etwa durch Sainte-Beuves Eſſay über Marie Roland in ſeinen „Portraits de femmes“ vertreten wird. Dieſe Überlieferung hielt ein wahrhaft ideales Bild der genialen Frau Roland feſt, die noch im Gefängnis angeſichts eines ſicheren Todes, ihre Lebenserinnerungen niederſchrieb, mit einer Klarheit, Ruhe und ſeeliſchen Heiterkeit, die von dem genannten größten Kritiker der Franzoſen geradezu bewundert worden. Nur in nebenſächlichen Einzelheiten erlaubte ſich Marie Ebner die Thatſachen der Biographie Rolands ihren dramatiſchen Abſichten zu Liebe zu verändern, dann aber freilich auch im Schluſſe mit dem ureignen Rechte des Dichters, der von der Geſchichte überlieferten Äußerlichkeit ihre eigene Seele einzuhauchen, iſt gerade dieſes Hervortreten der eigenen Dichterperſönlichkeit Marie Ebners das merkwürdigſte an dieſem Trauerſpiel der Grenzen der Weiblichkeit.

Marie Roland iſt die ſchöne, geniale, tugendhafte und von aller Welt — den politiſchen Parteifreunden, wie der Magd im eigenen Hauſe — aufs höchſte verehrte Frau des Miniſters Roland. Er iſt viel älter als ſie; ohne Liebe, aber doch in wahrer Hochachtung ſeines edlen Charakters hatte ſie ihn geheiratet; jetzt hat ſie ein ſiebenjähriges Töchterchen von ihm, das ſie ſehr liebt. Bisher hatte ſie ſich immer in

Digitized by Google

einer durch Talent und Charakter ausgezeichneten Gesellschaft bewegt und also sich noch unaufgeschlossen jungfräuliches, spröd-moralistisches Wesen bewahrt, indem sie beispielsweise herb abweisend gegen Frauen blieb, die sich vom sogenannten Pfade der Tugend entfernt hatten. Sie selbst war politisch und theoretisch für die Milderung der strengen Ehegesetze, für das Recht auf Ehescheidung eingetreten; aber eine Frau, wie Lodoïska, die in wilder Ehe mit ihrem Geliebten, dem Girondisten Louvet, lebte, durfte ihr reinliches Haus nicht betreten. Marie Roland ist also bisher kein abstrakter Idealist gewesen, die weibliche Ausgabe der theoretischen Girondisten. Thema der Tragödie ist es zu zeigen, wie sich dieser jungfräulich-herbe Doktrinarismus unter der Einwirkung großer Erlebnisse in ein edles und warmes und vollkommen weibliches schönes Fühlen verwandelt; wie sich Schritt für Schritt mit der Erkenntnis der Wahrheit und der eigentlich führenden Mächte der Geschichte die Persönlichkeit Marie Rolands läutert, um endlich nach völliger Überwindung aller Irrtümer den Weg zum Tode zu beschreiten: versöhnt mit sich und mit Gott — demselben Gott, dem die ursprünglich echt (nicht kirchlich) fromme Heldin im Wirbel der Revolution abgeschworen hatte. Hier also schon der Grundtypus jener „Erziehungsgeschichten", der so oft in der Ebnerschen Poesie der Meisterjahre wiederkehrt: im

Digitized by Google

„Kreisphysikus“, im „Gemeindekind“, und man fühlt sich auch an „Unsühnbar“ erinnert.

Die Handlung des Trauerspiels setzt mit einer Zusammenkunft der durch die pöbelhaften Jakobiner höchlichst beunruhigten Girondisten in Rolands Hause ein. Genug der schönen Reden! Es muß etwas geschehen, man muß handeln, denn der gewissenlose Marat hetzt in seinem „Peuple“ Tag für Tag die Massen gegen die Girondisten auf; man muß sich seiner, Héberts und der übrigen Genossen bemächtigen, sollen diese nicht der Gironde zuvor kommen. Gegen Roland haben sie so schon die Anklage auf Veruntreuung öffentlicher Gelder erhoben; eine niederträchtig lügnerische Anklage, denn Roland ist, wie allgemein bekannt, die verkörperte Redlichkeit. Wo aber hat in diesem Sturme der Parteikämpfe jemand noch ein Ohr für die Stimme der Vernunft und der Anständigkeit! Wird ja auch Marie Roland nicht geschont und von Marat und den Seinigen mit eben solch bewußter Perfidie verleumdet, wie früher Maria Antoinette mit Kot beworfen wurde. Es muß also ein Entschluß gefaßt werden. Aber die Männer der Gironde — geistreich und vornehm wie sie sind — kennen sich selbst zu gut, um nicht ihre eigene Schwäche: die Unfähigkeit zum politischen Handeln, einzugestehen. Das Höchste, was sie leisten können, ist der alte römerhafte Stoicismus, in dessen Ideal sie schon von der Schulbank auf erzogen wurden.

Digitized by Google

Auf die freche Anklage wegen Amtsmißbrauchs weiß der alte Roland nicht etwa mit einem energischen Gegenhieb, sondern mit dem stolzen Verzicht aufs Amt zu parieren: Das Thörichteste, was er in der Situation thun konnte, wie ihm seine Freunde selber sagen, aber es ist katonisch-römisch! Danton bietet den Girondisten die Hand zur Versöhnung. Er allein besitzt das echte politische Talent seit Mirabeaus Tode. Er ist kein Doktrinär; er weiß bei Zeiten einzulenken, die entfachten Leidenschaften des Volkes kann er zwar auch nicht beschwichtigen, um so besser versteht er's, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Danton ist viel zu gescheit und auch zu geschmackvoll, um an der Gesellschaft des blutrünstigen Marat und pedantischen Robespierre Freude zu finden. Da aber tritt die innerste Seele der Gironde, verkörpert in Marie Roland dem Vorschlag entgegen, sich mit Danton zu vereinigen: sie kommt nicht über ihre Grundsätze hinweg, sie kann nicht opportunistisch handeln, und den Girondisten, die sie um Rat fragen, ruft sie zu:

Er will sich euch versöhnen? ... Er vergißt,
Daß zwischen euch und ihm für ewig trennend
Das Blut der Opfer des Septembers qualmt. —
Wer gab es zu, daß eine Handvoll Teufel,
Des Pöbels Abschaum — Auswurf noch des Auswurfs —
Aus ihren Kerkern die Gefang'nen riß,
Und ungerichtet würgte — würgte — würgte!

Digitized by Google

Wer gab es zu? ... Gerechtigkeit, Und wer
Beſchwichtigte, bog ſcherzend aus und lachte,
Kaut' an den Nägeln, zuckte mit den Achſeln,
Wenn hier — Roland, Miniſter Frankreichs, kam,
Von dem Konvent der Mörder Strafe fordern? ...
Wer war der Mann? Derſelbe doch wohl nicht,
Mit dem er jetzt ein Bündnis ſchließen ſoll?
Die Niedrigkeit wird ihm nicht zugetraut,
Daß er, geſtürzt, die Freundſchaft deſſen ſuche,
Dem er Verachtung ſchwor viel tauſendmal
So lang noch ſein ein Schatten war von Macht!

Vergniaud.

Nein, nein, Marie! Ihr ſucht nicht Dantons Freundſchaft,
Noch bietet er ſie an. Nicht eure Herzen,
Doch eure Köpfe ſollen ſich verſteh'n.
Nehmt ihr ihn auf, er kommt kein einzelner,
Er führt das Volk ins Lager der Gironde ...
Noch iſt Danton kein ganz Verlorener;
Noch ringt ein Gott in ſeiner wilden Seele
Mit allen Höllengeiſtern, und noch ſchlägt
In ſeiner Bruſt das Herz der Republik;
Er iſt zur Umkehr fähig! — macht ſie möglich.
Je tiefer ſeine Schuld ihn niederwarf,
Je höher wird ihn ſeine Reue heben.

Buzot.

Ihn heben? — Bis zur Diktatur!

Barabaroux.

Halt da!

Marie.

Kein Bündnis mit Danton! O Freunde! Freunde!
Habt ihr das Land der Tyrannei entriſſen,
Es dem Verbrechen in den Arm zu ſchleudern?

Digitized by Google

— Ihr wißt, mit welchem Aug' ich ſie betrachte,
Die alle Schuld an Frankreichs Unglück trägt,
Des ſchwachen Ludwigs ränkevolles Weib. —
Ich haſſe ſie, ich habe ſie gefürchtet,
Und laut aufjauchzend grüßt' ich ihren Fall.
Doch ſchwör' ich's euch: mit dieſer meiner Hand
Erſchlöſſ' ich lieber ihres Kerkers Pforten,
Und böte ihr der Herrſchaft Scepter an,
Als daß ich euch — wär's eine Stunde nur —
Ihn führen ſäh' im Bunde mit Danton!

Genſonné.

Er hat dich oft verſpottet im Konvent;
Wir kennen deinen Abſcheu gegen ihn.
Doch gilt es jetzt des eignen Grolls vergeſſen —
Es gilt —

Marie.

Es gilt? — ich will dir ſagen, was!
— Es gilt für euch, auf eig'nen Füßen ſteh'n;
Braucht ihr der Hilfe, ſucht ſie bei euch ſelbſt!

Maries flammende Beredſamkeit ſiegt auch diesmal, zumal ſie von einer aufregenden Nachricht unterſtützt wird, welche Lodoïska bringt: ſie hat eine Nachtſitzung der Jakobiner belauſcht und dabei erfahren, daß ſie die Girondiſten am nächſten Morgen im Konvent ſelbſt ermorden wollen. Da hilft kein Zögern mehr: Die Gironde muß handeln.

Aber der Oberſt Lantenas, der den Befehl der Verhaftung aller Jakobinerhäupter ausführen ſollte, iſt ein Verräter, nur Hébert iſt's zu faſſen gelungen,

Digitized by Google

die anderen blieben frei, und diese setzten nun ihrerseits die Verhaftung des Ministers Roland durch. Da in dieser höchsten Not entschließt sich Marie, mit dem so verhaßten und verachteten Danton persönlich zu unterhandeln.

Inzwischen ist nämlich eine Wandlung mit ihr geschehen, die sie aus der gewohnten Unbefangenheit und Einheit mit sich selbst gerissen hat, so daß sie schon nicht mehr ganz dieselbe ist, die wir im ersten Akte kennen gelernt haben. Sie hat zunächst Achtung vor der guten opferfreudigen, demütigen Sünderin Lodoïska — die gewiß nicht absichtslos den slavisch klingenden Namen trägt — bekommen. Was die alles wagt für ihren Geliebten! und so gar nicht an sich denkt! ... Marie liebt auch den Girondisten Buzot, und ihr guter Gatte Roland ist so groß, daß er bereit ist, sich von ihr scheiden zu lassen, nach den neuen Ehegesetzen. Er weiß ja, daß er der jungen Frau nie genügen konnte; die ungleiche Ehe war ja eine Sünde gegen die Natur. Aber je erhabener sich Roland benimmt, um so weniger ist es Marien möglich, ihn zu verlassen. Wäre sie nicht für solch stoischen Moralismus empfänglich, so wäre sie eben nicht sie selbst. Zwar hat sie für die Lockerung der alten Ehegesetze gekämpft, allein: „weil ich's that, darf ich sie nie und nimmer überschreiten,“ sagte sie ihrem lieben Buzot. Und als er dringend fragte: „Warum? warum?“ erwiderte sie:

Digitized by Google

Fühlst du es nicht?
Weil sie, die leben und die leben werden,
Nicht sagen dürfen: „Seht, sie that's für sich."

In diesem Idealismus liegt der tiefste Kern ihres Charakters. Die idealistische Marie Roland ist nur so lange thatkräftig, als sie harmonisch ist, als sie die Selbstachtung besitzt. Sie hatte die Kraft, die Grenzen der Weiblichkeit zu überschreiten, ja sogar für den Tod Maria Antoinettes zu stimmen, so lange sie sich im Gewissen eines reinen Willens bewußt war; verliert sie dieses Bewußtsein, so ist sie schon auch innerlich gebrochen. Und eben diese wahrhaft tragische Unfähigkeit, unter dem Scheine der Thätigkeit fürs allgemeine Wohl, für eigene Interessen zu handeln, macht es ihr unmöglich, mit einem Danton zu paktieren, der doch sonst am selben Strange mit ihr zieht. Die Welt wird aber nicht abstrakt von den Idealen regiert, sondern von selbstischen Menschen, die bewußt oder unbewußt, für kürzere oder längere Zeit Werkzeuge, Organe dessen sind, was da werden soll. Das wirkliche Leben ist ein Gemisch von Himmel und Hölle, Laster und Tugenden, Selbstsucht und Adel, gerade so wie Danton.

Als ihm nun Marie Roland (im großartigen dritten Akt des Stückes, einem der Höhepunkte der gesamten Ebnerschen Dichtung) persönlich entgegentritt, da wird auch sie vom Zauber seiner genialen Persönlichkeit fasciniert. Wie steht er turmhoch über seinen

Digitized by Google

Genoſſen, den Marat und Robespierre, mit denen ihn Maria in einen Topf warf! Mit welch' ſpieleriſcher Heiterkeit betreibt Danton das rauhe Handwerk der Politik in dieſer blutgetränkten Zeit! Noch bevor ſie eintrat, haben wir ſchon bei dem kurzen, aber weittragenden Befehl, den Danton dem Huiſſier des Konvents gab, das Volk in den Konvent einzulaſſen, geſehen, wie gewandt er politiſch arbeitet: Er will ſich mit Marie Roland verſöhnen, denn er paßt doch mehr zu ihr als zu Marat. Zum Beweiſe ſeiner Geſinnung erklärt er, ohne ſich lang bitten zu laſſen, ihren Gatten für frei. Er mag wohl fühlen wie tief die ſtolze Marie Roland ſich demütigte, bevor ſie ſich zu dem Bußgange entſchloß, und er iſt groß genug, daraus kein Kapital zu ſchlagen. An die abgeſchmackten Verleumdungen in den Pöbelblättern hat er doch nicht geglaubt. Allein, als dieſer Realpolitiker ſich offener ausſpricht und das ſchwärmeriſche Gewebe von Volksbeglückungs-, Gleichheits- und Brüderlichkeits-Ideen, worin ſich die „Königin der Gironde“ eingeſponnen, zerreißt, indem er von der Revolution ſagt:

Ihr nahmt ſie ernſt, und das war euer Irrtum,
Ihr ſaht in ihr den heiligen Altar,
Auf dem der Menſch zum Gotte ſich verwandelt,
Und ſie iſt nun die Stufe, die man — tritt,
Sie hebt empor, allein ſie ſteigt nicht mit.

Marie

Danton!?

Digitized by Google

Danton

Die Freiheit freien Geistern! Knechtschaft,
Allewig Knechtschaft dem gemeinen Troß,
Der auch allewig bleiben wird — gemein.
Wir aber — wir . . .

Da kommt es Marien doch zum Bewußtsein, daß sie mit diesem Manne nichts gemein hat, und sie bricht aus:

Genug! . . . Die Maske fiel —
Du stehst vor mir, wie ich dich immer sah.
Und meine Seele schaudert vor dem Anblick! . . .
— Du glaubst an eine schön're Zukunft nicht?
Du glaubst es nicht, daß dieses arme Volk,
Das jetzt so gräßlich irrt, Besinnung finden,
Erwachen wird aus seinem Wahnsinnstaumel,
Und besser, stärker, sich erheben wird
Aus diesem Kampf, in dem trotz aller Gräuel,
Vor denen wir das Angesicht verhüllen,
Trotz allem Unrecht, aller Schuld, dies Volk
Doch um der Menschheit höchste Güter ringt . . .

Die Leidenschaft reißt sie geradezu hin, Danton ihre Verachtung ins Gesicht zu schleudern, die Kluft zwischen beiden wird unüberbrückbar. Mit größtem Hohne wirft ihr Danton vor, sie sei seine „ebenbürtige Genossin"; sie stoße seine Hand nur zurück, weil er persönlich ihr verhaßt wäre und steigert noch den Hohn mit den Worten:

Digitized by Google

Der Haß ist oft nur mißverstand'ne Liebe,
Ich bin vielleicht dir teurer als du glaubst,
Wie du mir ähnlicher als du's gewußt.
Zu mir! zu mir! Wir beide fest verbunden,
Wir unterwerfen spielend uns die Erde!

Und Danton sagt die Wahrheit — zum Teile wenigstens. Der Unterschied zwischen ihm und Marie Roland ist nicht so groß, wie sie selbst glaubte! Allerdings wieder auch fundamental, wenn man bedenkt, daß Marie dieselben Ideen wie Danton nicht zur Befriedigung eigener Herrschsucht, sondern nur zur Verwirklichung des großen Ideals der Volksbeglückung verfolgte. Sie will und kann nur ehrliche Wege gehen; Danton, weltkluger, verschmäht Winkelzüge, ja selbst Verbrechen nicht. Solche zwei Menschen können nicht vereint marschieren. Anstatt in Versöhnung endet das Zusammentreffen in der schrillsten Dissonanz. Die „Königin der Gironde“ ist sich jetzt klar, daß es nun den Kampf um Tod und Leben gilt, und sie zögert auch nicht mehr, den Bürgerkrieg zu entflammen, die Provinzen gegen Paris aufzuwiegeln. Wohl ist ihr klar, daß sie damit den ursprünglichen Grundsätzen der Gironde untreu wird; ihr Gatte, in seinem stoischen Heroismus konsequent, versucht vergeblich sie darüber aufzuklären. Sie aber sagt: „Es giebt kein Stehenbleiben!“ Ihre Politik führt sie ungewollt in dasselbe Verbrechen, das sie so verabscheut. Damit besiegelt

Digitized by Google

ſie ihren Untergang. Sie weiß es, aber ſie hat die Kraft, es in heroiſcher Faſſung zu ertragen. Als die Häſcher des Konvents kommen, ſie zu verhaften, empfängt ſie ſie wie Erwartete. Sie hatte ſich ja ſchon ſelbſt mit der Aufforderung zum Bürgerkriege das Todesurteil geſprochen.

So groß gedacht und konſequent durchgeführt das Trauerſpiel in dieſen vier Akten iſt — im Grunde iſt die tragiſche Handlung nun auch ſchon erſchöpft — ſo überraſchend iſt der fünfte Akt, der uns ganz im Gegenſatze zu den Thatſachen der Geſchichte, eine reuige Marie Roland vorführt.

Wir ſind in der Conciergerie, in denſelben Räumen, welche die unglückliche „Witwe Capet“ vor ihrem Tode bewohnte. Marie Roland — es iſt ſchon längere Zeit nach ihrer Verhaftung — hat ſoeben ihr Todesurteil empfangen und kommt gerade in ihren Kerker aus dem Gerichtsſaal zurück. Daß ſie, wie die geſchichtliche Wahrheit iſt, inzwiſchen jene ſchönen Memoiren geſchrieben hat, die ihr ebenſoviel Anrecht auf ewigen Nachruhm wie ihr ſtolzer Todesgang ſicherten, wird nicht einmal erwähnt; wohl aber finden wir ſie zwar groß und ſtreng gegen ſich ſelbſt wie immer, ſonſt aber total verwandelt. Jene ſchöne Sünderin Lodoïska, die ſie einſt verachtet, nach und nach aber lieb gewonnen hatte, iſt gekommen, um an ihrer Statt im Gefängnis zu bleiben: Maria ſoll in Lodoïskas Ge-

Digitized by Google

wändern entfliehen (dies beruht auf historischer Wahrheit, wenn's auch nicht gerade eine Lodoïska, sondern eine Jugendfreundin Maries war, die dies heroische Opfer bringen wollte). Soviel Liebe, soviel Demut erschüttert die Roland aufs heftigste: sie hat alle ihre Lieben in den Tod getrieben! und hier will sie eine arme Sünderin, mit dem Opfer des eigenen Lebens retten! Welches Weib hat richtiger gelebt? War nicht die demütige Lodoïska am Ende doch noch größer als die stolze Marie Roland? So berühren sich nach der Intention unserer Dichterin am Schlusse der Tragödie die beiden Pole der Weiblichkeit, und wenn wir für den Heroismus einer Roland zur Tragödie des Erhabenen erhoben werden, so will uns die Dichterin das Ideal weiblicher Anmut und Opferfreudigkeit mit nicht geringerer Wärme ans Herz legen ... Natürlich kann Marie Roland das dargebotene Opfer nicht annehmen, aber sie beugt sich tief vor Lodoïska, wie diese vor der Starkgeistigen kniet. Marie Roland geht noch weiter in ihrer reuigen Umkehr. Seit sie für ihr Kind zittern gelernt, hat sie das entsetzliche Unrecht, das man Maria Antoinette angethan, verstehen gelernt, und auch ihr leistet sie mittelbar Abbitte. Und indem sie endlich erkannte, wohin sie ihr selbstherrlicher Rationalismus, ihr stolzes Selbstgefühl geführt hat, weiß sie auch, was ihr gefehlt hat: „An Gott der Glaube, und an mir

Digitized by Google

der Zweifel!" Darum ſagt ſie ſchließlich über ſich ſelbſt:

Erſchüttern darf mein Tod, doch nicht empören.
Er iſt kein Riß, kein Widerſpruch iſt er
In dem Geſetz, dem göttlichen der Dinge,
Er iſt Verſöhnung, denn er iſt gerecht.

Und alſo geht ſie gefaßt zum Schafott: „mit heiterer Stirn den Weg zum Tod:"

Von Welt und Menſchen hab' ich mich gelöſt:
Empfange, Herr, die wahnbefreite Seele,
Sie ſtrebt zu dir, Unendlicher, zu dir!

Wie geſagt: dieſe Umkehr Marie Rolands iſt eine freie Erfindung der Dichterin, aber nicht ſo frei, daß ſie dem Geiſte ihrer Heldin abſolut widerſpräche. Die Kunſt in Goethes Sinne hat das Recht, die Natur zu Ende zu denken. Es iſt keineswegs unwahrſcheinlich, daß eine geniale Frau wie Marie Roland, wenn ſie länger gelebt hätte, von dem, wie auch Sainte-Beuve meinte, mehr modiſchen als innerlich feſt begründeten Atheismus abgekommen wäre, wie ſie ſehr wahrſcheinlich bei längerem Leben auch die Wandlung des geſamten Zeitalters zur Stimmung der Romantik mitgemacht hätte. Nur dramatiſch erweckt dieſer letzte Akt Bedenken; am theologiſchen Einſchlag würde unſer religiös indifferentes Publikum ſchwerlich Gefallen finden, und ſo ſorgſam alle Sentimentalität vermieden iſt, ſo

Digitized by Google

dürfte dieser Schluß doch gar sehr auf die Thränendrüsen wirken und die schöne Herbigkeit der früheren Akte beeinträchtigen.

Vielleicht lag in diesem fünften Akt der Grund dafür, daß das Stück nirgends gespielt wurde. Wie immer die Dramaturgen darüber denken mögen, und man weiß zur Genüge, daß sie nicht unfehlbar sind, so ist für uns nach der ausführlichen Analyse, die wir hier mit guter Absicht gaben, soviel gewiß, daß Marie Ebner eine dichterische Schöpfung von seltener Größe in dem Trauerspiel „Marie Roland“ geschaffen hat. Ja, man darf geradezu behaupten, daß die gesamte Frauenlitteratur nichts auf dramatischen Gebiete aufzuweisen hat, was sich an Kraft der Gestaltung und Schönheit der Form damit messen kann. Und dies ist vor allem von Wichtigkeit. Der Bühnengeschmack kann sich sehr ändern. Es ändert sich auch das Verhältnis des Publikums zum Dichter, es hört mit ganz anderer Aufmerksamkeit und mit wesentlich gesteigertem Entgegenkommen jene Dichter an, deren Persönlichkeit ihm schon aus anderen Werken vertraut sind, als die Neulinge der Kunst, und es ist schon öfters vorgekommen, daß Theaterstücke von einer Nachwelt gepriesen wurden, welche die Zeitgenossen fallen gelassen haben. Aber freilich auch nur dann, wenn den Werken der unvergängliche Quell echter Poesie innewohnt, wie es bei dieser „Marie Roland“

Digitized by Google

der Fall ist. Die Gestalten darin leben wirklich, so sehr auf dem Ganzen das Gepräge des typischen, idealistischen Stils aufgedrückt ist.

In der Geschichte der Ebnerschen Kunst bedeutet dieses Trauerspiel einen mächtigen Fortschritt über die „Maria Stuart in Schottland" hinaus. Von äußerlicher Theatralik sind nur wenig Spuren mehr; die einzige Schwäche der Handlung ist der Verrat des Lantenas: das x in der ganzen Rechnung, worüber man aber im Gange des Dramas sich nicht aufzuhalten die Stimmung hat. In der Form ist die Überladung vermieden, es durchkreuzen sich nicht mehr die Stile und Intentionen, es geht ein gerader großer Zug durch das Ganze, das Interesse ist nicht bloß auf die Hauptgestalt konzentriert, viele Nebenfiguren: der Minister Roland, Lodoïska, Danton vor allem fesseln es in hohem Grade. Und wenn man vollends an die Zeit der Wiener Litteratur denkt, in der dies Drama geschrieben wurde — 1867: Grillparzer war schon lange verstummt, Anzengruber noch nicht hervorgetreten, Hebbel gestorben, Halm verblüht; Nissel, Weilen, Mosenthal, Otto Prechtler: Wassersuppendichter und Epigonen im Vergleich mit dieser Kraft der Ebner — dann muß man doch sagen, daß nicht bald einem großen Talent soviel Unrecht gethan wurde, wie dieser Dichterin in ihren dramatischen Bestrebungen.

Da es nun mit dem Bau von Kirchtürmen —

Digitized by Google

um mit Ibsens Baumeister Solneß — zu sprechen nicht ging, so versuchte sich unsere Dichterin in bescheideneren Bauten, indem sie einaktige Lustspiele schrieb, von denen uns nur eines: „Die Veilchen" durch den Druck zugänglich ist, ein anmutiges Proverbe, worin die These von den konventionellen Lügen der Gesellschaft heiter illustriert wird. Mit einem Schauspiel: „Das Waldfräulein" gelang es Marie Ebner endlich auch eine Wiener Bühne, das von Laube geleitete Stadttheater, am 13. Januar 1873 zu betreten. Aber da das Stück von der führenden Kritik scharf, und man muß wohl auch sagen nicht gerecht, abgelehnt wurde,*) so machte Marie Ebner nach so vielen Enttäuschungen endlich einen großen Strich durch ihre theatralischen Pläne und entsagte dem Ideal ihrer Jugend, die deutsche Bühne mit großen Werken zu bereichern. Sie wandte sich seither mit ausschließlichem Eifer der Erzählung zu. Uns blieb leider das „Waldfräulein", das nicht im Druck erschien, unerreichbar.

Schmerzlicher noch als das Mißverständnis ihrer Dichtung, muß die Dichterin die bei dieser Gelegenheit in den Zeitungen hervorgetretene Voreingenommenheit gegen ein Mitglied des Hochadels berührt haben, das sich unterfing, auch um den Lorbeer der Poesie zu

*) Nach Tyrolts Chronik des Stadttheaters wurde es aber doch 11mal wiederholt.

Digitized by Google

ringen. So wenig kannte man damals noch Marie Ebner in der Wiener Öffentlichkeit. Die Spuren dieses für sie so empfindlichen Zusammenstoßes mit der bürgerlichen Kritik finden wir in der Novelle „Ein Edelmann", des allerersten, 1875 bei Cotta erschienenen Bandes Ebnerscher „Erzählungen", wo der Edelmann, welcher auf alle seine Vorrechte der Geburt verzichtet hat, sagt:

„Der Adelige, der auf seinen Gütern kein Industrieller werden will und angewiesen ist, von diesen Gütern zu leben, wird unfehlbar seine Verhältnisse sich verschlechtern sehen, — wird erfahren, daß er seine Thätigkeit an ein Werk wendet, das im besten Falle in der notdürftigen Erhaltung des Bestehenden gipfelt, aber kein rüstiges Gedeihen, kein Aufblühen erwarten läßt. Erwiderst du mir: Gut — ich will weder ein adeliger Kaufmann, noch ein im Vorurteil eingesponnener Landjunker werden, aber ich will heißen, wie meine Vorfahren hießen, und einen Lebensberuf ergreifen, der sich mit meinem Stande verträgt, weil er gleichfalls ideale Zwecke verfolgt, den künstlerischen zum Beispiel, oder den wissenschaftlichen, den geistlichen oder den kriegerischen, — dann antworte ich:

„In den beiden ersten Fällen wird der Adel dir hinderlich sein, denn ein ungünstiges und fast unbesiegbares Vorurteil begrüßt seine

Digitized by Google

Mitglieder auf dieſen geiſtigen Gebieten, welche den meiſten von ihnen bisher fremd geblieben ſind, gegen deren Vertreter ſie ſich abwehrend verhielten.... In den beiden anderen Fällen wird der Adel dir unnütz ſein, wenn man ihn als gleichgültig anſieht — verderblich jedoch, dem Beſten in deiner Seele verderblich, wenn er dich zum Gegenſtande einer Bevorzugung macht, welche du ihm, nicht dir ſelbſt verdankſt". . . .

„Doktor Ritter."

Aus dieſer Zeit ſtammt aber ein dramatiſches Gedicht in einem Aufzuge von unſerer Dichterin, das nicht bloß eine Perle im Kranze ihrer eigenen Dichtungen genannt werden muß, ſondern das auch in ſeinem Genre in der ganzen Litteratur nicht ſeines Gleichen aufzuweiſen hat. Es iſt dies das kleine Drama: „Doktor Ritter". Offenbar eine Gelegenheitsdichtung, die am Burgtheater in glänzender Beſetzung am 23. Februar 1869 zur Aufführung kam, bis zum 10. März desſelben Jahres 5mal wiederholt wurde, ſeither aber verſchollen blieb, bis ſie anläßlich der 70. Geburtstagsfeier Marie Ebners wieder ins Repertoire aufgenommen wurde.

Digitized by Google

Der Held dieſes Einakters iſt Friedrich Schiller, und ſein Zweck, den volkstümlichſten aller Klaſſiker lebensvoll und wahr auf der Bühne zu vergegenwärtigen. Wie das nun gemacht wurde, iſt nach Form und Inhalt gleich bewundernswürdig, denn das Dramolet vertieft ſich zu einem geiſtvollen Charakterbilde Schillers, das turmhoch über Dichtungen wie Laubes „Karlsſchüler“ ſteht. Mit den Mitteln der Kunſt iſt hier Schillers Natur verſtändlicher dargeſtellt, als es Bände äſthetiſcher Gelehrſamkeit vermöchten, und in dem Bilde des einen Dichters iſt zugleich das Verhältnis der Poeſie überhaupt zur Welt, zur alltäglichen Menſchheit gezeichnet.

Schon die Wahl des biographiſchen Zeitabſchnittes iſt ſehr glücklich, da Schillers Leben nach der kurzen ſtürmiſchen Jugendepoche von der Flucht aus Stuttgart bis zur Profeſſur in Jena kaum dramatiſch brauchbare Epiſoden bietet. Wir ſind zu Pfingſten 1783 in Bauerbach, wo der 23jährige Schiller auf dem Gute Henriette von Wolzogens nach dem Fehlſchlagen ſeiner auf Dalberg und das Mannheimer Theater geſetzten Hoffnungen eine vorläufige Zuflucht fand, wo er unter dem Pſeudonym eines „Doktor Ritter“ lebte, „Kabale und Liebe“ ſchrieb, die erſten Scenen zum „Don Carlos“ entwarf, und überhaupt nach den Aufregungen der letzten Jahre und dem Bruch mit dem Herzog Karl Eugen von Württemberg

Digitized by Google

in der stillen Einsamkeit erst zu sich selber kam — tief Atem holte. In überaus fleißiger Lektüre, für die der neugewonnene Freund Reinwald, Bibliothekar im nahen Meiningen, liebevoll sorgte, legte er damals den Grund zu seiner Belesenheit, entstand in ihm der dauernde Enthusiasmus für die Historie als Wissenschaft, die ihn später noch ernähren sollte. Hier gewann Schiller auch jenes idyllische Leben fern vom städtischen Lärm so lieb, das er fürderhin immer führen sollte; hier studierte er auch intensiver als zuvor die neu entstandene Wissenschaft der Ästhetik, indem er sich mit den Werken Batteux, Sulzers und Lessings („Laokoon") vertraut machte; und hier schließlich — was für unser kleines Drama am allerwichtigsten ist — war der Schauplatz seiner ersten Liebe.

Schiller hatte sich nämlich in Henriettens Tochter Charlotte, gelegentlich ihres Aufenthaltes zu Neujahr 1783 in Bauerbach leidenschaftlich verliebt. Charlotte war siebzehn Jahre alt, der Duft der Jugend ließ sie schöner erscheinen, als sie war; aber ihre Natürlichkeit und Bescheidenheit hatten es dem Dichter angethan. „Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemütes — so kenn ich Ihre Lotte", schrieb er in seiner jugendlichen, überschwänglichen Weise an ihre Mutter, und hatte allen Ernstes

Digitized by Google

den Willen, das gute Kind zu heiraten. So weit ging ſeine Leidenſchaft, daß er — allerdings auch durch die Erfahrungen mit Dalberg verdrießlich geſtimmt — ſogar der Poeſie, die ſo wenig materiellen Gewinn ſicherte, entſagen wollte. „Jetzt gilt mir alles gleich," ſchrieb er Henrietten, „und ich ſchenke Ihnen meinen dichteriſchen Lorbeer in die nächſte Bœuf à la Mode, und trete Ihnen meine tragiſche Muſe zu einer Stallmagd ab, wenn Sie ſich Vieh halten. Wie klein iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben. . . . Mit meinen vormaligen Plänen iſt es aus; und weh mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten ſoll. Daß ich bei Ihnen bleibe und womöglich begraben werde, verſteht ſich . . . (Vgl. Minor „Schiller" II, 100). Die gute Henriette von Wolzogen war in keiner geringen Verlegenheit. Sie wußte das junge Genie mehr als alle anderen zu ſchätzen, hatte ſie doch für ihre eigene Perſon nicht wenig riskiert, als ſie Schiller auf ihrem eigenen Gut Schutz gewährte. Aber was ſollte denn aus einer Verbindung zweier junger Menſchen werden, die beide nichts beſaßen? Und überdies war ſich die kluge Mutter klar darüber, daß ihre hübſche und liebenswürdige, aber doch unbedeutende Tochter zum ſtürmiſchen Genie Schillers gar nicht als Gattin paßte, daß Charlotte ſich für einen anderen Freier intereſſierte und für Schiller nur die Verehrung ſeiner Dichtungen

Digitized by Google

im Herzen hegte. Es war nun kein geringes Stück mütterlicher Diplomatie, das Frau von Wolzogen leistete, als sie Schiller, ohne eine Verstimmung in ihm zu erzeugen, zur Vernunft brachte. Sie machte ihn vertraut mit der stillen Neigung, die Charlotte für einen anderen hegte, und besänftigte den gegen die ganze Welt verstimmten Dramatiker so weit, daß er Dalbergs inzwischen eingelangte Berufung ans Mannheimer Theater annahm und Bauerbach am 23. Juli 1783 verließ.

Diese Handlung mit der klugen und guten Baronin und mit der Lösung eines Konfliktes durch vornehme Entsagung war so recht wie geschaffen für Marie Ebner. Aber sie hat ihn noch durch eine sehr glückliche Erfindung reizender und zumal dramatisch wirksam gemacht. Die Handlung ihres Einakters setzt in dem Momente ein, wo Frau von Wolzogens Ankunft mit ihrer Tochter nach längerer Abwesenheit in Bauerbach erwartet wird. Schiller hat sich selbst an der Ausschmückung des Hauses beteiligt (was auch der Wahrheit entspricht), und voller Nervosität sieht er der Ankunft des geliebten Mädchens entgegen. Als er sie von ferne kommen sieht, bleibt er wie angewurzelt stehen, die Leidenschaft schnürt ihm die Kehle zu, am liebsten möchte er sich verbergen, und er läuft auch in der That ab, als die Damen kommen. Seine Abwesenheit benutzt Henriette dazu, den Verwalter, der als richtiger

Digitized by Google

Sohn des vernünftigen achtzehnten Jahrhunderts dem ſchwärmeriſchen und ſprunghaften Weſen des jugendlichen „Doktor Ritter" keinen rechten Geſchmack abgewinnen konnte, über Schiller ein wenig, wenn auch vergeblich, aufzuklären. Der Vogt zieht ſie nach ſich, um ihr zu verraten, wie verliebt Schiller in ihre Tochter iſt, und unterdes findet dieſer, zurückgekehrt, Gelegenheit, mit derſelben allein zu ſprechen. Da tritt denn die große Verſchiedenheit der beiden ſofort zu Tage: das an die flache Galanterie des Hoflebens gewöhnte Mädchen bewundert zwar den Dichter, aber verſteht ihn nicht. Schiller ſagt:

Das vollſte Glück, die innig tiefſte Freude
Die ſcherzen nicht.

Charlotte.

Die ſcherzen nicht?

Schiller.

Sie ſind ſo ernſt wie Götter, und das Herz,
Das ſie beſeelen, die Unendlichen,
Empfängt ſie wonnebebend — bebend, ja —
Vor ihrer überird'ſchen Majeſtät.

Charlotte (ſieht ihn an; nicht verſtehend).

Das wird wohl nur der Fall bei Dichtern ſein.

Schiller.

Es iſt der Fall bei jedem, der empfindet,
Und warme Herzen fühlen alle gleich;
Des Dichters einzig Vorrecht bleibt, daß er,
Was alle fühlen, ſagen kann allein.

Digitized by Google

Charlotte.

Was alle ... Nein! vielleicht doch alle — nicht.
Es giebt auch Leute, die sich gern bescheiden
Mit jener armen Freude, welche — lacht.
Was mich betrifft zum Beispiel, lieber Freund,
Ich bin zufrieden mit der Heiterkeit,
Die mild und sonnig aus der schönen Welt
Herein in meine off'ne Seele strömt.
Was Gott uns Gutes giebt, mir und den Meinen,
Ich nehm' es dankbar hin. Das Traurige
Das kommt von selbst, und kommt es — nun so geb'
Ich ihm sein Recht — nicht minder, doch — nicht mehr;
Von meiner Freude aber halt' ich's fern.
Ich will nicht „selig" sein, nur herzlich froh,
Und denke still: der Himmel ist gerecht;
Versagt er dir ein Übermaß von Glück,
Schickt er wohl auch kein Übermaß von Leid.

Nach dieser Darlegung der Lebensanschauung ihres Standes bricht nun Schiller mit dem Bekenntnis jener heroischen Lebensauffassung hervor, mit der er die ganze Nation und das ganze folgende Jahrhundert erfüllt hat. Er sagt:

Das heißt, den vollen gold'nen Becher: Leben
Mit kühlen Lippen flüchtig nur berühren. —
Nicht dazu ward er schäumend hingestellt!
Wir sollen kosten seinen tiefsten Inhalt,
Ihn leeren sollen wir bis auf den Grund.
Erschöpfen alles, was an Lust und Qual
Der Menschheit Pulse mächtig wogend schwellt,

Digitized by Google

Und vorwärts dringen, rastlos, unerschrocken,
In alle Tiefen und auf alle Höh'n!
Im edlen Kampf, im heißgeführten Streit,
Schmilzt unsres Wesens letzte Schlacke ab;
Der Frieden bleibt, den man im Sturm errang!
Aus Nacht und Dunkel, Irrtum Wahn und Schmerz,
Geht rein und frei der laut're Mensch hervor —
Der Gott in ihm wird so, nur so geboren!

Charlotte.

Ich wiederhol's: es ist ein Unterschied —
Das ist für Sie ... für and're — anderes.

Schiller.

Zufrieden nicht sei mit gemeinem Lose,
Dem edle Gaben das Geschick verlieh.
Dein ist die Seele, höchsten Schwunges fähig,
Das reine Herz, der sonnenklare Geist:
O zwinge sie nicht nieder in den Staub —
Empor zur Heimat, Engel! — auf zum Licht!
Ich liebe dich — vertraue dich mir an.
Ich will dich führen zum Vortrefflichen,
Zum Quell des Schönen will ich dich erheben!

Charlotten wird's bei diesem Ausbruch des echten Schiller ängstlich zu Mute, da erscheint zum Glück Henriette und reißt sie aus der Verlegenheit, sie kann fort, indes ihre Mutter gütig und zart den Versuch wagt, den leidenschaftlichen Dichter über die Vergeblichkeit seiner Werbung aufzuklären. Es geht aber schwer, denn als Henriette sagt: „Dem Dichter Schiller muß ich sie verweigern," der vom Menschen

Digitized by Google

unzertrennlich ist, da ist der litterarisch verbitterte Liebhaber gar schnell bereit, auf die Poesie zu verzichten, wenn sie auch von Jugend auf sein Ideal war; denn sie war doch immer auch seine Qual, sein Unglück. Weltschmerzlich ruft er:

„Im Namen dessen
Was ich und andre meinen Genius nennen,
Kam jedes Leid, was ich erfuhr, heran;
Und jeder Stachel, der mich tief verletzte,
In seinem Namen ward er eingesenkt!
Was keine Zunge nennt, hab' ich gelitten
Um ihn! Durch ihn!
— — — — — — — — — — — — — — —
Es lechzt mein Herz nach Freundschaft und nach Liebe;
Mir schaudert vor der eisig kalten Höhe,
Auf der ich einsam und entsagend stand;
In Eure Mitte tret' ich —: Nehmt mich auf!"

Und als ihm die Freundin zuruft: „Sie täuschen sich — Ihr stürmisches Gefühl, es reißt Sie hin . . ." Da ruft er:

Es ist beschlossen, Freundin — ist beschlossen —
Für ewig schwör' ich den Poeten ab,
Ich will nichts mehr als leben hier, hier sterben!

Und nun nimmt die Handlung eine originelle Wendung, wir müssen über Schiller lachen, und er verliert doch kein I-Tüpfelchen an Achtung in unseren Augen, wenn er den soeben in höchstem Pathos ge-

Digitized by Google

leisteten Schwur sofort Lügen straft. Der Bibliothekar Reinwald kommt, schlecht aufgelegt. Warum? Eine fatale Geschichte ist passiert, die auch die Bewohner des Wolzogenschen Hauses in einige Mitleidenschaft zieht. Der Verwalter hat einen Sohn, Musiker von Beruf, der die junge schöne Tochter eines Musikus liebt. Doch das Mädchen liebte einen anderen, Ferdinand von Böller, des Ministers Sohn. Auf beiden Seiten waren die Eltern dagegen, die jungen Leute mochten aber von einander nicht lassen. Da thut der Minister das Unerhörte, indem er dem Sohn das Mädchen als Dirne verdächtigen läßt u. s. w.: Reinwald erzählt ungefähr die Handlung von „Kabale und Liebe." Schiller hört gespannt zu, mit jedem Worte steigert sich seine Teilnahme, seine Aufregung. Er sieht in dem einen tragischen Falle ein Symbol für vieles Unrecht, das geübt wird, er sieht weiter als Reinwald und Henriette. Sie wollen ihn beruhigen, er soll doch nicht so ins „Maßlose schweifen," „was können anders wir, als weinen denn und schweigen — schweigend leiden?" Da ruft er:

Kein Unrecht gäb's, gäb's keinen, der es duldet.
Der Bosheit Kinder zieht die Feigheit groß,
Und solch' ein Mann, wie jene Excellenz —
Wir kennen ihn von länger, als von heut' —
Lebt von der Dumpfheit derer, die er quält;
Ich will sie wecken alle, welche schlafen!

Digitized by Google

Ihn aber zieh'n vor einen Richterstuhl,
Vor dem er endlich zittern lernen soll.
— — — — — — — — — — — — — —

Die subalterne Beamtenseele Reinwald mahnt: „Bedenke nur, bedenk' — daß du — daß ich . . ." doch Schiller läßt ihn nicht ausreden:

Du? ich? — O Reinwald! Was bist du und ich
In einer Welt, in der noch Millionen
Aus allen Adern schwer und schmerzlich bluten?
Kein ich und du! es giebt kein eignes Leid:
Der Menschheit Jammer, der allein thut weh! —

Henriette.

O Dichter! — Das sind Sie — Sie sind es wieder.

Schiller.

Sie hatten recht. Für mich ist nicht der Friede,
Fern bleibe mir, der ihn genießen will.
Ans Werk, Poet!

Nun hat er sich wieder gefunden, nun folgt er gern Dalbergs Rufe nach Mannheim. Da meldet der Gärtner die Ankunft von Heidelberger Studenten, die dem Herrn Doktor: „der nicht mehr Ritter, sondern Schiller heißt" eine Serenade zu bringen gekommen sind. Man hört schon ihre donnernden Hochrufe. Vor seinem Abschied hat er noch die schönen Verse zu sagen:

Leih' mir die Waffen zum Erlösungswerke,
Dein Flammenschwert leih' mir, o Poesie!

Digitized by Google

Ich ſchwing' es kühn, den Guten eine Leuchte,
Ein Wetterſtrahl den Nied'ren und Gemeinen,
Der tödlich niederzuckt! Leih' mir die Waffen —
Den Sieg verleiht die Kraft — ich fühl' die meine!

Dieſer kleine Einakter iſt wohl eine der ſchönſten Huldigungen des Schillerſchen Genius, die wir beſitzen; ſchon wegen ſeiner kunſtvolleren Form wertvoller als jene andere berühmte Huldigung, die aus Gottfried Kellers Nachlaß veröffentlicht wurde. („Am Mythenſtein").

Beiläufig ſei noch bemerkt, daß Marie Ebner hier ſchon jene für ſie charakteriſtiſche Kunſtform der allmählichen Enthüllung eines Charakters zeigt, welche ſie ſpäter in ihren vollendetſten Novellen ſo ſehr liebte. Schritt für Schritt kommt in der kleinen Scenenfolge die innerſte Natur Schillers heraus, bis der Menſch ganz im Dichter aufgeht.

Digitized by Google

Romane und Novellen.

Die Romane Marie Ebners.

Nach dem Mißerfolg des „Waldfräulein" wandte sich also Marie Ebner ausschließlich der epischen Kunst zu, allein es war ihr auf diesem Gebiete, das sie 1875 zum erstenmale mit Novellen betrat, auch eine lange Prüfungszeit beschieden, bis sie zu allgemeiner Anerkennung ihres Talents gelangte. Die Ursache lag sowohl inner- als auch außerhalb der Dichterin.

Als sie das neue litterarische Gebiet betrat, da stand die deutsche Novelle gerade in ihrer Blütezeit. Kurz nach dem deutsch-französischen Kriege waren mehrere große Monatsschriften entstanden, welche nach dem Muster der französischen und englischen Revuen für die gebildeten Stände der Nation redigiert wurden. Sie trugen durch ihren großen Bedarf an dichterischen Beiträgen das Meiste zum Aufschwung der deutschen Novellistik bei. Paul Heyse und Theodor Storm standen damals auf der Höhe der Kunst und der Gunst.

Digitized by Google

Nach langer Unterbrechung hatte der Herr Staatsschreiber von Zürich, Gottfried Keller, wieder den Pegasus bestiegen und mit den „Sieben Legenden“ seine neue Periode eröffnet, in der rasch nacheinander die neuen Seldwyler Geschichten, die Züricher Novellen und das „Sinngedicht“ erschienen. Konrad Ferdinand Meyer schrieb seinen „Georg Jenatsch“, Gustav Freytag begann seine Ahnenreihe, Friedrich Spielhagen hatte noch seine ganze Kraft, Berthold Auerbach schrieb auch noch und reichte die Hand einem jüngeren Nachfolger Peter Rosegger, dessen „Schriften des Waldschulmeisters“ ihn rasch bekannt und beliebt machten. In jenen Jahren der ersten Freude an der endlich wiedergewonnenen Einheit des Deutschen Reiches erfüllte die deutsche Litteratur auch noch ein einheitliches Pathos. Man genoß die Früchte einer reichen Bildung, die Jahrzehnte hindurch in stiller wissenschaftlicher Arbeit vorbereitet worden war. Man hatte das Bedürfnis auszuruhen und sich seines Besitzes an geistigen und materiellen Gütern zunächst nur einmal recht bewußt zu werden. Der Poesie wurde damals die Aufgabe der Bildungsverbreitung zu teil, wie sie David Friedrich Strauß in seinem „Alten und neuen Glauben“ 1872 zeitgemäß formulierte, und eben damit freilich unbewußt auch den bald erfolgten Umschwung zum „Unzeitgemäßen“ vorbereitete. In jenen Tagen konnte daher die Poesie der historischen Romane rasch zur

Digitized by Google

herrschenden Mode werden; Ebers, Dahn folgten schnell auf dem von Gustav Freytag eröffneten Wege und machten der Eugenie Marlitt große Konkurrenz, welche mit ihren demokratischen, antifeudalen und antiklerikalen Romanen die Massen befriedigte; im Grunde zehrte die Marlitt noch immer von den Idealen der Achtundvierziger. Das Ruhebedürfnis der siegreichen Nation begünstigte auch die Freude an der neuen Anakreontik der Scheffel, Baumbach, Wolff, welche sich gleichfalls zeitgemäß in historischen Kostümen eingeführt hatten. War doch das Nationalkostüm sogar in die Musik eingedrungen, indem Richard Wagner altdeutsche Stoffe in seinen berauschenden Opern darstellte.

In diesem großen Chor der deutschen Dichtung durch seine eigene Stimme aufzufallen, war sehr schwer. Viel geringeren Talenten gelang es rascher, als unserer Dichterin auf dem großen Markte der Litteratur genannt zu werden. Warum? weil dieser Markt Gesetze hat, die mit denen der Kunst nicht immer zusammenfallen. Marktwert hat überall der Schreier mehr, als der still Schaffende; Markt- und Modewert hat des Plakat schneller, als das reine Kunstwerk. Ein neuer dichterischer Stoff lenkt viel früher die Aufmerksamkeit auf sich als eine neue dichterische Form. Ein glückliches Schlagwort, und sei es noch so seicht, macht schneller die Runde, als eine neue tiefsinnige

Digitized by Google

Idee. Bis es gelang, einen Böcklin zu der ihm gebührenden Anerkennung zu verhelfen, haben inzwischen viele Maler geblüht und sind wohl auch verblüht; wieviele wurden in den Jahren berühmt und vergessen, in denen Gottfried Keller noch kaum genannt wurde! Wieviel Ruhm sah Theodor Fontane werden und vergehen, bevor er selbst berühmt wurde. Man muß durch irgend etwas im Guten oder auch im Bösen auffallen, wenn man die Aufmerksamkeit der großen Menge erregen will. Von diesem Erfahrungssatz — „épater le bourgeois," nennt's der Franzose — haben manche neuere Schriftsteller ausgiebigsten Gebrauch gemacht und sich nicht dabei verrechnet: sie schlugen Purzelbäume, die Menge blieb stehen dabei, lachte, höhnte, aber sie merkte sich die Turnkünstler, die hinfort wieder gerade gehen durften.

Natürlich konnte sich ein Talent von dem Adel einer Marie Ebner nicht in solcher Weise einführen. Ihre ersten zwei Bände: die „Erzählungen" und der Roman „Božena" waren stofflich nicht gar merkwürdig: Polemik gegen die Vorrechte des Adels, litterarische Satire, Bilder aus dem Volke, religiöser Freisinn — du lieber Gott! war das alles damals nicht ohnehin auf der Tagesordnung? Wie selten sind die Leser, welche eine originale Persönlichkeit hinter einem neuen Buche herauszufühlen vermögen? Wie selten die Kritiker, welche sich ohne in persönlicher

Digitized by Google

Beziehung zum Dichter zu stehen, die Mühe geben, es objektiv zu beurteilen! Marie Ebner hatte noch obendrein die — wahrhaft der Strafe des Totschweigens würdige — Naivität gehabt, bei ihrem ersten Auftreten mit der Tageskritik anzubinden. Im „Spätgeborenen", der ihren ersten Novellenband eröffnet, giebt sie das Bild eines Wiener Journalisten in den Sechziger Jahren, das wir jetzt mit Respekt als gerechte Satire anerkennen, wovon aber die wohlgetroffenen Originale kaum erbaut sein konnten. Die Journalisten sind seither weniger empfindlich geworden, das heißt: toleranter auch in eigener Sache. Damals aber war's sehr unzeitgemäß also zu debutieren. Zudem war auch im engeren Kreise der Wiener Litteratur das Talent nicht so rar, daß man schon aus Patriotismus den Neuling mit aufmunterndem Zurufe hätte begrüßen müssen. Anzengrubers Stern war gerade damals hell strahlend aufgegangen. Das reiche Erbe Franz Grillparzers trat zur selben Zeit ans Tageslicht. Robert Hamerling hielt mit seinen rhetorischen Epen voll schwüler Farbenpracht die heimischen Leser im Banne. Auch Romanschreiber fehlten damals noch nicht in Wien, z. B. trat damals Karl Emil Franzos mit seinen kräftig kolorierten Geschichten aus Halbasien sensationell wirkend hervor. Er verdunkelte manch anderes stillere Talent, wie etwa Ferdinand von Saar, der erst viele Jahre

Digitized by Google

später nach seinem sechzigsten Geburtstage, im großen Publikum bekannt und genannt zu werden anfing.

Der Umschwung zu Gunsten Marie Ebners trat früher ein, ungefähr acht Jahre nach ihrem Debüt im Cottaschen Verlage, und nicht etwa anläßlich des Erscheinens zweier Meisterstücke wie: „Nach dem Tode" und „Die Freiherren von Gemperlein," sondern nach dem Abdrucke ihrer lustigen Briefchen im Stile der Turfkomtessen: „Komtesse Muschi." Das war etwas Apartes, diesen Jargon hatte man litterarisch noch nicht vernommen, da horchte das Publikum auf und begann in den Leihbibliotheken nach den Büchern Marie Ebners zu fragen. Der Stil kam damals sehr in Mode, Ossip Schubin, die ungefähr um dieselbe Zeit auf den gleichen Scherz gekommen war und in breit angelegten Romanen die österreichische Aristokratie in ihrem eigenen Beamten- und Militärdeutsch lang andauernd sprechen ließ, machte ihr Glück damit. Unsere Dichterin ließ es bei dem einen Scherz bewenden, sie hatte höhere dichterische Ziele. Und als sie vollends 1885 zum erstenmale das Schatzkästlein ihrer „Aphorismen" öffnete, das, von Feinschmeckern sehr rasch nach seinem richtigen Werte geschätzt wurde — da war die Popularität Marie Ebners begründet und stieg von Jahr zu Jahr.

Wenn ich sage Popularität so ist das auch nur bedingt zu verstehen. Die Marlitt wird heute noch

Digitized by Google

mehr gelesen, als Marie Ebner. So in der Mode, wie Ossip Schubin in ihrer Blütezeit, stand unsere Dichterin niemals. Man kann es an der Zahl der Auflagen ihrer Bücher sehen: über die einstellige Ziffer ist sie nie hinausgekommen. Ihre Popularität hat einen anderen Charakter.

Kürzlich traf ich in einer Konditorei einen Wandkalender, der auf jedem, täglich abzureißenden Blatte das Bild irgend einer berühmten Persönlichkeit aus allen Völkern und Zeiten trägt. Da waren die Porträts Schillers und Robert Blums, Carlyles und Helmholtz', Gutenbergs und Darwins. Und auf dem Blatt für den 13. September war das Porträt Marie Ebners abgedruckt, nach dem in der „Geschichte des Erstlingswerkes" von Karl Emil Franzos publizierten Bilde aus ihren jüngeren Jahren. Solcher volkstümlichen Ehrung ist außer gekrönten Frauen und beliebten Schauspielerinnen vom Range einer Wolter kaum eine andere deutsche Frau gewürdigt worden, gewiß keine Dichterin. Populär war zu ihrer Zeit beispielsweise Bettina von Arnim, aber sie wurde es mit anderen als rein litterarischen Mitteln; sie war in die politische Arena hinabgestiegen, hatte sich zum Fürsprecher der Not der Zeit an des Thrones Stufen gemacht, eine große Thätigkeit im Dienste der Armen und Bedrängten entfaltet, ein Buch — das wenige lasen, das heutzutage gewiß nur Spezialisten kennen — den

Digitized by Google

Studenten gewidmet und diese haben ihr einen Fackelzug gebracht: Das war also keine litterarische Popularität und auch nur lokal auf Berlin begrenzt. Populär war auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn, aber sie hatte mit einer interessanten Liebesaffäre, mit ihrer romantischen Bekehrung zum Katholizismus viel Lärm gemacht, sie wurde eine pikante Frau, und auch dieser Ruhm ist auf ein anderes Blatt als das der Kunst zu schreiben ... Marie Ebner hat niemals etwas gethan, um persönlich aufzufallen. Die wenigsten Menschen kennen sie von Angesicht. Sie ist niemals öffentlich aufgetreten, hat nie Versammlungen präsidiert, wie die eifrige Gegnerin der Kriege, Frau von Suttner. Kaum sind ein und das andere Porträt von ihr — von Julius Schmid und von Michalek in öffentlichen Kunstausstellungen — zu sehen gewesen. Marie Ebners Popularität ist einzig und allein auf die Wirkung ihrer Schriften zurückzuführen. Im großen Publikum existiert eine allerdings mehr vom Gefühl als von klarer Einsicht bestimmte Vorstellung ihrer Persönlichkeit, die im ganzen der Wahrheit entspricht. In dieser volkstümlichen Vorstellung geben die Erinnerungen an die hohe sittliche Weisheit, welche die Ebnerschen Bücher enthalten, den Ton an. „Die Ebner" ist den Wienerinnen der Typus des Klassischen in der Frauenlitteratur. Man denkt an sie, wie an eine große Mutter. „Die Kinderlose hat die meisten Kinder," schrieb sie ja selbst

Digitized by Google

auch in der That an ihrem 60. Geburtstage nieder. Man könnte sagen: Die Marlitt ist die alte Tante, die Marriot die alte Jungfer, Marie Ebner ist die Mutter. Auch die prächtige Heiterkeit, die viele ihrer Schriften erfüllt, fördert dieses Gefühl der Vertraulichkeit, womit die meisten Leserinnen an die Ebner denken; desgleichen die nachdrückliche und dabei doch auch so besonnene Parteinahme der Dichterin für ihr eigenes Geschlecht.

Diese volkstümliche Vorstellung von Marie von Ebner-Eschenbach soll nun im folgenden durch nähere Betrachtung ihrer Werke geklärt und ergänzt werden.

Zunächst verfolgen wir weiter die künstlerische Entwickelung unserer Dichterin, die gerade in diesen Jahren eine bedeutsame Wendung genommen hatte.

Bisher hatte sie nämlich, wie wir gesehen haben, in ihren Dichtungen historische Stoffe dargestellt; jetzt hatte sie sich der Gegenwart zugewendet: das „Waldfräulein" führte Charaktere der österreichischen Aristokratie ihrer Zeit vor. Dieser Wechsel in den Stoffgebieten konnte nicht ohne tiefgehende Wandlungen in der Persönlichkeit der Dichterin geschehen sein. Diese Wandlungen ganz zu durchschauen sind wir zwar nicht imstande, da die Dichterin nur reife Werke drucken ließ: aber die Spuren, die sie hinterließen, sind auch noch in diesen Werken wohl sichtbar.

Digitized by Google

Die historische Poesie bietet den Dichtern den Vorteil, daß sie die Dinge in eine ideale Ferne rückt, welche verklärt, versöhnt. Unter der Maske der fernen, altersgrauen Geschichte vermochten beispielsweise die Hofdichter des siebzehnten Jahrhunderts, ein Racine, ein Molière und ihre Nachfolger, den eigenen Zeitgenossen, ja den mächtigen Herrschern selbst, von deren Gunst sie abhingen, Wahrheiten zu sagen, die sie unmittelbar auszusprechen nicht hätten wagen dürfen. Bis sich die Poesie so weit von der Rücksichtnahme auf die Macht des Publikums emanzipieren konnte, verging mehr als ein Jahrhundert, während dessen sich auch die Ansprüche an die historische Treue sehr erheblich steigerten, bis endlich ein Realismus herrschend wurde, der sich zu gar keinen Rücksichten mehr verpflichten ließ.

Marie Ebner wuchs zwar schon in der Zeit dieses Realismus auf; aber sie konnte ebensowenig wie Henrik Ibsen, an dessen künstlerische Entwickelung hier die ihrige erinnert, nicht sofort Realist im Sinne der unmittelbaren Zeitkritik und Gegenwartsdichtung werden. Nicht etwa weil sie sich vor mächtigen Herrschern zu fürchten hatte, in deren Sold sie gestanden wäre, sondern weil sie in sich selbst eine gewisse frauenhafte Zurückhaltung, eine edle weibliche Scheu vor Rücksichtslosigkeiten zu überwinden hatte, bevor sie ganz freimütig mit ihrer Gesinnung hervorzutreten vermochte.

Digitized by Google

Sie konnte nur allmählich jene künstlerische Form finden, in der sich ihre Seele zugleich wahr und schön ausspräche. Sie war nicht mehr naiv genug, um ohne irgend welche Bedenken, drauf los zu dichten, das anzugreifen, was ihr mißfiel; sie war schon menschlich zu reif, litterarisch zu unterrichtet, künstlerisch zu geläutert, um naturalistisch zu produzieren. Daher kam es, daß sie fünfundvierzig Jahre alt wurde, bevor sie mit völliger Sicherheit jenes Gebiet betrat, worauf sie ihren Ruhm gewann. Aber die langsame Reife ihrer künstlerischen Persönlichkeit kam dann auch ihrer Produktion zugute, die sich nun in mächtigem Strome ergießen konnte, nachdem einmal die rechte Form dafür gefunden worden war, die mit jedem neuen Werke einen neuen Fortschritt in der Kunst zu erzählen, die sie so schwer nahm, aufwies. Nun kamen ihr die Bemühungen ums Theater doch auch zugute, die strenge formale Zucht der dramatischen Kunst konnte die Erzählerin nicht verleugnen.

Ein dünnes, 1872 bei L. Rosner in Wien erschienenes Büchlein: „Die Prinzessin von Banalien," ein Märchen von Marie Baronin von Ebner-Eschenbach giebt uns Einblicke in das Problem, das sie zu jener Zeit — und noch lange nachher — intensiv beschäftigte. Es ist der Gegensatz von Kultur und Natur, die

Digitized by Google

Frage nach dem Wesen der menschlichen Natur, die jeden modernen Dichtergeist einmal wenigstens im Leben beschäftigen muß, bis er diesen Bruch, der ihn sentimental macht, überwunden hat.

Die Prinzessin von Banalien ist als richtiges Märchenkind die Tochter einer Fee: „Diese, eine Fee der dritten Kategorie, durfte laut Beschluß der diamantenen Feenbulle, deren Gesetze so unverbrüchlich eingehalten werden, wie irgend welche, nicht öfter als alle drei Jahre und dann nur für drei Tage, drei Stunden und drei Minuten zur Erde niedersteigen, um ihre Tochter zu besuchen." Bei ihrem letzten Besuche hatte sie ihr einen kostbaren Dolch geschenkt mit den Worten: „Er tötet, was er im Zorne, in der Angst geschleudert, trifft — bewahr' ihn gut! — sein Verlust bringt unabsehbares Unglück — bewahr' ihn gut!" Die Prinzessin ist nun ins heiratsfähige Alter gekommen und das ganze Land wünscht, daß sie heirate, damit eine männliche Hand regiere. Prinzen aus aller Herren Ländern warben um die schöne Prinzessin; aber ihr gefällt keiner, sie übt an jedem, der in höfischer Luft aufgewachsen ist, ihren Spott. Ihre Oberhofmeisterin, die für die genaue Einhaltung des Ceremoniells zu sorgen verpflichtet ist, ist ihr die widerwärtigste Person, wenn sie's auch in ihrer wohlerzogenen Art nicht unmittelbar merken läßt. Da macht die Prinzessin in merkwürdiger Weise die Bekanntschaft

Digitized by Google

eines wildfremden Mannes. Als sie eines Tages allein spazieren ging, fand sie auf einer Wiese einen schönen jungen Mann schlafend liegen. Mit stillem Wohlgefallen betrachtete sie ihn, da plötzlich, ringelte sich eine giftige Viper todbrohend um seinen Arm. Sofort warf sie den unfehlbaren Dolch nach der Viper und rettete so den schönen Schläfer, lief aber auch gleich selbst davon und ließ das kostbare Geschenk der Mutter im Stich. Seitdem verfolgt sie das Bild des schönen jungen Mannes bis in ihre Träume. Der Dolch wird auch vermißt, und da er nicht wieder gefunden wird, läßt die Prinzessin in ihrem ganzen Reiche verkünden, daß derjenige, der ihr den Dolch wiederbringe: „und wäre es der letzte meiner Unterthanen, empfangen will ich ihn vor euch: — und angethan mit allem Glanze der Majestät, mit der Krone auf meinem Haupte und dem Szepter in meiner Rechten, will ich das Knie vor ihm beugen, als vor meinem Erretter und dem Erretter meines Volkes. Und was sein Herz wünschen, seine Phantasie ersinnen kann, es soll ihm gewährt sein.“ Es vergeht eine lange Zeit, bis sich der Finder des Dolches meldet. Endlich geschieht es: es ist jener junge Mensch, den die Prinzessin von der Viper gerettet, als er schlief. Im Triumph, unter Pauken und Trompetenschall wird er zu ihr gebracht. Sie empfängt ihn im vollen Glanze ihres Hofstaates. Der junge Mann läßt sich

Digitized by Google

aber damit gar nicht imponieren. Nicht einmal einen Lohn wünscht er für die Rückgabe des Kleinods. Er ist arm, aber auch bedürfnislos, er hat sogar keinen Namen, frei wie ein Vogel ist er aufgewachsen, so will er auch bleiben. Die Prinzessin benennt ihn: „Abdul." Als sie ihn auffordert, sich etwas zu wünschen, erbittet er sich ein Schwert und ein Pferd. Und er bleibt nun am Hofe, und die Prinzessin verzehrt sich in Liebe nach dem absolut naiven Manne, der für die höfischen Formen so gar kein Verständnis gewinnen will. Jagen und Reiten, das mag er wohl; aber er ist mit einem einfachen Mahle zufrieden. Als er einmal dazu kommt zu sehen, wie in der Hofküche ein Puterhahn bei lebendigem Leibe präpariert wird, wird er so rasend, daß er dem Koche den Spieß durch den Leib rennt und die ganze Küche zerstört. Ein andermal wirft er einen Sonettendichter zum Fenster hinaus (zum Glück ins kalte Strombad darunter), weil er ihn mit seinen Versen verfolgt und im deklamierenden Eifer ein Vogelnest zerstört. Für die verschämten Liebeswerbungen der Prinzessin um ihn, von denen schon der ganze Hof spricht, bleibt er blind; ihm fällt es auch in seiner Einfalt nicht ein, seinen Blick so hoch zu erheben. Erst als sie ihn förmlich mit der Nase darauf stößt, merkt er etwas davon und erklärt ihr, daß auch er sie liebe. Daraufhin geht die Prinzessin mit dem Wilden geradezu durch, läßt Thron und Reich

Digitized by Google

im Stich und siedelt sich in robinsonartiger Weise mit ihm in einer einsamen Waldhütte an. Da verlebt sie, ohne entdeckt zu werden, ein Jahr mit ihm, arm und einfach wie er, und wird auch Mutter eines Kindes. Dann aber findet Abdul das braune Mädchen wieder, das er geliebt hat, bevor er zur Prinzessin gekommen war. Es ist wie eine wilde Katze in Menschengestalt; aber so fröhlich wie mit dieser war Abdul nie mit der schöneren und edleren Frau, die sich ihm angehängt. Die Prinzessin kommt gerade dazu, das verliebte Spiel beider zu sehen, und in eifersüchtigem Zorn wirft sie den Dolch nach dem Mädchen und tötet es. Bewußtlos wird sie von den Ihrigen, die sie jetzt endlich nach langem Suchen finden, heimgebracht. Die Prinzessin findet sich wieder und wird sogar trotz allem von dem selbstlosen Fürsten geheiratet, der lange vergeblich um sie geworben. Als sie aber eines Tages die Leiche Abduls den Strom herab schwimmen sieht und erkennt, springt sie ihr nach und vereinigt sich im Tode mit dem treulosen Geliebten.

Dieses Märchen, feuilletonistisch geistreich und munter im Vortrag, in der Erfindung dem in Wien heimischen Stile der Feenmärchen angepaßt, interessiert uns jetzt nur noch biographisch als ein Versuch Marie Ebners, das Thema des Gegensatzes von Natur und Kultur dichterisch zu gestalten. Bedeutsam daran für die Kenntnis unserer Dichterin ist nicht die kaum

Digitized by Google

originelle Satire gegen höfische Kultur und Sitten, sondern ihre Konstruktion des ursprünglichen Mannes. In seiner Naivität ist er keineswegs schlecht, sondern nur selbstisch. Er hat mehr Gefühl für die Tiere, die er als Jäger lieben gelernt, als für Frauen. Die Moral des Märchens, die aber darin selbst nicht formuliert wurde, könnten wir ungefähr so fassen: Die Sehnsucht nach Natur ist dem Menschenherzen unausrottbar; aber die bedenkenlose Rückkehr zur Natur wäre ein Rückfall in die Barbarei, ein Sprung in den bodenlosen Abgrund.

„Božena."

In ungleich bedeutenderer Weise hat Marie Ebner dieses große Thema von Natur und Kultur in dem ersten Romane „Božena" behandelt. (1876). Hier ist auf dem Hintergrunde von treu nach der Wirklichkeit geschilderten sozialen Zuständen ihrer Heimat in den vierziger und fünfziger Jahren der Gegensatz von echter, gesunder, guter Natur zur verzopften und unwahren Bildung aufs geistvollste dargestellt. Es ist ein gewaltiger Sprung vom eben erwähnten Märchen bis zum Roman „Božena".

Božena ist die schöne, große, tüchtige Magd im Hause des reichen Weingroßhändlers Leopold Heißen-

Digitized by Google

stein in dem mährischen Landstädtchen Weinberg. Die Erzählung setzt in den Jahren, die der Revolution von 1848 unmittelbar vorausgehen, ein. Es waren damals noch patriarchalische Zustände, das Zusammenleben von Herrschaft und Dienerschaft viel intimer, als in unserer amerikanisierenden Zeit. Als die Frau Heißenstein jung verstarb, führte die kraftvolle Božena die Wirtschaft in dem großen Hause selbständig weiter, und alle befanden sich wohl dabei, zumal das hinterlassene Töchterlein Röschen, ein schönes, aber leidenschaftliches Kind, das Božena ins Herz geschlossen hatte. Herr Leopold Heißenstein sehnt sich aber nach einem Sohne, der die alte Firma des Hauses weiter führen könnte, und nach langer Wahl verfällt er als richtiger Sohn seiner Zeit und der Provinz, welche „Bildung“ zuhöchst schätzte, auf den unglücklichsten Gegenstand, indem er eine im Dienste einer benachbarten gräflichen Familie Rondsperg altgewordene Gouvernante heiratet. Sie ist die Tochter eines Gymnasialprofessors, und pergamentfarben wie ihr Gesicht, ist auch ihre Persönlichkeit. Alles an Frau Nannette ist Unnatur und Pose: ihre schwülstige Sprache, ihre papierne Bildung, ihr gespreiztes Benehmen. Sie denkt niemals gerade und thut nichts gerade; sie ist geziert selbst im Nachtgewande. Wahrhaft an ihr ist nur ihre Selbstsucht, mit der sie den gealterten Geschäftsmann zu umgarnen verstand, der wenig Menschenkenntnis besaß, seine gute,

Digitized by Google

frühverstorbene Frau bei Lebzeiten nicht zu schätzen wußte, und mit der neuen Gattin auch eine Erzieherin für sein Töchterchen zu gewinnen hoffte. Er kommt jedoch bald hinter die Hohlheit ihrer Phrasen und die Leerheit ihres Herzens. So lange er den ersehnten Zweck der Ehe: einen Sohn von ihr erwartet, bewahrt Heißenstein seine Geduld. Als ihm aber Frau Nannette auch nur eine Tochter beschert, ist seine Enttäuschung gar groß. Von da an zieht sich der innerlich nicht gerade hartherzige, aber alles äußere Gethue verabscheuende Geschäftsmann noch mehr als früher auf sein Kontor zurück und überläßt das Hauswesen und die Erziehung der Kinder der Frau Nannette. Sie versteht zwar als richtige Gouvernante nichts von der Wirtschaft, aber Božena, die sich Röschens wegen von der Familie nicht zu trennen vermochte, sorgt nach wie vor in anspruchsloser und tüchtiger Weise dafür. Nannette hat nur den Schein, als führte sie das Regiment im Hause, festzuhalten; in Wahrheit zittert sie vor ihrem Gatten. Ihre eigene Tochter Regula ist ihr nachgeraten: gelb und mager; Röschen hingegen wächst zur strahlenden Schönheit heran und wird darum von der Stiefmutter gehaßt.

Als Röschen siebzehn Jahre alt geworden, verliebt sie sich in den Ulanenleutnant Wilhelm von Fehse, der im Städtchen stationierte, und als sie mit dieser Liebe Ernst machen will, stößt sie auf den heftigsten

Digitized by Google

Widerstand des Vaters. Daß der Leutnant arm ist, wäre der geringste Einwand. Aber der alte Heißenstein kann auf das Ideal nicht verzichten, seine Firma weiter zu vererben; hatte er auch keinen Sohn, so wollte er doch wenigstens einen Schwiegersohn haben, der das Geschäft fortführte. Ein Leutnant — obendrein einer von altem hannoveranischem Adel — entschließt sich nicht, Weinhändler zu werden. Da nun der Vater seine Einwilligung nicht giebt, so heiratet Röschen ihren Leutnant ohne diese und entflieht in dunkler Nacht aus dem väterlichen Hause. In derselben Nacht aber ist auch ihre bisher so getreue und makellose Hüterin Božena gefallen. Die stolze, spröde Božena, die bisher jede männliche Annäherung abgewiesen hat, auch die Huldigungen der gutgestellten Kommis des Hauses Heißenstein — des gemütvollen Humoristen Weberlein, der nur leider eine etwas hohe Schulter hat und zu klein geraten ist, und des gerade gewachsenen, aber auch geckenhaften Schimmelreiter — diese Božena verliebte sich, bloß weil er ein hübscher Bursch war, in einen gräflichen Jäger, der ihrer am allerwenigsten würdig war. Ein Don Juan aus der Dienerstube spielt Bernhard mit den Herzen aller Köchinnen und Stubenmädchen und meint es auch mit Božena nicht ernst. Er hat ihr die Ehe versprochen, und sie ward ihm zu Willen. Als sie hinter seine Treulosigkeit kam, ließ sie ihn — soviel

Digitized by Google

Schaden sie auch schon von ihm hatte — in tiefster Verachtung stehen. Aber ihre innere Kraft ist auch seitdem wie gelähmt; sie beruhte auf der Achtung vor sich selbst, und diese hatte sie mit ihrer Unschuld verloren. Daß dies gerade in derselben Nacht geschehen mußte, in der das ihr anvertraute Röschen durchging, steigert noch ihr Schuldbewußtsein. Der alte Heißenstein zerschmettert sie vollends, als er ihr das Unglück mit seiner Tochter vor allen zum Vorwurf macht: sie war pflichtvergessen. Boženas Leben wird seitdem (wie das der Gräfin Dornach nach ihrem Falle) zu einem „Leben der Buße für eine kurze Verirrung." Sie hält es ohne Röschen nicht aus, eilt ihr nach, um ihr selbstlos, mit Entsagung eines eigenen Glücks und sogar mit Hingabe ihrer bescheidenen Ersparnisse zu dienen. Den ganzen Jammer einer armen Offiziersehe — die seither gesetzlich verboten ist — macht Božena beim Fehseschen Paare durch. Röschen litt an der Schuld, die sie gegen ihren Vater beging, nicht weniger als unter den Entbehrungen des Kriegslebens, denn inzwischen war auch die Revolution in Ungarn ausgebrochen und Fehse stand auf dem Kriegsschauplatze. Der alte Heißenstein ließ sich durch keinerlei Briefe erbitten; den herzlichsten und demütigsten unterschlug ihm seine Frau Nannette, indem sie ihn verbrannte. Das kurze Glück befriedigter Liebesleidenschaft bezahlt Rosa mit frühem Siechtum und vor-

Digitized by Google

zeitigem Tode. Ihr Gatte folgt ihr bald ins Grab nach, er stirbt den Soldatentod im Felde, und das einzige Kind, das die Fehses hinterließen, auch Röschen genannt, übernimmt die treue Božena. Zu Fuß wandert sie damit vom fernen Siebenbürgen in die mährische Heimat zurück, wo sie gerade ankommt, als Heißenstein, von tiefer Reue über die seiner Tochter erwiesenen Härte gequält, schwer mit dem Tode ringt. Er hat nur noch die Fähigkeit, mit den Fingern auf sein Enkelkind zu deuten und es stammelnd seiner Frau anzuempfehlen: „Deine heiligste Pflicht . . . !"

Und nun wachsen die zwei Mädchen Regula und Röschen nebeneinander heran, die Tante wenig älter, als die Nichte. Sie wohnen im selben Hause, aber eine Welt liegt zwischen ihnen. Röschen bleibt in den hinteren Räumen bei Božena und dem guten Mansuet Weberlein, der sich in seiner altmodischen Art um des Kindes Bildung bemüht. Regula führt nach dem Tode ihrer Mutter im Vorderhaus das Regiment. Sie ist ein wahres Prachtexemplar der Gouvernantenbildung geworden, ein Abklatsch ihrer Mutter und nicht einmal so schlau wie diese. Regula lebt nur für den Schein. Aus Furcht vor übler Nachrede, läßt sie Božena und Röschen im Hause, trotzdem sie beide haßt; um den guten Schein zu wahren, überwindet sie ihren Geiz. Da sie nichts weniger als schön ist, kokettiert sie mit ihrer Belesenheit, mit ihrer Sprachenkenntnis, mit ihren

Digitized by Google

gezierten und geschwollenen Redensarten. Natürlich und ehrlich zu empfinden hat sie nie gelernt; ihre Moral ist die öffentliche Meinung. An einem Tage, an dem sich Boženas Charakter in seiner ganzen Größe offenbart und ihr die Verehrung aller Verständigen einträgt, äußert sich die Prüderie Regulas in der lächerlichsten Weise. Schimmelreiter konnte nämlich mit dem Kapital, das ihm Heißenstein — ebenso wie Weberlein — vermacht hatte, heiraten. Zum Hochzeitsmahle war auch die treue Magd Božena geladen worden; sie saß am Tisch mit den übrigen Honoratioren. Da, mitten in der besten Unterhaltung, stolpert betrunken und lärmend ihr einstiger Liebhaber Bernhard herein: er hat sie noch immer nicht vergessen und will jetzt — nach bald zwanzig Jahren — die treulos Verlassene begrüßen. Man will den groben und ungeladenen Gast hinausbefördern; er aber wehrt sich und spricht Božena als seinen „Schatz," seine „Geliebte" an. Empört über diese Beleidigung, wirft ihn der stille alte Verehrer Boženas zu Boden und Bernhard wird mit Fäusten bearbeitet: „Nimm das zurück!" Und nun lassen wir die Stelle selbst hier folgen:

„Er wehrte sich mit allen seinen Kräften und schrie dabei: ‚Just nicht! Euch zum Trotze nicht! Meine Geliebte, meine Geliebte! Sie war's!'

„Mansuet kannte sich nicht mehr vor Wut.

Digitized by Google

‚Bestie!' kreischte er, riß ein Messer vom Tische und stürzte damit auf Bernhard zu ....

„Da erfaßte eine eiskalte Hand die seine und entwand ihm das Messer mit einem Ruck ... Božena stand zwischen dem Jäger und seinen Angreifern.

„‚Laßt ihn' — sprach sie, ihre Stimme klang wie Metall — ‚Laßt ihn. Es ist wahr'."

„Ein dumpfer Schrei erhob sich. Bernhard stand langsam auf, warf triumphierende Blicke im Zimmer umher und machte Miene, auf Božena zuzueilen. Doch sie, mit stummer Verzweiflung im Angesichte, mit einer Gebärde unsäglicher Verachtung, wies gebieterisch nach der Thüre. Der Elende blieb erschrocken stehen, murmelte einige unverständliche Worte, zupfte seine Jacke zurecht und gehorchte."

Diese grandiose Wahrheitsliebe wird von der ganzen Stadt bewundert, nicht am wenigsten von den Frauen selbst und insbesondere von der jungen Frau Schimmelreiters, wie die Erzählerin nicht ohne Bosheit betont. Nur Fräulein Regula fühlt sich durch den „Skandal" kompromittiert und erwägt allen Ernstes den Gedanken, Božena aus dem Hause zu jagen. Den läßt sie nun freilich auf Anraten ihres Anwalts fallen; aber die Jungfer, die niemand jemals in Versuchung zu bringen gelüstet hätte, kann sich's nicht versagen, Božena, die ihre Mutter sein könnte, zu demütigen. Sie citiert sie zu sich und wagt es, ihr

Digitized by Google

zu sagen: „‚Ich muß Sie bitten, mir das heilige Versprechen zu geben, daß Ihr Lebenswandel in Zukunft ein — ein' — sie suchte nach einem bezeichnenden Worte — ‚ein sittsamer sein wird'. Božena schwieg. ‚Versprechen Sie!'" rief das Fräulein — ihr Atem wurde immer kürzer, immer bissiger der Zug um ihren Mund — ‚ich fordere Ihr Versprechen, wie gesagt, Ihr heiligstes, daß Sie — daß . . .' Regula hielt inne, schluckte einigemale hintereinander und sprach dann, wie entschlossen, trotz allen inneren Widerstrebens den entscheidenden Schlag zu führen: ‚Daß Sie außer Verbindung bleiben . . . daß Sie sich nicht wieder einlassen mit Ihrem — Geliebten'. Das Fräulein warf von der Seite einen raschen Blick nach ihrer Magd. Die hatte die Hand auf die Brust gedrückt und auf ihrem Angesichte lag der Ausdruck eines Schmerzes, den das Menschenwort nicht ausspricht, jenes Schmerzes, der stumm zum Himmel schreit. Nein! Nein! . . . Hätte Regula gewußt, was sie that, sie hätte es nicht gethan, nicht einmal sie, die herzlose Drahtpuppe! — ‚Fräulein!' rief Božena, einen Augenblick fassungslos, außer sich. Bald jedoch kehrte ihr die Macht der Selbstüberwindung zurück. Mit gewaltig erzwungener Ruhe in Ton und Haltung, mit einem Klang der Wahrheit, der das eingefleischte Mißtrauen hätte überwinden müssen, sprach sie: ‚Es ist alles aus zwischen ihm und mir, seit Jahren aus.'"

Digitized by Google

Und die Erzählerin schließt die Scene mit der Bemerkung: „Sonderbar und unbegreiflich! Regula empfand bei diesen Worten und der Art, in welcher sie gesprochen wurden, die Beklemmung und das Unbehagen, welche in den Seelen engherziger Menschen die Ehrfurcht ersetzen. Von all den weisen Lehren, die sie sich zurecht gelegt hatte, wollte ihr keine mehr einfallen. So blieb ihr dann nichts übrig, als ein Ende zu machen. Und — einige unverständliche Worte murmelnd — entließ sie ihre Magd.“

Von nun aber wendet sich das Blatt, und die Handlung nimmt eine entschieden lustspielmäßige Wendung, in der die gräfliche Familie Rondsperg in den Vordergrund tritt. In ihr wird das Schicksal jener österreichischen Aristokraten typisch dargestellt, welche den Übergang von der alten zur neuen Zeit innerlich mitzumachen nicht imstande war. Der alte Graf Rondsperg ist ein Feudalherr aus der vormärzlichen patriarchalischen Zeit. Er ist gewöhnt, Pächter und Verwalter für sich sorgen zu lassen, zu bestimmten Terminen seine Gelder einzukassieren und sich persönlich an gar keiner Arbeit zu beteiligen. Auf seinem Besitz fühlt er sich wie ein König, die Bauern treten nur gebückt und mit dem Hut in der Hand vor ihn hin. Aber seit Aufhebung der Robot ist es anders worden; Österreich ging dem Umwandlungsprozeß aus einem Agrikultur- in einen Industriestaat entgegen, der

Digitized by Google

emanzipierte Bauer wurde Fabrikarbeiter, der gar keinen Respekt vor der gräflichen Gutsherrschaft mehr hegte. Das alles hat Graf Rondsperg gleichsam verschlafen, und er will sich in die neue Zeit auch nicht schicken; er trotzt ihr und glaubt ihr etwas anzuthun, wenn er keinen Schritt außerhalb der Grenzen seines Besitzes thut und die Umwandlung der Welt ignoriert. Sein trefflicher Sohn Ronald ist freilich anderer Meinung; er möchte schon eine andere Wirtschaft einführen, allein die Pietät vor dem alten Herrn hindert ihn daran, eigenmächtig vorzugehen; so lange dieser lebt, will er den Schein aufrechterhalten, daß die Rondspergs in der alten Glorie dastehen. Es fällt ihm bitter schwer, das Geld wird immer rarer, ein Stück des Gutes nach dem andern muß versetzt, wenn nicht gar verkauft werden, um die Schulden zu zahlen. Schließlich sieht er sich zum alleräußersten gezwungen; bei dem befreundeten Fräulein Heißenstein um finanzielle Hilfe anzusuchen. Er verkauft ihr das überschuldete Gut samt allem, was an Wohn- und Wirtschaftshäusern draufsteht, unter der Bedingung, daß der Kauf so lange geheim bleibe, als der Vater lebe. Nur die Gräfin-Mutter — eine Märtyrerin des Frauentums der alten Zeit — ist stark genug, Mitwisserin des traurigen Handels zu sein. Regula ging auf ihn in der lächerlichen Hoffnung ein, sich also die Hand des jungen Grafen Rondsperg zu sichern. Sie bleibt so

Digitized by Google

lange in diesem Irrtum befangen bis sich Ronalds Liebe zu ihrer Nichte Röschen offenbart. Der alte Graf hält selbst in aller Form bei Regula um die Hand des schönen Kindes für seinen Sohn an, und Regula ist in all ihrer stets betonten Bildung roh genug, sich für die Enttäuschung durch den Hohn über die Blindheit des alten Herrn zu rächen, der nicht weiß, daß sein stolzer Besitz über seinen Kopf hinweg an sie verkauft worden war. So wird dem Aristokraten, der seinen Ruin durch Hochmut und Trägheit selbst verschuldet, nicht das Bitterste erspart: zu erfahren, daß er am Ende seiner Tage ein Bettler geworden ist. Da greift Božena zuguterletzt in die Handlung ein und bestimmt Regula durch die Drohung des Skandals, den sie mit der Enthüllung der Erbschleichereien ihrer Mutter bereiten könnte, dazu, Röschen das Rondspergsche Gut als Aussteuer zu schenken. Regula selbst heiratet einen Gymnasiallehrer, der an der seltsamen Geschmacksverirrung leidet, die Herzlose aufrichtig zu lieben.

Dieser erste Roman Marie Ebners ist ein großes Kunstwerk, das seit seinem Erscheinen vor fünfundzwanzig Jahren nichts an Frische verloren hat, und das man um so lieber gewinnt, je öfter man es liest. Sichtlich hat die Dichterin mancherlei persönliche Erfahrungen in die „Božena“ verwoben; die Grafentochter, die zum Teil selbst von Gouvernanten in der Provinz erzogen wurde, hat die preziösen Jugendbildnerinnen

Digitized by Google

mit ihrer hohlen Bildung und süffisanten Anmaßung aus nächster Nähe kennen gelernt, vielleicht auch selbst unter ihnen gelitten; man kann es aus dem satirischen Ingrimm schließen, mit dem die Dichterin sie zeichnet. Gleichwohl ist die „Božena" kein lyrisches Bekenntnisbuch, wie etwa Goethes oder Kellers erster Roman, sondern ein objektives, episches Kunstwerk, das bei der Vollkommenheit seiner Form klassisches Gepräge trägt. Einen so schön komponierten Roman, in dem nichts zu viel und nichts zu wenig gesagt wird, besitzt die deutsche Litteratur nur noch in den Wahlverwandtschaften. „Božena" ist zugleich ein Dokument seiner Zeit, denn mit einer Klarheit und Gegenständlichkeit, welche in der deutsch-österreichischen Litteratur kein Seitenstück hat, hält der Roman das Bild der Übergangsjahre von etwa 1840 bis 1860 fest, das gleich den alternden Bronzen um so wertvoller wird, je mehr sich der Edelrost der Zeit auf sie lagert, je weiter wir uns vom Jahre 1848 und seinen Krisen entfernen. Ein weiter Horizont ist in diesem Roman ausgespannt. Er entwirft oft nur in wenigen, stets aber bedeutsamen Zügen das Bild der österreichischen Gesellschaft in allen ihren Schichten: vom armen leibeigenen Bauer, von der kapitalsstolzen Bourgeoisie, die niemals mächtiger, als in jenen Tagen dastand, hinauf zum bankrott gewordenen Adel. Und wahrhaft groß ist die Objektivität der Erzählerin gegenüber

Digitized by Google

allen Ständen; sie zeigt jedem sein wahres Spiegelbild und entzieht keinem ihre dichterische Wärme. In der Erfindung ist die Erzählung stellenweise wohl schon etwas altmodisch, z. B. in der Geschichte vom verbrannten Brief; stellenweise zeigen sich auch litterarische Reminiscenzen, so ist der sentimentale Humorist Mansuet Weberlein eine in der deutschen Romanlitteratur seit Jean Paul heimische Gestalt; in jener Scene, wo sich Ronald die Freude bereitet, Röschen zum erstenmale mit großen Dichtern bekannt zu machen, dürfte eine Erinnerung an die berühmte Novelle „Faust" von Iwan Turgenjew — dessen Novellen Marie Ebner zuhöchst schätzte, und von dem sie wohl mancherlei gelernt hat — zu finden sein. Altmodisch erscheint uns jetzt schon überhaupt die wesentlich litterarische Bildung, von welcher die Erzählerin selbst in diesem Buche noch erfüllt ist. Das geht so weit, daß sie selbst Fehler begeht, die sie an ihrer Gouvernante tadelt; ihr Stil, im ganzen von unverwelklicher Frische und nie versiegendem Esprit, hat preziöse Stellen, die nicht zur Charakteristik der Gouvernanten gehören, so z. B. wenn es (S. 184 der ersten Ausgabe) heißt: „Fräulein Regula hielt es mit dem Futter für ihre Eitelkeit wie Voltaire mit seinem Ruhme: Er hatte davon für eine Million, aber wollte noch für einen Sou." Die armselige Regula auch nur im Scherz mit Voltaire zusammen zu nennen ist ein Fehler, den später Marie Ebner

Digitized by Google

nie begangen hätte. Solcher Stellen finden sich mehrere im Buche. Bewundernswert ist aber die Technik der Erzählung. Ihr Inhalt erstreckt sich über einen Zeitraum von etwa zwanzig Jahren, und man hat, obwohl sich die Erzählung niemals in Stifter'sche Kleinmalerei verliert, dennoch das Gefühl, als wüßte man von jedem einzelnen Tag in dieser Zeit, was mit den Leuten des Romans geschehen ist. Diese Kunst der Darstellung einer ununterbrochenen epischen Kontinuität erscheint mir ganz spezifisch Ebnerisch; sie blieb der Dichterin auch später — zumal im Roman „Unsühnbar" — treu, wo sie in der Charakteristik knapper und intensiver zu sein gelernt hat.

Am bedeutsamsten aber ist die Frage: wie stellt sich Marie Ebner in ihrem ersten Roman zu ihrem eigenen Geschlecht? Daß sie nichts weniger als engherzig prüde ist, wissen wir schon von ihrer „Marie Roland" her. Sie tritt für die Rechte des Herzens ein, sie wirft keinen Stein nach einer Gefallenen. Aber was noch wichtiger ist: sie schreibt jetzt so wenig wie später einen weiblichen Tendenzroman. Marie Ebner ist zuerst und zuletzt Dichterin, und als solche geht sie von der Überzeugung aus, daß die Kunst der Sonne gleich über alles, was ist, mit gleicher Wärme zu leuchten hat. Aber sie begnügt sich nicht damit, festzuhalten, was ist, sondern sie gestaltet auch das, was nach ihrer Überzeugung sein soll. Ihre Božena, so

Digitized by Google

kräftig und lebendig sich uns ihre Gestalt einprägt, ist ein Ideal, das erste, welches Marie Ebner in einer Reihe von kraftvollen Frauengestalten geschaffen hat, und wohl auch das bedeutendste, das nur in der knappen lapidaren Form von jener herrlichen Anna in der „Totenwacht“ übertroffen wird, die gerade so wie Božena den einst geliebten Mann von sich stößt, nachdem sie seinen erbärmlichen Charakter durchschaut und sich stolz auf die eigene freie Kraft stellt. Das mütterliche Gefühl ist in Boženas Charakter die vorwaltende Eigenschaft. In der Mütterlichkeit hat in der kurz darauf entstandenen Erzählung „Margarete“ die tragische Titelheldin Schutz vor allen Verführungen gefunden; als Margarete ihren jungen Sohn verloren, hat sie auch ihren Halt verloren. Daß Regula so gar keine Spur von mütterlichen Gefühlen besitzt, rechnet ihr die Ebner als schlimmsten Fehler an. So tritt die Dichterin in der Frauenfrage, ohne sich irgendwie frauenrechtlerisch zu gebärden, am weitsichtigsten auf, indem sie das Ideal der auf sich selbst beruhenden Persönlichkeit ihrem Geschlechte vorträgt. Wirklich frei wird das Weib erst dann werden, wenn es gelernt hat, sich auf die eigene Kraft und Thätigkeit zu stellen.

Digitized by Google

„Das Gemeindekind."

Über der „Božena" lagert es bei allem Realismus der Darstellung wie Märchenduft. Diese Einfachheit und Klarheit der Charaktere und Schicksale: heiße aber unkluge Leidenschaft, die sich selbst bestraft; stille entsagungsvolle Güte, die ihren Lohn in sich selber trägt; eine böse Stiefmutter und eine böse Stiefschwester, die zum Schluß verlacht wird; ein hartherziger Vater, der in Reue über seine Härte stirbt: das sind Bilder der naiven Volksphantasie, die Märchenstimmung erzeugen, obwohl man sich mitten in einer geschichtlich nahen Vergangenheit bewegt, die genau bestimmt wird. Im „Gemeindekind", das wenige Jahre nach der „Božena" entstand, (1886) ist dieser Märchenduft gleichfalls zu spüren, weil auch hier bei aller Bestimmtheit der Zeit- und Ortsverhältnisse die Gestalten und Beziehungen so klar und einfach gezeichnet sind, daß sie typisch und individuell zugleich sind. Dieser neue Roman ist, so verschieden im Ton und in der Handlung er vom früheren erscheinen mag, in den dichterischen Ideen eine Fortbildung, ein Seitenstück zur „Božena".

Auch hier ist das Problem der Erziehung Grundthema der Dichtung; aber wenn schon früher gegen eine dilettierend und dabei auch noch anmaßende Erziehungskunst Front gemacht wurde, so möchte man nach

Digitized by Google

dem „Gemeindekind" sagen, daß unsere Dichterin gar nichts von der Pädagogik hält, alles Gute nur vom ursprünglich gesunden Sinn und angeborenen guten Willen des Menschen erwartet. Je geringer ihr Respekt vor der Erziehungskunst der Menschen ist, um so mächtiger ihr Glaube an die Kraft der guten Menschennatur, in dem sie sich durch gar keine Erblichkeitslehre beirren läßt; sie schreibt ihr Buch geradezu im bewußten Gegensatz zu dieser einen modernen Fatalismus schaffenden Theorie.

Das „Gemeindekind" ist aber mehr als bloß eine Polemik gegen Theorieen. Indem sich die Dichterin aus freischöpferischer Phantasie ein Menschenkind schuf, das unter sehr ungünstigen Bedingungen, frei wie der Vogel in der Luft heranwächst und dabei dennoch gut gerät, hat sie — in künstlerisch vollkommenster Form — eine Psychologie und Ethik dargestellt, die ihrerseits höchst beachtenswert sind.

Noch in einem anderen Punkt führt der zweite Roman über den ersten hinaus. Für Božena charakteristisch war ihre Geringschätzung der sogenannten öffentlichen Meinung. In sich selbst fand sie das rechte Maß für die würdige Lebensführung im Kontraste zu ihren zwei Herrinen Nannette und Regula Heißenstein, die sich nur zu sehr von der öffentlichen Meinung abhängig machten und dabei das Spiel verloren. Dieses Thema der Abhängigkeit des Einzelnen

Digitized by Google

vom Urteil der Welt hat unsere Dichterin schon früher, in „Maria Stuart“ und in „Marie Roland“ und auch später noch öfter (in der Novelle „Resel,“ in „Wieder die Alte“ u. a.) beschäftigt. Man darf es auf ihre eigene aristokratische Herkunft zurückführen, daß sie soviel darüber dachte. Denn in adeligen Kreisen haben die öffentliche Meinung, der politische Schein, die Kunst der Repräsentation und alles, was damit zusammenhängt, viel Bedeutung.

Im „Gemeindekind“ wird nun dieses Thema einmal von der anderen Seite betrachtet. Da steht in der Mitte des Buches eine Gestalt von tragisch-rührendem Humor, der Dorfschulmeister Felix Habrecht. Dieser Mann steht im Geruche der Hexenmeisterei. Er ist einmal für tot in die Leichenkammer gebracht worden, es war aber nur ein Schein, er erwachte wieder und kehrte in sein bescheidenes Amt zurück. In seiner Gegend — im östlichen Mähren — werden aber solche, vom Scheintode auferstandene Menschen für Hexenmeister gehalten, da sie die Vorhölle schon betreten hätten, man traut ihnen übersinnliche Fähigkeiten zu. Nun ist aber dieser Dorfschulmeister Habrecht weit über seinen Stand hinaus gebildet, und er verachtet die Dummheit der Bauern, anstatt ihr aufklärend entgegenzutreten, was in Wahrheit übermenschliche Kräfte erforderte. Durch trotzige Bejahung seiner Hexenmeisterschaft hat er nun seinen bösen Ruf

Digitized by Google

noch mehr verdorben und sich seine Autorität selbst untergraben. Als er aber zur Erkenntnis kommt, daß auch der Ruf eines Menschen eine gar wichtige Sache ist, da ist's zu spät: zu tief sitzt das Vorurteil gegen ihn in den beschränkten Bauernköpfen, er kann gegen den Strom nicht schwimmen und muß vom Platze weichen.

„Ich habe," sagt er, „dem Unverstand das Hölzchen geworfen, und er hat eine Keule daraus gemacht, mit der er mich drischt. Ich habe mit Schlangen gespielt, und wie ich einsehe, daß ich Frevel treibe und aufhören will, ist's zu spät, und ich bin unrettbar umringelt .... Wär' ich doch ein aufrichtiger Verbrecher, ein Mörder meinetwegen — ein ehrlicher Mörder und nicht die verlogene Kreatur, die ich bin ... bin! denn man wird's nicht los. Die Falschheit hat sich hineingefressen in den Menschen und regiert ihn gegen seinen Willen. Das ist fürchterlich, wahr sein wollen und nicht mehr können."

Dieser Schulmeister Felix Habrecht, eine der originellsten humoristischen Gestalten Marie Ebners, durch deren Mund sie nach ihrer Gepflogenheit ihre eigene Gesinnung des öfteren aussprechen läßt, ist der einzige Lehrer und Freund des „Gemeindekindes" Pavel Holub. Pavel ist nämlich der Sohn eines justifizierten Raubmörders; seine Mutter ist zu zehnjähriger Zuchthausstrafe wegen Mitschuld am Raubmorde verurteilt

Digitized by Google

worden. Er und seine Schwester Milada müssen nun von ihrer Heimatsgemeinde Soleschau erhalten und erzogen werden. Milada, ein zartes und gutmütig aussehendes Geschöpf, findet Gnade vor den Augen der gutsherrlichen Frau Baronin, sie wird auf deren Kosten im Nonnenkloster der nahgelegenen Kreisstadt erzogen, und zwar zur Nonne, um durch ein gottgeweihtes Leben die der Verdammnis im Jenseits verfallene Seele des Vaters loszubeten. Pavel aber, ein trotziger wilder Bursch, gefällt der zwar gutmütigen, aber kurzsichtigen Frau Baronin nicht, sie mag sich seiner nicht annehmen, und die knickerigen und gewissenlosen Gemeinderäte der Ortschaft geben den unerzogenen Knaben zum allerniedrigsten Mann in Soleschau, zum sehr übel beleumdeten Gemeindehirten Virgil in Erziehung: da kann Pavel das einträgliche Gewerbe des Sau- und Kuhhirten erlernen.

Zu der Zeit ist er ungefähr zwölf Jahre alt, und nun wird seine Geschichte in den folgenden zehn Jahren erzählt, während welcher der von allen Seiten mit Füßen getretene Sohn eines Raubmörders und einer Zuchthäuslerin sich durch seinen guten Willen und seine zähe Energie so weit emporringt, daß er — wenn er nur wollte — früher oder später der Bürgermeister derselben Gemeinde werden könnte. / Die Kunst der Dichterin besteht nun darin, daß sie uns das Wachstum dieses Charakters aus verborgenen

Digitized by Google

Ansätzen von Güte im Kampfe mit der Welt zur vollen schönen Männlichkeit darstellt, daß sie die kühne Paradoxie gegen die landläufige Meinung mit soviel überzeugender Kraft durchführt. Und dabei nicht die Spur von Sentimentalität, keine falsche Idealisierung der Menschheit, obwohl die Darstellung im direkt ausgesprochenen Gegensatz zum Naturalismus steht, der gerade damals — Anfangs der achtziger Jahre — seinen raschen Siegeszug durch die Weltlitteratur antrat.

Die Bauern erscheinen in der Schilderung Marie Ebners nicht um ein Jota weniger roh und selbst süchtig, als sie gemeiniglich zu sein pflegen, dennoch ist alles Widerliche und Peinigende des Naturalismus vermieden. Das Erringen der allgemeinen Achtung fällt Pavel keineswegs leicht. Er muß innere Freiheit und Klarheit gewinnen, bevor er sich nach außen verständig benehmen kann. Aber daß wir diesen Prozeß so klar und mit solcher Spannung verfolgen können, das ist der schöne Reiz dieser Erzählung, die überdies eine — noch nicht erwähnte — satirische Spitze hat von ganz außerordentlicher Vornehmheit in der Form, nämlich gegen die hohe Klerisei und die Erziehung in den Nonnenklöstern.

Pavel ist nämlich viel besser als er in seinem, die Menschen verachtenden Trotz erscheinen mag: er ist der Liebe fähig, er hat ein lebendiges Mitgefühl für andere, er ist treu in seiner Anhänglichkeit. Diese

Digitized by Google

guten Triebe hat er von seiner Mutter, in der die Tragik des Weibes aus dem Volke in erschütterndster Weise dargestellt wird. Weil sie ihrem Manne vor dem Altare Treue geschworen hat, hält sie sich verpflichtet, bei ihm bis zum alleräußersten auszuharren. Sie hat sich zeitlebens von dem arbeitsscheuen und trunksüchtigen Holub prügeln und mißbrauchen lassen, sie allein sorgte mit den kaum erwachsenen Kindern für die Bedürfnisse der Familie; aber so eingeschüchtert ist sie von ihrem brutalen Manne, daß sie sogar vor Gericht den Mut nicht hat, ihm zu widersprechen, als er sie, die völlig Unschuldige, verlogener Weise der Mitschuld an seinem Verbrechen bezichtigt. Schuldlos wandert sie in den Kerker, in dem sie zehn Jahre schmachten soll . . . Von ihr haben die Kinder, trotz des erbärmlichen Vaters, nur Gutes gelernt, und das erprobt sich nach ihrer Trennung. Pavel hat ihre Treue und ihre Großmut im Auffichnehmen fremder Schuld geerbt. Sein Stolz äußert sich zunächst knabenhaft im Sichbesserdünken als die dummen Leute, die ihn, den Schuldlosen, mit Steinen beworfen, und in der Verachtung ihrer Meinung. Zwar stiehlt er noch, wenn ihn der niemals befriedigte Hunger dazu treibt, aber darüber macht er sich noch keine Gewissensbisse. Der geübte Blick des Schulmeisters Habrecht erkennt bald, daß Pavel so schlimm nicht ist, wie er der Baronin, dem Pfarrer und den Dorfbehörden erscheint.

Digitized by Google

Er versucht es, den verprügelten, aber hellägigen Burschen zu sich heranzuziehen und zu unterrichten. Aber noch ist Pavel für gütige Zurede nicht empfänglich, er folgt derzeit nur den elementaren Trieben des Hungers und der Liebe, bis er durch eine starke seelische Erschütterung verwandelt wird. Er ist nämlich mit Unrecht in den Verdacht des Diebstahls gekommen, man traute ja dem Sohne des Mörders alles zu; in äußerster Bedrängnis flüchtet er zum Schulmeister Habrecht. Dieser überzeugt sich von seiner Unschuld und behält ihn als Diener bei sich. Nun erst kann aus dem Gemeindekind etwas werden. Der Lehrer vermittelt Pavel Elementarkenntnisse, und klärt sein Gemüt. Aber den Kampf gegen die Feindschaft der Dorfinsassen kann er ihm nicht ersparen, zu tief sitzt das Vorurteil gegen ihn, das er doch selbst vergrößern half. Durch eine gutmütig erwiesene Gefälligkeit hat sich Pavel neuerdings in bösen Verdacht gebracht. Obwohl er nicht mehr beim Gemeindehirten wohnte, hat er ihm einen gefährlichen Botendienst wie in den früheren Zeiten geleistet, indem er eine Medizin der als Kurpfuscherin im ganzen Dorfe öffentlich verachteten, heimlich aber aufgesuchten Frau des Hirten, dem totkranken Bürgermeister in dunkler Nacht auf Schleichwegen überbrachte. Die Medizin war völlig harmlos, aber der Kranke wurde mit dem geleerten Fläschchen in der geschlossenen Hand tot aufgefunden, und

Digitized by Google

Pavel, als Überbringer des Tränkleins bald entdeckt, wurde sofort des Mordes bezichtigt. Das dumme Volk kann sich gar nicht genug in Ausbrüchen des Hasses und der Verachtung gegen ihn thun. Unter starkem Schutze ins Gericht der Kreisstadt abgeführt, wird er natürlich bald als schuldlos erkannt und aus der Haft mit dem schriftlichen Atteſt ſeiner Unſchuld entlaſſen. Aber vor Gericht benahm er ſich wie ein rechter Bruder Božena's: großmütig — ein rechter Adeliger von Gnaden der Natur. Mit keiner Silbe verriet er ſeine Auftraggeber, das Gemeindehirtenpaar, dem er doch wahrlich wenig Dank ſchuldig war. Dieſe großmütige That bewirkt den allmählichen Umſchwung in der Geſinnung des Dorfes zu Pavels Gunſten, denn es war ein öffentliches Geheimnis, daß er nur Bote der kurpfuſchenden Hexe war. Seine großmütige Verſchwiegenheit imponirt geradezu und wirbt ihm ſtille Freunde. Nun kann er einigermaßen unbehindert das Haus bauen, wozu ihm ſein geliebtes Schweſterchen Milada im Kloſter beim erſten und einzigen Beſuche, den er ihr bisher machen durfte, die Anregung und das Grundkapital von ſage und ſchreibe 36 Gulden gab; das gute Mädchen hatte ſie ſich vom Taſchengelde erſpart, das ihr die Baronin gab. Und Pavel baut ſich ſein Haus, indem er Abend für Abend, Nacht für Nacht, in allen Mußeſtunden, die ihm ſein Dienſt als taglöhnernder Holzhauer läßt, Ziegel ſchlägt, Balken zu-

Digitized by Google

rechtschneidet, Mauern, so schlecht und recht, wie er eben vermag, aufrichtet. Ein kurzer Militärdienst, den er in der Landwehr zu absolvieren hat, vollendet seine Erziehung: da lernt er stramme Ordnung und andere Menschen als seine Bauern kennen, und nach einer neuerlichen Äußerung seiner großmütigen Natur mit einem darauf folgenden gewaltigen Streite — einer Keilerei im Wirtshause, bei der Pavel, einer gegen alle, Sieger bleibt — gewinnt er vollends die gute Meinung der Soleschauer. Er mußte sich zu seinem Recht auf Existenz ordentlich durchbeißen wie ein Hund in einem neuen fremden Orte.

Inzwischen ist Pavels Schwester Milada von den Nonnen — zu Tode erzogen worden. Während sich seine Natur im Kampfe mit der Welt stählen und entfalten konnte, haben die Klosterfrauen bei Milada alles gethan, um ihre natürlichen Instinkte und Triebe an der Wurzel zu zerstören. Das Kind, das leidenschaftlich am Bruder hing, wurde gezwungen, sogar auf den bescheidensten Verkehr mit ihm im Sprechzimmer des Klosters, zu verzichten, durch sanfte Suggestion zur freiwilligen Entsagung hingeführt. In den klösterlichen Kerker eingesperrt, wurde das arme unschuldige junge Gewissen fortwährend im Bewußtsein der Schuld seiner Eltern wach erhalten, so daß es sich in unfruchtbarer Qual selbst verzehren mußte. Indes Pavel in aller Not seines Lebens zum stärksten

Digitized by Google

Mann im Orte gedieh, nahm Milada, die im Kloster nie Hunger zu leiden hatte, von Jahr zu Jahr ab und verschied schließlich vor lauter Heiligkeit an der Auszehrung. Ein Herz für natürliche Triebe haben Nonnen nicht, die sich selbst mit der Natur entzweiten. Niemals, darf man wohl sagen, ist in so edler Form eine so scharfe Satire auf die Unnatur der Nonnenerziehung und Nonnenmoral geschrieben worden, wie in diesen Scenen des „Gemeindekindes", die durchwegs von zündender Wirkung sind, Glanzpunkte der Erzählung. Direkt spricht Marie Ebner nicht ein Wort des Tadels aus; aber indem sie die Klosterfrauen in Handlungen und Thaten konkret vorführt, ihre bornierte Selbstgefälligkeit plastisch vor Augen stellt, wirkt sie um so überzeugender. Vor lauter Liebe zu Gott haben die Nonnen kein Herz für die Menschen, und man wendet sich schließlich empört von ihnen ab.

Auch der Pfarrherr von Soleschau ist aus demselben Holze geschnitzt. Er sieht wohl das Unrecht, aber ihm zu steuern ist er zu bequem; ein satter Mann betreibt er opportunistische Politik; über den äußerlich verschüchterten Schulmeister, der bei aller sonstigen Ohnmacht doch sofort thatkräftig zugreift, wenn er Unrecht sieht, kann der wohlgenährte Herr Pfarrer nur lächeln; er ist kein unweltläufiger Idealist wie dieser, er kennt seine Bauern und echauffiert sich nicht unnötiger Weise.

Der Schulmeister aber bringt es mit seiner poli-

Digitized by Google

tischen Ungeschicklichkeit in der That so weit, daß er nicht nur auf einen anderen Posten versetzt wird, weil er kein fanatischer Tscheche sein mag — ist er doch weit erhaben über nationale Gegensätze —, sondern daß er überhaupt Europa verlassen muß, um nach Amerika zu wandern, wo er nach seinem Sinne leben kann (wie ein Ibsenscher Held). Dort leben Freunde, die ihn aufzunehmen bereit wären:

„Sie lebten,“ erzählt er Pavel im Abschiedsgespräch auf dem Bahnhofe, das zu einer Generalbeichte Habrechts wird, „in Wohlhabenheit und Ansehen und gehörten zu den eifrigsten Aposteln einer ‚ethischen Gesellschaft‘, deren Zweck die Verbreitung moralischer Kultur war, und die täglich an Anhang und Ausdehnung gewann.“

„‚Bekenner einer Religion der Moral nennen sie sich,‘ rief Habrecht; ‚ich nenne sie die Entzünder und Hüter des heiligsten Feuers, das je auf Erden brannte und dessen Licht bestimmt ist, auf dem Antlitz der menschlichen Gemeinde den Widerschein einer edlen, bisher fremden Freudigkeit wachzurufen . . . Ihre Botschaft ist zu mir gedrungen in Gestalt eines Buches, desgleichen noch nie eines geschrieben wurde! . . . O lieber Mensch! ein Wunderbuch, und hat bei mir beinahe dasjenige ausgestoßen, was du einst, du Thor, ein Hexenbuch nanntest (nämlich: Lucretius, de rerum natura) . . . Ich folge der Botschaft; ich gehe hinüber, etwas zu suchen, das ich verloren und ewig

Digitized by Google

vermißt habe: eine Anknüpfung mit dem Jenseits. — Eins von beiden brauchen wir, wir armen Erdenkinder, ein — wenn auch noch so geringes Wohlergehen oder einen Grund für unsere Leiden; sonst werden wir traurig, und das ist eines Wackeren unwürdig.'"

Und als Pavel diese merkwürdige Bergpredigt im Perron einer Eisenbahn mit der Frage unterbricht: „Ist Traurigkeit unwürdig?" Da erwidert Habrecht mit den denkwürdigen Worten, die man als Devise der gesamten Lebensanschauung Marie Ebners bezeichnen könnte:

„Durchaus. Traurigkeit ist Stille, ist Tod; Heiterkeit ist Regsamkeit, Bewegung, Leben."

Hier darf daran erinnert werden, welche Wandlung in unserer Dichterin seit 1867, wo sie die „Marie Roland" drucken ließ, vorgegangen war. Dort mußte die Verkünderin der reinen Vernunftreligion zum Glauben an Gott zurückkehren, bevor sie völlig geläutert den Tod empfing. Mochte es sich auch geschichtlich rechtfertigen lassen, so kam dabei doch auch eine ethische Überzeugung der Dichterin zum Ausdruck, die sie noch im Banne der alten Romantik zeigte. Jetzt hat sie die Einsicht errungen, daß Ethik nicht notwendig mit Metaphysik zusammenhängt, daß eine vom Glauben an die Existenz Gottes unabhängige Moral möglich ist, und sie sollte in dem wenige Jahre darauf geschriebenen Buche: „Glaubenslos?" diesen Gedanken noch nachdrücklicher vortragen. Mit diesem

Digitized by Google

Bekenntnis hat sich Marie Ebner auf den Boden der modernen Weltanschauung gestellt. Noch energischer geschieht es in den Sätzen, welche auf die oben citierten Äußerungen Felix Habrechts folgen, denn hier erfaßt sie die neue Zeit geradezu als das soziale Zeitalter. Habrecht sagt:

„Meine letzten Worte, lieber Mensch, merk' sie dir! präge sie dir in die Seele, ins Hirn. Gieb acht: Wir leben in einer vorzüglicherweise lehrreichen Zeit. Nie ist den Menschen deutlicher gepredigt worden: Seid selbstlos, wenn aus keinem edleren, so doch aus Selbsterhaltungstrieb . . . aber ich sehe, das ist dir wieder zu hoch — — anders also! . . . In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und sich's schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller seines Nachbars leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig Blinden. Allen Übrigen wird der leere Teller des Nachbars den Appetit verderben — dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst . . . Darum sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, daß es in deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich giebt. Begreifst du?" — „Ich glaube, ja," erwidert Pavel. — „Begreifst du auch, daß du nie eines Menschen Feind sein sollst, auch dann nicht, wenn er der deine ist?" — „So etwas," erwidert Pavel, „hat mir schon meine Schwester gesagt."

Digitized by Google

Die hier ausgesprochenen ethischen Grundsätze darf man als soziale Ethik bezeichnen, und wenn man erwägt, daß uns der Held dieser Erziehungsgeschichte nicht in einsamer Grübelei und Kontemplation, sondern im Kampfe mit seiner Umgebung gezeigt wird, und daß er uns schließlich als ein Produkt der Wechselwirkungen zwischen angeborener Natur und schon vorhandenen sozialen Zustände erscheinen muß, so muß man Marie Ebner auch im engeren künstlerischen Sinne als einen modernen Dichter bezeichnen, denn sie isoliert nicht mehr nach alter Manier den Menschen von seiner Umgebung. Aber freilich: in die Milieutheorie, die den einzelnen zu nichts anderem, als zum Produkt von Zeit und Gesellschaft macht, läßt sie sich nicht verirren. Weit eher dürfte man sie als Individualistin bezeichnen, mit dem schönen Maße, das ihr ganzes Denken auszeichnet. Der „grüne Heinrich" von Gottfried Keller ist mit dem „Gemeindekind" verglichen romantisch; wie schlägt sich der junge Maler mit Ideen und Phantasiebildern herum! Pavel Holub ist Realist von der Zehe bis zum Scheitel: er ist der moderne, aufs Konkrete, aufs Thun, nicht aufs Räsonnieren oder Betrachten gestellte Mensch, der durchwegs Marie Ebners Ideal bleibt. Aber zum Unterschiede von anderen modernen Idealisten: mit dem spezifisch Ebnerschen Zusatz hoher sittlicher Gesinnung. Je weniger Gewicht in der zeitgenössischen Litteratur auf diese ethische

Digitized by Google

Grundlage ihres Ideals gelegt wurde, je mehr man der Lehre von „jenseits von Gut und Böse" nachlief und das Ideal des Thatmenschen mit dem Menschen ohne Gewissen identifizierte, um so nachdrücklicher betonte Marie Ebner ihre ethische Forderung. Kraft *ohne* Güte kann sie ebensowenig achten wie Güte ohne Kraft. Darin unterscheidet sie sich auch von dem großen Russen *Tolstoi*, der die Lehre: „Widerstrebe nicht dem Übel" verkündete. Die Geduld im Ertragen des Unrechts hat bei ihr doch eine Grenze. Ihr Pavel haut tüchtig drein, als er von der bäuerischen Gemeinheit gar zu arg mitgenommen wird, und Habrecht belobt ihn dafür mit den Worten: „Prügel sind nicht schlecht, aber nur für den Anfang, durchaus nur! und überhaupt nie mehr als ein Palliativ . . . Salbader freilich verstehen von Radikalmitteln nichts, leugnen darum auch, daß es solche gebe. Sei kein Salbader!" Aber er schließt doch mit der Weisung zur Großmut: „Wenn du's bist (nämlich Bürgermeister), dann zahl' ihnen mit Gutem heim, was sie Übles an dir gethan haben."

Auf die eben citierten Sätze des Schulmeisters folgen einige, die so reich an goldener Weisheit sind, daß ich mich nicht enthalten kann, sie hierher zu stellen. Habrecht fährt also fort:

„Ferner, verlerne das Lesen nicht. Ich habe aus meinem Vorrat von Schulbüchern, ehe ich ihn ver-

Digitized by Google

ſchenkte, ſechs Stück für dich beiſeite gebracht, — ſchlichte Büchlein von unberühmten Männern zuſammengeſtellt; wenn du aber alles weißt, was in ihnen ſteht, und alles thuſt, was ſie dir anraten, dann weißt du viel und wirſt gut fahren. Lies ſie, lies ſie immer, und wenn du mit dem ſechſten fertig biſt, fange mit dem erſten wieder an ... Was das allerſchwierigſte im Leben betrifft, die ſüßeſte, die grauſamſte, die mächtigſte und fürchterlichſte aller Leidenſchaften — ich mag ſie gar nicht nennen — ſo meine ich, du wärſt abgeſchreckt und könnteſt es bleiben."

Pavel iſt nämlich von Vinska, der Tochter des Gemeindehirten, bei dem er wohnen mußte und die er liebte, betrogen und mißbraucht worden.

„Sie iſt dir am Quell vergiftet worden, bei ihrem erſten Urſprung, das hilft manchmal für immer. Du haſt es mit ihr ſo ſchlecht getroffen, wie dein aufrichtigſter Freund, für den ich mich halte, es dir nicht beſſer hätte wünſchen können ... Nicht jeder braucht einen Hausſtand zu gründen (fährt der ſtoiſche Ethiker im Sinne der Baronin in der ſpäteren Novelle „Wieder die Alte" fort); das iſt der größte Wahn, daß man eigene Kinder haben müſſe — es giebt Kinder genug auf der Welt, ... und je beſſer ein Vater iſt, deſto weniger hat er von ſeinen Kindern — wer fühlt edel und ſelbſtlos genug, um ſich zutrauen zu dürfen, er werde ein guter Vater ſein? ... Und dein Ruf,

Digitized by Google

lieber Mensch, achte auf deinen Ruf, du weißt schon, die gewisse Tafel, die blank sein muß — die deine war sehr verkritzelt ... putze, fege, strebe vorwärts ... glaube: — wenn du heute nicht etwas besser bist, als du gestern warst, bist du gewiß etwas schlechter ... Wende mir nicht ein: Das sind lauter zu hohe Grundsätze für Unsereinen; gehen Sie damit zu denen, die ohnehin sehr hochstehen; wir sind geringe Leute; für uns ist auch eine geringe Moral gut genug ... Ich sage dir, gerade die beste ist für euch die rechte; ihr Geringen, ihr seid die Wichtigen, ohne eure Mitwirkung kann nichts Großes sich mehr vollziehen — von euch geht aus, was Fluch oder Segen der Zukunft sein wird ..."

Also wieder das soziale Bekenntnis. Zu bedauern ist nur, daß dieses „Gemeindekind" zu jenen „Geringen", für welche es geschrieben ist, nicht gelangen kann, weil es zu — teuer ist. Das Volk kennt noch nicht die Dichterin, deren Herz ihm am wärmsten entgegenschlägt.

Zuweilen konnte man von Lesern die Erwartung äußern hören, daß noch eine Fortsetzung zum „Gemeindekind" erscheinen werde: die Erzählung, wie Pavel, nach der Prophezeiung des Schulmeisters, Bürgermeister von Soleschau wurde. Die Dichterin nahm diese Neugier jugendlicher Leser nach den ferneren Schicksalen ihres guten Pavel Holub mit heiterer

Digitized by Google

Genugthuung zur Kenntnis, weil sie daraus entnahm, daß es ihr gelungen war, ihren Helden auch den naiven Lesern ins Herz zu schmeicheln. Aber befriedigt hat sie jene Neugier doch nicht und kein Wort weiter hinzugeschrieben. In Wahrheit ist auch die Erzählung so, wie sie vorliegt, künstlerisch abgeschlossen. Denn das Ziel der Bildungsgeschichte des Gemeindekinds war nicht sein äußeres Glück, sondern jene Reife des ganzen Menschen, in der Pavel fähig sein sollte, die arme Mutter, die zehn Jahre lang unschuldig hatte im Kerker schmachten müssen, mit freiem und warmem Herzen, ohne Bangen vor dem Gerede der Leute bei sich, in seinem eigenen Heim aufzunehmen und der Märtyrerin ehelicher Treue Schutz für die wenigen Jahre zu bieten, die ihr zu leben noch gestattet wären. Mit dem Wiedersehen von Mutter und Sohn schließt daher ganz angemessen die Erzählung. Die Dichterin hat ihre ganze Kraft auf diese Scene verwendet, die auch zum Besten gehört, was sie überhaupt geschaffen hat. Kein Empfänglicher wird diese paar Blätter lesen, ohne mächtig ergriffen zu werden.

Man denke: Pavel hat es nachgerade so weit gebracht, daß er Grundbesitzer ist, mit einem eigenen Hause, als Arbeiter gesucht, als Charakter geschätzt wird, ja sogar Heiratsanträge erhält. Immer jedoch geht ihm der Vorwurf nach, daß seine Mutter eine Zuchthäuslerin ist. Seitdem er zu den Besitzenden und

Digitized by Google

Respektierten gehört, ist er um so empfindlicher auf seine Ehre und seinen guten Ruf; jeder Schimpf kann ihn zur Raserei bringen, so sehr er sonst sein leidenschaftliches Herz zu bändigen schon gelernt hat. Gerade wieder hat er eine aufregende Scene erlebt, in der er beinahe zum Mörder geworden wäre. Ein frecher Mensch hatte ihn wegen seiner Mutter gehöhnt und Pavel die Axt nach ihm geworfen, die zum Glück ihr Ziel verfehlte. Von diesem Ausbruch seiner Leidenschaftlichkeit war Pavel selbst nicht am wenigsten erschüttert, und in rechter Selbsterkenntnis hat er nach diesem Vorfall auch auf die Verehelichung mit einem schönen Mädchen verzichtet, zu der sich Gelegenheit geboten hatte. Nun kommt seine Mutter aus dem Kerker zurück. Die arme Frau ist in den letzten Jahren ihrer Haft Krankenwärterin im Spital des Gefangenenhauses gewesen; sie will wieder dahin zurückkehren, sobald sie nur einmal ihre Tochter und ihren Sohn gesehen haben wird. Während der langen zehn Jahre hatte er sich kein einziges Mal sie zu besuchen gedrängt gefühlt. Und auch jetzt empfängt er sie mit äußerlich kühler Zurückhaltung. Ihm darob Vorwürfe zu machen, hat das demütige Weib nicht den Sinn, aber als er sie zum Bleiben auffordert, lehnt sie ab . . . Doch wir thun besser, das nun folgende Gespräch hier wörtlich zu citieren. Die Mutter erfährt durch Pavel, daß ihre Tochter Milada gerade vor drei Tagen gestorben ist.

Digitized by Google

„Sie sank zurück, erdrückt von der Wucht eines Schmerzes, der mächtiger war, als sie. — Allmählich erst kam wieder Leben in ihre Züge, und ihre Starrheit wich dem Ausdruck wehmütiger Begeisterung: ‚Ich glaube dir, Sohn, ich glaube dir. Sie war eine Heilige, und jetzt ist sie im Himmel, und dort werde ich sie finden, wenn es dem Herrn gefallen wird, mich abzurufen.‘

„‚Mutter‘, entgegnete Pavel zögernd, ‚hofft Ihr denn, daß Ihr in den Himmel kommen werdet?‘

„‚Ob ich es hoffe? — Ich weiß es! — Gott ist gerecht.‘

„‚Barmherzig sagt ... Sagt Ihr nicht barmherzig?‘

„Seine Mutter richtete sich auf: ‚Ich sage gerecht,‘ sprach sie mit einer großartigen Zuversicht, vor der alle seine Zweifel versanken, die einen Glauben an dieses arme, vervehmte Weib in ihm entzündete, fester, treuer, seligmachender als je ein Glaube an das Höchste und Herrlichste. Er trat näher, sein Mund öffnete sich; sie erhob bittend die Hände: ‚Frag' mich nicht mehr, ich kann dir nicht antworten. ... Die Frau hat am Altar geschworen, ihrem Mann unterthänig zu sein und treu ... Dafür wird er unserem Herrgott dereinst Rechenschaft über sie ablegen müssen. Mag ihm der ewige Richter barmherzig sein. — So bete ich, und so sollst auch du beten und schweigen und nicht fragen.‘

Digitized by Google

„‚Nein,' beteuerte er, ‚nein, und ich frage ja nicht. Ich bitte Euch nur, daß Ihr es von selbst aussprecht, daß Ihr keinen Teil habt am Verbrechen des Vaters ... Erbarmt euch meiner und sprecht es aus ...'

„Ein schmerzliches Lächeln umspielte ihre Lippen: ‚Pavel, Pavel, das thut mir sehr weh ... Es hat mir ja oft einen Stich ins Herz gegeben: Wer weiß, was die Kinder denken? — Ich hab' mich immer davon losgemacht, wie von einer Eingebung des Bösen ... Das war gefehlt —.' Sie hob das Haupt, ein ernster und edler Stolz malte sich in ihren Zügen. — ‚Ich hätte dir nicht über die Schwelle treten sollen, bevor ich zu dir gesagt hätte: Ich bin unschuldig verurteilt worden, Sohn.'

„Da brach er aus: ‚Barmherziger Gott, wie schlecht war ich gegen Euch! ...'

„‚Klage dich nicht an,' versetzte sie mit unerschütterlicher Ruhe, ‚du warst so jung, als ich dich verlassen mußte. Du hast mich nicht verdammt."

„‚Mutter,' konnte er nur sagen, ‚Mutter' ... und er stürzte vor ihr nieder, barg sein Haupt in ihrem Schoß, umschlang sie und wußte, daß er jetzt seinen besten Reichtum, sein Kostbarstes und Teuerstes in seinen Armen hielt. ‚Bleibt bei mir, Mutter,' rief er. ‚Ich werde meine Hände unter Eure Füße legen, ich werde Euch alles vergelten, was Ihr gelitten habt. Bleibt bei mir.'

Digitized by Google

„Und sie, verklärten Angesichts, einen Himmel in der Brust, beugte sich über ihn, preßte die schmale Wange in seine Haare, küßte seinen Nacken, seine Schläfen, seine Stirn: ‚Ich weiß nicht, ob ich darf,‘ sagte sie.

„‚Der Leute wegen?‘

„‚Der Leute wegen.‘

„Da sah er zu ihr empor: ‚Was habt Ihr eben gesagt? — Die Ärgsten werden oft die Besten, wenn sie einen brauchen. Nun, liebe Mutter, das müßt' doch kurios zugehen, wenn man zwei Menschen, wie wir sind, nicht manchmal brauchen sollte. Bleibt bei mir, liebe Mutter!‘“

Damit schließt die schöne Erzählung, deren einzelne Scenen niemand vergessen kann, auch wenn er das Buch nur ein Mal gelesen hat. Es ist ein besonderes Kennzeichen der echten dichterischen Kunst, daß sie Bilder voll lebendiger Kraft schafft, die zu gleicher Zeit aber auch mehr enthalten, als die bloß historische Mitteilung eines Vorganges. Echte Poesie ist in diesem Sinne immer symbolisch. Ihre Seele läßt sich nicht in Worten erschöpfen, man muß sie schauend nachfühlen; wäre sie in Worten erschöpfbar, dann wäre sie auch keine echte Poesie mehr. Darum ist auch jede poetische Erzählung mit dem Märchen verwandt: was nie geschah und immer geschieht, das stellt sie dar. Das „Gemeindekind“, so bestimmt sein

Digitized by Google

historischer und örtlicher Hintergrund ist, ist weitaus mehr als eine sittenmalerische Dorfgeschichte aus Mähren in der Zeit der nationalen Kämpfe zwischen Deutschen und Slaven. Es hat einen ewigen Gehalt, den man immer und überall gleich bedeutsam empfinden wird.

Mit dem ersten Roman Marie Ebners verglichen, mit der „Božena", weist das „Gemeindekind" manche Ähnlichkeit in der Komposition auf; z. B. fällt der Höhe- und Wendepunkt der Geschichte in beiden Erzählungen in dramatisch bewegte Scenen, dort beim Hochzeitsmahle, hier bei der gewaltigen Abrechnung Pavels mit den Bauern im Wirtshaus. Im Stil aber ist sichtlich ein Fortschritt in der Richtung größerer Einheitlichkeit und harmonischer Durchbildung zu erkennen, wenn auch der sprudelnde Esprit und die verschwenderisch ausgestreute Beobachtung im Einzelnen der „Božena" den ewigen Reiz aller Jugendwerke großer Dichter vorbehält.

„Unsühnbar."

Marie Ebner und der Adel.

Noch nachdrücklicher als im „Gemeindekind" tritt die soziale Gesinnung Marie Ebners im Roman

Digitized by Google

„Unsühnbar" hervor, der 1889 entstand. Hier setzt die Erzählung geradezu mit einem drastischen Bilde sozialen Elends ein. Die junge Komtesse Maria Wolfsberg fährt in ihrem eleganten Coupé nach Schluß der Oper heim, es ist im Dezember, der frisch gefallene Schnee liegt hoch in den Straßen, die armseligen Gestalten der Schneeschaufler sind an der Arbeit, und unter ihnen ist Einer, der sich rühmen darf, daß die Gräfin Maria Wolfsberg, in deren Wagen er einen Blick werfen konnte, seine: „liebe Verwandte" ist. Sie ist sogar mehr: seine Schwester; sie aber ein legitimes, er ein illegitimes Kind desselben Grafen Wolfsberg, der den schönen Frauen hoch und nieder noch immer gern huldigt. Die Diener auf dem Kutschbock erkennen den Schneeschaufler als den, der er ist; seine schmachvolle Existenz ist niemand ein Geheimnis als seiner vom Schicksal begünstigteren Schwester ... So beginnt der Roman, der sich mit der tragischen Gräfin Maria Dornach im Mittelpunkt zu einem Sittengemälde des österreichischen Adels gestaltet, wie es so gehaltvoll und zugleich so herb kaum wieder geschrieben wurde. Denn daß ein so reines Geschöpf wie Maria auch der Sünde verfällt, erscheint nicht als ihre persönliche Schuld allein, sondern als Schuld der ganzen Gesellschaft, der sie angehört.

In diesen Kreisen gilt nur der schöne Schein; alles wird verziehen, wenn nur die äußere Form

Digitized by Google

gewahrt wird. Lächerlich ist jeder Idealismus, mag er nun freigeistiger oder frommer Art sein; lächerlich ein schlecht sitzendes Gewand, komisch die Konsequenz in der Lebensführung; komisch eine Mutter, die viele Kinder hat und ein Vater, der in der Sorge für sie aufgeht, komisch jedes starke Gefühl. Ideal ist das „comme il faut". Vorbildlich der sprunghafte Esprit, der für alles eine witzige oder geistreiche Bemerkung in Bereitschaft hat; vorbildlich die Gleichgültigkeit im Ertragen sowohl der Freuden als auch der Widerwärtigkeiten des Lebens. Der ursprüngliche Sinn des echten Rittertums: eine großmütige Tapferkeit, ein mutiges Voranschreiten in allen Schwierigkeiten des Lebens hat sich verflacht zur frivolen Äußerlichkeit. Eine ehrliche Natur, die nach außen nicht anders erscheinen mag, als sie sich innerlich fühlt, fällt aus dem Rahmen dieser aristokratischen Lebensführung. Man fragt niemand nach seiner Wahrheit und fordert von keinem das Eingeständnis seiner Mängel, man wünscht die Lüge, wofern nur nicht das Vergnügen gestört wird. Die guten Schauspieler des Lebens werden am meisten bewundert. Oder um mit den eigenen Worten der Dichterin in der Novelle „Chlodwig" (1875) zu sprechen:

„Sie — die kühle junge Komtesse, die Chlodwig liebte und über die er sich in diesen Worten expektoriert — stand unter der Rute: Menschenfurcht, und der

Digitized by Google

sollte auch ich mich beugen! ... Unterschätzte sie meine Liebe? — Wenn sie es nicht that, dann war sie grausam und feige ... Ich glaube jetzt manchmal, daß sie es war ... Diese Menschen müssen es werden. Sie unterdrücken so lange den Schrei ihres Herzens, bis er verstummt. Ihr Selbst wird so lange abgetötet, bis es endlich ertötet ist. Nun sind sie ganz Seichtheit und Oberfläche und verabscheuen, was mehr sein möchte.

„Nur nirgends auf den Grund gegangen — dort lauert gar oft die Trostlosigkeit. Nur keinen Gedanken ausgedacht! Er könnte in Zweifel münden, oder zu einer unangenehmen Wahrheit führen. Um das Unangenehme zu vermeiden, das Leben um seine Schmerzen zu betrügen, durchzuhuschen durch die Welt, ohne irgendwo anzustoßen, ohne irgendwo zu mißfallen — dazu sind sie ja geschaffen, diese Schatten-Existenzen! — Der ihnen seine Leiden verschweigt, ihnen das bleiche Elend des Lebens unter trügerischer Schminke verbirgt, der nur liebt sie, der nur ist ihr Freund! Verwöhnt und verweichlicht wird endlich die empfindliche Kreatur vom ersten Hauch des Unglücks, das sie trifft, fortgeblasen aus der Welt. Oder verbittert und vergrämt verbirgt sie sich einsam in einem Winkel der Erde. Oder sie, und das ist das gewöhnlichste, trocknet ein zur nichts mehr fühlenden Mumie!“

Hier ist es wohl an der Zeit, von dem Verhältnis

Digitized by Google

unserer Dichterin zur Aristokratie zu sprechen, als deren edelsten Töchter eine sie geboren wurde. Vom ersten Novellenbande, den Marie Ebner 1875 bei Cotta veröffentlichte und der förmlich ein Programm ihrer ganzen späteren Produktion enthält, bis zu ihren letzten Dichtungen — dem in der „Gartenlaube" gedruckten Roman „Die arme Kleine" — hat sie so oft und so eindringlich von der Aristokratie gesprochen, so mancherlei persönliche Bekenntnisse ihren Gestalten in den Mund gelegt, daß ihre ganze Dichtung davon ihr Gepräge erhielt. Ohne weitere Hilfsmittel vermag man sich die Geschichte des Verhältnisses Marie Ebners zu ihrem Stande zu veranschaulichen. Die Geschichte! Denn eine Persönlichkeit von dieser Tiefe des Gemüts und diesem lauteren Streben nach klarer Erkenntnis, nach Wahrheit und Recht nimmt nichts ohne eigenes Denken in sich auf, folgt nicht blind anerzogenen oder auch angeborenen Neigungen und Vorurteilen; sie hat das Bedürfnis, sich mit der Tradition, in der sie aufwuchs, auseinanderzusetzen, und erst nach glücklicher Vollendung dieser Klärung und Auseinandersetzung erscheint die Persönlichkeit völlig gefestet und gegründet.

In den wenigen Sätzen, die der idealistische Baron Schwarzburg in der Novelle „Komtesse Paula" spricht — er wird von seinen Standesgenossen als ein neuer Ritter Don Quixote heimlich belächelt — ist auch das eigene Verhältnis unserer Dichterin zu ihrem

Digitized by Google

Stande dargestellt. Schwarzburg sagt am Schlusse der Geschichte:

„Heil dieser Thörin, daß sie nicht darf! [nämlich: ungehorsam gegen den Willen der Eltern sein.] Es ist ihr Glück; sie ahnt nicht, was sie unternähmen, wie auch ich es unbewußt unternahm und den Namen nicht kannte, der mir zukommt, und den ich erfuhr, als der Hohn der andern mich taufte: „Idealist"! Sei du es nur! Ringe gegen das mächtige Element, vergeude deine Kraft im erfolglosen Kampfe! Ringe dich los von allen, die seinem frischen frohen Laufe folgen, die deinesgleichen, deine Genossen, deine Brüder waren, und deren Widersacher du geworden bist, deren Interessen du bestreitest, deren Überzeugungen du verleugnest, und — an denen du mit allen Fiebern deines Herzens hängst!"

Man muß sich daran erinnern, daß die Jugend Marie Ebners in die Zeit des Zusammenbruchs des alten Feudalstaates und der Aufrichtung des modernen Staatswesens mit der Gleichberechtigung aller Bürger vor dem Gesetze und dem Konstitutionalismus in Österreich fällt. Sie heiratete, achtzehn Jahre alt, während des Revolutionsjahres 1848. Gerade der begabtere Teil der österreichischen Aristokratie stand damals auf Seite der neuen Zeit des Liberalismus. Um die Aufhebung der Bauernrobot haben sich Adelige nicht am wenigsten verdient gemacht.

Digitized by Google

Am Wiener Hofe selbst hatte die neue Zeit ihre Parteigänger. Die angeborene Freiheit ihres Geistes und ihr ursprüngliches Rechtsgefühl mußten die junge Komtesse Dubsky zum Gegner der ererbten Vorrechte und Vorurteile ihres Standes machen; und eine eifrige Verehrerin der neuen Litteratur, wie sie war — Anastasius Grüns Dichtungen hatten die ersten starken poetischen Wirkungen auf sie geübt — ward sie früh vertraut mit den Ideen der neuen Zeit. In der Ehe mit ihrem, zumal naturwissenschaftlich reich gebildeten Gatten fand die Dichterin weiter Anregung und Zustimmung in der Ausbildung ihrer antifeudalen Gesinnung, in der sie auch die Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Zustände der ganzen Zeit und der österreichischen Heimat nur bestärken mußten. Dem also gebildeten Charakter schlossen sich geistesverwandte Freunde und Freundinnen an. Die junge Dichterin, der Franz Grillparzer selbst, der Patriarch der deutschen Litteratur, zu ihrer Zeit das Recht zum Dichten zugestanden hatte, konnte sich gar nicht anders als in der Richtung des Liberalismus entwickeln. Ihr eigenes Verdienst aber war es, daß sie niemals doktrinär stehen blieb, sondern in ihrer maßvoll besonnenen Weise mit dem Zeitalter Schritt hielt, ja sogar auf dieses Schritthalten mit der geistigen Bewegung besonderen Wert legte, und schließlich auch die Läuterung des bürgerlichen Liberalismus zum

Digitized by Google

Sozialismus innerlich mitmachte, so daß sie z. B. von ihrer geliebten Märtyrerin der Wahrhaftigkeit im Roman „Unsühnbar" sagen konnte: „sie war ein Kind der neuen Zeit, das Gefühl der Unerträglichkeit fremden Leides, fremder Not und ein heißer Drang zu helfen, hatte auch sie ergriffen." Die Beschränktheit der liberalen Bourgeoisie hat aber Marie Ebner schon in ihrem ersten Roman „Božena" 1876 in ihrer objektiven Weise geschildert. Sie schritt mit ihrem starken sozialen Gefühl der Zeit sogar voraus.

Die aristokratische Herkunft und Erziehung hat aber Marie Ebners litterarische Persönlichkeit in vielen Beziehungen bestimmt. So in ihrem Sinn und Verständnis für Geschichte und Vorgänge auf dem großen politischen Welttheater. Dichter und vollends Dichterinnen, die in engen kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen sind, gewinnen erst spät, in den reifern Jahren des bewußten Studiums, ein Verhältnis zur Politik und Geschichte — oder auch gar nicht. Die auf den Höhen der Gesellschaft geborene Dichterin war früh daran gewöhnt, politische Luft zu atmen, historische Gefühle zu hegen, da allernächste Verwandte mitten im politischen Leben standen, zu Zeiten auch das Schicksal der Familie und des ganzen Standes von den großen Ereignissen der Politik abhing. Darin ist auch heute noch der Aristokrat dem Bürgerlichen über: was diesem Erwerb der Bildung ist, also immer ein Kunst-

Digitized by Google

produkt, saugt jener sozusagen mit der Muttermilch ein, ist ihm Natur. Er fühlt politisch und historisch kräftiger, instinktmäßiger, worauf manche Staatsmänner das heute allgemein bestehende Vorrecht des Adels auf diplomatische und politische Stellungen im Staate begründen zu können glauben. Wie dem auch sein mag, so hatte jedenfalls unsere Dichterin großen Nutzen auch von dieser Gunst ihrer Herkunft gezogen, und die sich ihr schon im Leben des Alltags aufdrängenden Kontraste zwischen den verschiedenen Ständen wurden ein reicher Quell dichterischer Anregung. Für dieses stets wache politische Interesse Marie Ebners kann man in ihrer gesamten Dichtung Belege finden. Ihre Charakterbilder aus der Aristokratie sind von historischer Luft ebenso umweht, wie die Schlösser mit ihren Ahnengalerieen, welche die Aristokraten bewohnen, wodurch sie sich — beiläufig bemerkt — auch wesentlich von der begabten Landsmännin Ossip Schubin unterscheidet, die gleichfalls Sittenbilder des österreichischen Adels schrieb. Man kann beinahe den ganzen Verlauf der österreichischen Geschichte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Erzählungen widergespiegelt finden. In den Novellen: „Der Kreisphysikus" und „Jakob Szela" finden wir den Reflex der galizischen Bauernbewegung in den Jahren 1846 und 1847; damals kämpften die Bauern gegen die sie mißbrauchenden Schlachzizen; jene waren für den

Digitized by Google

Kaiser, diese für die geträumte Wiederherstellung Polens; in die Bauernbewegung mischten sich auch kommunistische Träume und Ideale hinein. „Er laßt die Hand küssen" giebt ein — an Turgenjews Kunst erinnerndes — Bild des Verhältnisses zwischen dem alten Adel und seinen Leibeigenen: diese waren eine Sache, der man kein menschliches Gefühl zutraute.

In der „Božena" ist dann in großen Zügen die Revolution des Jahres 1848 geschildert, mit dem Zusammenbruch des Feudaladels, der es nicht verstanden hat, den Wandel der Zeiten rechtzeitig zu erkennen. Im „Edelmann" wird die neue Aufgabe des Adels in der Zeit, wo sich das alte Österreich in einen modernen Industriestaat verwandelte, so recht eigentlich besprochen; der Aristokrat, der nun auch arbeiten muß, soll nicht mehr den Grandseigneur spielen und sich seiner Titel und Vorrechte entkleiden. In der Novelle „Nach dem Tode" begegnen wir schon einem adeligen Parlamentsmitglied, Paul Sonnberg. In der „Komtesse Paula" wird die Annexion Bosniens schon vorausgesetzt; die jungen politischen Beamten gehen dahin, um rasch Carriere zu machen. Das „Gemeindekind" führt uns mitten in die Zeit des heftigen Sprachenstreites in Böhmen und Mähren. Im „Nebenbuhler" wird der deutschfranzösische Krieg vorausgesetzt mit der ihm nachfolgenden Verstimmung zwischen den zwei großen Nationen u. s. w. u. s. w. Unnötig zu sagen,

Digitized by Google

daß bei allen diesen politischen Erinnerungen nirgends Politik getrieben wird, und daß Marie Ebner niemals den Ehrgeiz hatte, mit Bertha von Suttner zu rivalisieren, wiewohl sie dieser in puncto Friedensliebe schwerlich nachstehen dürfte. Niemals hat Marie Ebner etwas anderes als Dichterin sein wollen. Aber diese Sättigung ihrer Phantasie mit Erinnerungen aus der heimischen Geschichte, trägt wesentlich dazu bei, den spezifisch österreichischen Charakter ihrer Dichtungen zu prägen. Ihr Meisterstück in der dichterischen Gestaltung politischer Ideen und Charaktere hat Marie Ebner in der Erzählung: „Die Freiherren von Gemperlein" geliefert; darin stehen sich die beiden streitlustigen Brüder in der Debatte über die französische Revolution und ihre Folgen, der eine als Konservativer, der andere als Radikaler, gleich stark in ihren logischen Kräften gegenüber. Das Herz der Dichterin haben beide Brüder, den Konservativen hat sie mit mehr Güte, den Liberalen mit mehr Großmut ausgestattet, aber lächeln muß sie über beide.

Eine weitere Folge der aristokratischen Herkunft Marie Ebners war, daß sie das ihr eigene und ungemein reizvolle Genre der Dorf- und Schloßgeschichten schuf. Der Adel wohnt einen großen Teil des Jahres auf seinen Schlössern in der Provinz, nur die wenigen Monate der „Saison" pflegt er in der Residenz zu verbringen. Wir wissen aus der schon

Digitized by Google

erwähnten autobiographischen Skizze: „Meine Kinderjahre“ in der „Geschichte des Erstlingswerkes“, wie mächtig die Phantasie der Dichterin in ihren Kinderjahren durch den jährlichen Wechsel des Aufenthaltes zwischen Wien und Zdislavic angeregt wurde. Das nahe Zusammenleben mit den Dorfleuten, das Wiedersehen und Abschiednehmen weckte frühzeitig die persönliche Teilnahme für den einzelnen, und dem jungen regen Geiste mußte sich ebenso früh der Vergleich zwischen der eigenen Existenz und der fremden aufdrängen. So mußte sich ihre dichterische Phantasie zur selben Zeit mit Anschauungen von dörflichen Charakteren ebenso füllen wie mit denen von vornehmen Adeligen. Und der Kontrast beider begleitet fast ihre ganze Novellistik. Nur stehen in den eigentlichen Dorf- und Schloßgeschichten das Landvolk und das dienstbare Personal der Schloßherren mehr im Vordergrund als diese selbst. So in der bedeutendsten Erzählung dieser Gattung: „Die Unverstandene auf dem Dorfe“; da bewegen wir uns in der Region der Wäscherinnen, der Head-grooms, des Verwalters und Schulmeisters; der fürstliche Schloßherr taucht nur flüchtig als höchste Instanz in diesem heiteren Werke auf. Typisch ist die kunstvolle Dorf- und Schloßgeschichte: „Die Resel“. Da wird der jungen gräflichen Gutsfrau nach dem Jagddiner von ihrem Förster die Geschichte der stolzen und leidenschaftlichen Resel erzählt, die sich gegen den

Digitized by Google

Willen ihrer Eltern mit dem jungen Heger, ihrem Geliebten, vereinigte und sich bei einer unzeitgemäßen Rederei seinerseits erschoß. Die Gräfin hört die Geschichte mit steigendem Interesse an, ihre Zwischenreden verraten uns schrittweise, daß sie im Schicksal der armen Dirn ihr eigenes Geschick wiedererkennt. Die Menschen gleichen einander auf und unter den fürstlichen Schlössern; überall dieselben Konflikte, dieselben Leidenschaften und Vorurteile, nur mit dem Unterschied, daß die Schloßbewohner mehr als die Dorfbewohner gelernt haben, sich zu beugen. Nicht besser, nur schwächer sind sie geworden, und gewiß nicht glücklicher. Das Dorf schaut aber Marie Ebner, wie wir schon im „Gemeindekind" gesehen haben, durchaus nicht mit der Verschönerungsbrille Rousseauischer Naturschwärmerei an. Bilder bäuerlicher Entartung rohester Art deutet sie uns in der Erzählung „Glaubenslos?" wenigstens an. Sittlicher Adel erscheint ihr an keinen Stand und keinen Beruf von vornherein gebunden. So wenig parteiisch wie die Aristokraten schildert sie die Bauern, und unterscheidet sich in dieser Objektivität sowohl von Anzengruber, als auch von unserem steirischen Landsmann Rosegger, dem Feind der Städter. Für ihr Grundgefühl im Verhältnis zum Volke ist auch hier ein Stück aus ihrem programmatischen ersten Bande Erzählungen (bei Cotta) bezeichnend: „Die Großmutter".

Digitized by Google

Das einzig gut geratene Enkelkind eines bettelarmen Weibes ist ertrunken; die Leiche liegt in der Leichenkammer, wohin sich die Großmutter Zutritt erfleht, um sie zu sehen. Der Jammer der Alten vor dem toten Knaben ist erschütternd. Aber nachdem der erste Schmerz ausgetobt, erblickt sie neben der Leiche die Kleider des Ertrunkenen, nnd in allem Schmerz hat die Alte noch den Gedanken zu sagen: „Den guten Rock, den ich ihm erst machen ließ, den geben Sie mir mit. Der Junge braucht ihn nicht, und ich kann ihn verkaufen." Vom danebenstehenden Arzt sagt die Erzählung: „Die warme Teilnahme, die ihn eben erfüllt hatte, wich einer eisigen Empfindung des Widerwillens." Aber die Dichterin entläßt uns nicht mit diesem Gefühl, sondern schreibt weiter: „‚O die Armut,' dachte er, ‚die bittere häßliche Not!' Ohne ein Wort zu sagen, nahm er den Rock des Knaben und reichte ihn der Großmutter. Diese streckte beide Hände darnach aus, empfing ihn mit leisem, aufschluchzendem Wimmern und drückte ihn an ihre Brust. Sie bedeckte das Kleid des Enkels mit Küssen, sie sprach zu ihm, sie drückte ihr Gesicht in seine Falten. Ihr Schmerz hatte Worte gefunden und Thränen, sie weinte." Das ist Marie Ebners Stil: wahr, aber ohne satirische Tendenz stellt sie die Menschen dar.

Für ihre ganze dichterische Schilderung des Volkes ist die Meinung maßgebend, die sie sich von der Natur

Digitized by Google

gebildet hat. In der Novelle „Wieder die Alte" legt sie der stoischen Baronin die bitteren Worte in den Mund: „Die Natur! Berufen Sie sich auf die! Die Natur, die uns betrügt, die jeden einzelnen von uns an den glühenden Ketten der Leidenschaften hinschleift zu seinen Zielen, um uns dort umkommen zu lassen . . . Die Natur, ein schlafender Dämon, der die Welten zusammenträumt — ein rätselhaftes Ungeheuer, unergründlich schlau, grenzenlos grausam — manchmal unsäglich blöd . . . Ja, die Natur —" . . . So tief die Dichterin in und außerhalb der menschlichen Brust das Walten der Naturkräfte empfindet, zu denen sie auch die Leidenschaften zählt; so sehr sie sich als Künstlerin in die Betrachtung der Natur vertiefen mag, weil sie eben schön und der ewige Born aller Kunst und Poesie ist: so wenig vermag sie in der Natur das Ideal zu finden. So läßt sie beispielsweise in der „Komtesse Paula" ihren Liebling Schwarzburg sagen: „Wir thun nicht mehr als das einfach Rechte, wenn wir das Recht auf Kosten des eigenen Vorteils verteidigen. Ist denn das nicht natürlich? Nein, natürlich ist der Egoismus. Und er wird jetzt sehr geschätzt. Sie können in jedem Zeitungsblatte kleine Exkurse zu seinen Gunsten und zu denen seiner Verwandten, des ‚gesunden Realismus' lesen. Das Zeitalter der Humanität bekämpft — was unglaublich ergötzlich ist — den Idealismus und nennt

Digitized by Google

jede etwas weit getriebene Selbstverleugnung, diese Basis und Bedingung der Humanität, krankhaft und sentimental." Der Mensch steht über der Natur, und in der rechten Vereinigung von Natur und Freiheit liegt Marie Ebners Ideal. Und dieses Ideal trägt sie sowohl ihren Standesgenossen als auch der ganzen Menschheit vor. Nach ihrer Meinung kann es nur eine einzige Aristokratie geben: die der Gesinnung. Und solche echte Aristokraten gestaltet sie, um zu erheben, um Vorbilder zu schaffen im vornehmen Gewande und im Bauernkittel.

In ihrem ersten Buche schrieb sie geradezu radikal. Ihre Novelle „Edelmann" erscheint wie eine Absage an die Aristokratie. Da zeichnet sie einen Mann, der auf seinen Grafentitel verzichtete, als ihn Verhältnisse zwangen, Fabrikant zu werden. Und sie läßt ihn in einer Ansprache an seinen Sohn, dem das reiche großväterliche Erbe wieder zufallen soll, sagen: „Wenn du zurückkehrst zum Hause deiner Väter, so walte dort im Geiste des edelsten unter ihnen. Dann sei dein Interesse das letzte, was du bedenkst — das Wohl der ärmeren Bewohner deiner Heimat das erste und wichtigste. Erhalte und wecke den Sinn für Redlichkeit und Fleiß in ihren Männern, schütze ihre Greise vor Noth, sorge für den Unterricht ihrer Kinder — gieb, was du hast. Und wenn du dein Haus verfallen, deine Habe sich mindern siehst, so erhebe Dich an dem

Digitized by Google

Gedanken, daß du aus den Trümmern deiner Schlösser den Obdachlosen Hütten baust, daß du das beste Erbe deiner Vorfahren: die lautere Gesinnung, das menschenfreundliche Herz, durch dein Beispiel, wenigstens auf einzelne wieder vererbst, zum Besten des großen allgemeinen Ganzen. Also thue, mein Sohn — oder tritt in die Reihen deiner arbeitenden Brüder, ein Gleichheißender mit den Gleichseienden, und kämpfe ihn frisch und mutig mit, den männlichen Kampf nach erstrebenswerten Zielen. Es kommt die Zeit, welche von dir die Wahl fordern wird. Ich stehe dann vielleicht nicht mehr an deiner Seite, um sie zu leiten, du aber wirst dich dennoch daran erinnern, daß dein Vater dir einst sagte, er hätte dich lieber zu einem Manne der Gegenwart und der Zukunft erzogen, als zu einem Märtyrer der Zukunft."

Später hat die Dichterin die Form wenigstens ihrer Adelskritik gemildert. Die Gründe dafür sind leicht zu erkennen. Einmal dürften sie die thatsächlichen Verhältnisse überzeugt haben, daß sie mit ihrem Idealismus in den Kreisen der Aristokratie so ganz vereinzelt doch nicht dastand. Sodann nahm der Adel, der sich in die neue Zeit wohl zu schicken gelernt hatte, eine Entwicklung, welche die Dichterin so radikal abzulehnen nicht mehr vermochte, sie war viel zu geschmackvoll, um aus einer Idealistin eine Ideologin zu werden. Und endlich war es ihre fortgeschrittene

Digitized by Google

Kunst selbst, welche ihre Kritik liebenswürdiger erscheinen ließ. Eine so lange Predigt, wie im „Edelmann" erlaubte sie sich nie mehr, schöner und wirksamer ist das künstlerisch gestaltete Bild der Menschen und Zustände. Und so hat sie den österreichischen Adel vom Standpunkt ihres Ideals mit aller Sinnenfreudigkeit einer rechten Künstlernatur geschildert, und was sie an Tadel vorzubringen hatte, in das überall willkommene Gewand des Humors gekleidet, das ihr bequem lag, weil sie mit der kritischen Einsicht und geistigen Überlegenheit auch die Liebe zu den Ihrigen und die freudige Empfänglichkeit für ihre guten und liebenswürdigen Eigenschaften verband. Ein berühmt gewordenes Meisterstück ist die kleine Novelle in Briefen von der Turfkomtesse Muschi. Echt adeliges Blut: frisch und verwegen, helläugig und doch noch im Vorurteil befangen, gutherzig und doch auch grausam, leichtfertig, und doch mit Anlagen zum Guten, zum rechten Lebensernst, ein Produkt der Gesellschaft, die alles auf den schönen Schein setzt und die Individualität dabei verkümmern läßt. Komtesse Muschi ist mütterlich besorgt um ihre Hunde, prügelt aber eigenhändig einen kleinen Holzdieb durch, den sie auf frischer That ertappt. Sie ist stolz und doch auch bescheiden, beurteilt sich selbst ohne Hochmut. Als echt adeliges Blut schätzt sie die Tugenden der Großmut und der ritterlichen Verschwiegenheit zuhöchst. In anderer

Digitized by Google

Umgebung würden sich ihre verkümmernden Tugenden glänzend entfalten, denn sie ist sehr bildungsfähig. Über dieses köstliche Geschöpf einer reinen Dichtkunst darf man wohl lächeln, aber nicht lachen. Und auf diesen Ton ist der Humor Marie Ebners fast überall gestimmt: auf das Lächeln mit Achtung, worauf sich auch Gottfried Keller so gut verstand, als er seine geliebten Schweizer im „Fähnlein der sieben Aufrechten" schilderte oder die herrliche Frau Marie Salander im Verkehr mit ihrem Gatten — dem gealterten grünen Heinrich — darstellte. Dieses Lächeln ist viel wärmer als die Ironie, mit der Theodor Fontane sein Berlinertum in die deutsche Poesie einführte; bloß in der „Geschichte meiner Kinderjahre" hat es Fontane getroffen, als er von seinem Vater, dem alten Gascogner, sprach; bei der Charakteristik Theodor Storms im Buche „Von zwanzig bis dreißig" nicht mehr. Ernster wird Marie Ebners Lächeln, wenn sie jene altgewordenen Aristokraten in „Wieder die Alte" schildert, die nie etwas Fruchtbares zu thun gelernt hatten und sich — da die Jugend mit ihrer Frische verschwunden ist — zu Tode langweilen. Es sind gute, aber schwache Menschen, die kaum den Schein der elterlichen Autorität zu retten vermögen, wie etwa in „Komtesse Paula". Mitunter wird das Lächeln der Dichterin doch geradezu herb satirisch, wenn sie Aristokraten vor sich sieht, die in

Digitized by Google

ihren Vorurteilen verknöcherten, wie die alte Tante im „Edelmann"; sehr sarkastisch ist sie in der Zeichnung der reichen Bürgerlichen, die sich über das Protzentum des Geldsacks nicht erheben können, wie die Familie des Klaviervirtuosen in „Wieder die Alte"; oder in der Zeichnung jener jungen schönen Aristokratinnen, deren ganze Existenz im Sichschmücken für den Genuß und für den Mann aufgeht, wie die Gattin des Schriftstellers in „Lotti die Uhrmacherin", wie die junge Komtesse in „Nach dem Tode", deren Zauber sich Paul Sonnberg zu seinem Heile entzieht, oder wie jene feige Aristokratin in „Chlodwig", die den Geliebten nur darum nicht heiratet, weil die Eltern es nicht erlauben. Unverzeihlicher als jede Sünde aus Leidenschaft erscheint Marie Ebner die Tugend der Wasserblütigen und Seelenarmen. Das häufigste Unglück der Frauen in der Aristokratie leitet sie von dem Mißbrauch ab, den die Eltern mit ihrer Autorität bei der Vermählung ihrer Töchter ausüben, indem sie sie zu Ehen ohne Liebe zwingen. Sie, die nichts weniger als eine Verherrlicherin der Leidenschaft ist, die ihr oft nur als eine Geißel der Menschheit erscheint, wie wir oben aus Felix Habrechts Munde hörten, steht mit ihren Sympathien immer auf seite der Leidenschaft. Wie ein Mädchen nach ihrem Geschmack auszusehen hat, das mag uns die Stelle aus

Digitized by Google

dem „Nebenbuhler" zeigen, worin uns die Geschichte einer Französin (die Nation thut hier nichts zur Sache) erzählt wird, welche einen deutschen Offizier liebt und nicht heiraten darf, weil ihr alter Vater ein wütender Deutschenhasser ist. Da wird die junge Dame also beschrieben:

„ . . . Sie stammt aus gutem Hause, von braven Eltern, ist verteufelt hübsch, hat einen klaren, schlagfertigen Verstand, eigenes Urteil, den Mut, es auszusprechen und, — was unendlich mehr: die Fähigkeit, auch ein gegenteiliges anzuhören und sogar gelten zu lassen. Dabei gleichmäßig heiter, harmlos, unbefangen. Ich glaube, daß sie noch nie vor einem Menschen die Augen niedergeschlagen hat; und es wäre schade wahrlich, denn sie sind prachtvoll; dunkelgrau wie ein Gewitterhimmel, und wenn es in ihnen aufblitzt bei irgend einem Anlaß, da giebt's einen schönen Anblick."

„Gleichmäßig heiter" —, diese Grundstimmung erscheint unserer Dichterin als die wünschenswerteste im Leben, und wir erinnern uns an ihr schönes Wort im „Gemeindekind": „Heiterkeit ist Leben, Bewegung, Traurigkeit ist Ruhe, Tod." In den „Freiherren von Gemperlein" hat sie die schönste dieser „gleichmäßig heiteren" Frauengestalten gezeichnet in der jungen Baronin, welche beide Freiherren heiraten möchten, die aber leider schon verheiratet ist. Und

Digitized by Google

in den anderen Novellen — z. B. im „Bertram Vogelweid“ die junge Gräfin, deren Bekanntschaft der Journalist im Bahncoupé macht — tritt dieser ideale Normalcharakter öfter auf.

Hier darf daran erinnert werden, daß Marie Ebner in diesem Frauenideal mit Henrik Ibsen übereinstimmt, von dem sie sonst so entfernt wie möglich steht. Wenn Henrik Ibsen beispielsweise in der „Hedda Gabler“ die Lebensfreudigkeit als kostbarstes Gut feiert und die gutmütige Geliebte Eilert Löwborgs ethisch höher als die glänzende aber selbstsüchtige Hedda stellt, so stimmt das völlig zu Marie Ebners Gesinnung. Ebenso ist die um ihre Liebe betrogene Ella im „John Gabriel Borckmann“ eine Gestalt dieser Art. Nur daß Henrik Ibsen als Satiriker den Accent seiner darstellenden Kraft auf die Zeichnung der schlechten oder brüchigen Charaktere legt, indes Marie Ebner ihre Ideale mit großer Liebe ausführt. Ibsen will moralisierend durch die Enthüllung des Bösen wirken, Marie Ebner durch die vorbildliche Gestaltung des Guten. Er hat ein wahres Behagen im sarkastischen Tadel; sie — nicht minder hellsäugig für das Übel in der Welt — fühlt sich nur dann zum Tadel berechtigt, wenn sie gleichzeitig etwas Positives sagen, den besseren Weg zeigen kann, den man wandeln soll. Ihr ist nichts unsympathischer, als die Tadelsucht, die Freude an der Negation als

Digitized by Google

solcher, welche den Grundton des Ibsenschen „Entrüstungspessimismus" ausmacht. In den Aphorismen sagt sie: „Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren. Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse." Und wieder: „Wenn ihr wüßtet, daß ihr solidarisch seid für jedes begangene Unrecht, das Lästern würde euch vergehen." Von ihrem geliebten Grafen Dornach in „Unsühnbar" sagt sie: „Wenn etwas seinen Spott reizte, war's der Hang zur Hofmeisterei, von dem die meisten Leute erfüllt sind, den sie aber ins Gewand der Tugend kleiden und für Teilnahme ausgeben.." Der bloß negierende Geist, der sich herzlos an fremden Schwächen weidet, erscheint ihr geradezu als die Verkörperung des Bösen selbst, als „das Schädliche" schlechtweg, wogegen man nicht mehr mit Vernunftgründen, mit keinerlei pädagogischen Maßregeln aufkommen kann, das einfach mit Gewalt auszurotten ist. Siehe die tragische Novelle „Das Schädliche", worin ein solcher Unhold von Gewissenlosigkeit in schöner Mädchengestalt unter den Augen des eigenen Vaters niedergeschossen wird, ohne daß dieser darin etwas anderes als die Vollstreckung eines gerechten Urteils erblicken kann. Diese Novelle ist auch im Tone des Entrüstungspessimismus vorgetragen, man wird von der Erbitterung mit ergriffen. Vielleicht war es darum, daß sie ein so modern empfindender Kritiker wie Richard M. Meyer für ihre beste Erzählung erklärte.

Digitized by Google

Aber noch viel eigentümlicher ist die Neigung unserer, wie wir schon vom „Gemeindekind“ her wissen, Paradoxien liebenden Dichterin, Charaktere, über die gemeiniglich die Menschen zu lächeln pflegen, gegen dieses Lächeln in Schutz zu nehmen, wie sie es in der überaus kunstreichen Erzählung „Oversberg“ gethan hat. Die Menschen sind nur zu sehr geneigt, Güte für Schwäche zu halten und einen wahrhaft guten Menschen, dem das Recht höher als der eigene Vorteil steht, geringzuschätzen. Oversberg, der nach Verlust seines Familiengutes Professor an einer landwirtschaftlichen Hochschule wurde, und der dann Verwalter auf demselben Gute werden konnte, das von einem reichen Parvenu gekauft wurde, der obendrein mit dem Gute auch noch Oversbergs Braut gewonnen hatte — dieser Held übermenschlicher Selbstverleugnung erscheint den biegsamen und gehorsamen Beamtenseelen, unter denen er lebt, als eine Art Don Quixote, als ein schwacher Charakter. Sie maßen sich das Recht an, über ihn zu schmunzeln. Wenn man aber die intimen Motive erfährt, die Oversberg zu seiner Selbstverleugnung veranlaßt haben, dann steigt der Respekt vor ihm bis ins Erhabene. Denn der vermögenslose Oversberg stand, als er seine geliebte Lene, die Tochter eines tiefverschuldeten Oberstleutnants in Pension, heiraten sollte, vor der Wahl, entweder das Mädchen heimzuführen auf Kosten ihres

Digitized by Google

Vaters, der sich bei ihrer Heirat das Leben zu nehmen drohte; oder aber den Vater zu retten und auf die Tochter zu verzichten: „Die Liebe," sagt er, „in einem Winkel des Herzens, die Hochachtung in einem anderen — es kommt vor. Bei mir wohnen sie beisammen. Die Lene, die von ihrem sterbenden Vater weg zu mir gelaufen wäre — das wäre nicht mehr meine Lene gewesen . . ." Und als er sah, daß dieses geopferte Frauenwesen in der Ehe langsam zu Grunde ging und abstarb, da konnte Oversberg wieder nicht anders, als ihre Bitten, in ihrer Nähe zu weilen, erfüllen. Er that es als Ehrenmann, von der ersten bis zur letzten Stunde, mochte er die Stürme der Leidenschaft mit blutendem Zähneknirschen in der Einsamkeit ersticken . . . . Nie findet Marie Ebner rührendere Töne, ergreifendere Poesie, als wenn sie die Tragödie des am Egoismus der Familien oder des Mannes vergehenden Weibes darstellt. Diese Lene, von der Natur ein mit Schönheit, Güte und unschuldsvoller Heiterkeit ausgestattetes Mädchen, wirkt erschütternd in ihrem frühzeitigen Opfertode.

Sie ist das kongeniale Seitenstück zu jener anderen rührenden Frauengestalt in Marie Ebners originellster Erzählung: „Nach dem Tode", die gar nicht lebendig vorgeführt wird, sondern die wir uns aus dem Andenken, das sie allerwärts hinterlassen hat, schrittweise

Digitized by Google

wiederschaffen. Die Baronin Marie Sonnberg hat zu jung einen zu jungen Gatten geheiratet. Paul ist ein hochbegabter Mann, der auch inzwischen seine Carriere als Parlamentarier gemacht hat, aber erfüllt wie er in seiner Jugend von allerhand männlichen, d. h. politischen und wissenschaftlichen Problemen war, blieb der „Mensch" in ihm, das lebendige, fürs alltägliche Kleine empfängliche Gemüt, die längste Zeit verschlossen. Er heiratete, weil es seine greisen Eltern wollten, als guter Sohn, aber unreif für die Ehe. Seine junge Frau vertrug er freundlich, aber auch gleichgültig. Für ihre stille und bescheidene Güte, für ihre anspruchslose Thätigkeit in Haus und Hof hatte er kein Verständnis. Schließlich ging er auf Reisen und seine Frau starb inzwischen mit dem zehrenden Gram über seine Kälte. Nun geht er in Wien wieder auf Freiersfüßen, und nun packt ihn zum erstenmale die Leidenschaft für ein sehr schönes Mädchen, die Komtesse Thekla. Allein diese Komtesse ist eine marmorkalte Schönheit. Sie hat mehr Verständnis für ein elegantes Ponypaar, als für einen leidenschaftlich liebenden Mann. Paul fühlt die Beschränktheit dieser schönen Komtesse, kann sich aber nicht klar über sie werden und sich zu nichts entschließen. In dieser Verwirrung seines Gemüts erhält er eine kräftige Mahnung an seine greisen Eltern, die sich nach ihm schmerzlich sehnen in ihrer Provinz-Einsamkeit, und er reist kurzweg zu ihnen hin.

Digitized by Google

Und nun — nachdem er schon selbst vergebliche Liebe empfunden — geht nach und nach eine große Umwandlung in ihm vor. Auf dem väterlichen Gute trifft er auf Schritt und Tritt Mahnungen an das segensreiche Walten seiner verstorbenen Frau. Denn die Eltern sind in ihrer Greisenhaftigkeit unfähig, die Wirtschaft zusammenzuhalten; die gute Frau Marie hatte sie besorgt, die Beamten und die Diener und die Arbeiter beaufsichtigt, die Wohnräume und die Wirtschaftsgebäude in Stand gehalten, den Ein- und Verkauf gewacht, das Töchterchen erzogen, und seitdem sie tot ist, sind die Eltern Diener ihrer Diener geworden, und die fremden Menschen beuten sie aus, wie sie wollen und können. So wächst der Schatten der Toten dem überlebenden Gatten immer höher empor, er erkennt, was er an ihr verloren, spät kommt er zur Reue, und als er in der Dämmerung gar seine Eltern im Gemache der Verstorbenen, gleichsam Andacht haltend, trifft, da überfällt ihn die Reue mit solcher Macht, daß er in Thränen vor dem Bette der Verstorbenen niedersinkt . . . Die kalte schöne Komtesse in Wien wird er nun gewiß nicht heiraten.

*

Und nun kommen wir wieder auf den Roman „Unsühnbar" zurück, von dem wir bei dieser Be-

Digitized by Google

trachtung ausgegangen sind. Er ist das umfassendste Bild der österreichischen Aristokratie, das Marie Ebner geschrieben hat. Da sind die typischen Charaktere alle beisammen. Der Grandseigneur Graf Wolfsberg, ein Meister in der Lebenskunst, ein Charmeur in der Konversation, künstlerisch und litterarisch reich gebildet, ein gewandter Diplomat, vom Hofe häufig zu repräsentierenden oder politischen Missionen verwendet, gutmütig, fürsorglich für die Familie, aber gewissenlos im Verhältnis zu den Frauen. Es ist Tradition, daß man jede Frauengunst genießt, welche sich darbietet; eheliche Treue wird nur von der Gattin, nicht vom Gatten gefordert. Seinen natürlichen Sohn läßt er verkommen, und derselbe wird auch das Unglück der Familie, indem er mit dazu hilft, daß Wolfsbergs einzige und geliebte Tochter zu Falle kommt. Denn der Graf, vollständig befangen in seiner Tradition, wie er ist, hört nicht auf die Stimme der Natur, berücksichtigt nicht die bescheiden sich äußernden Wünsche Marias, die den jungen Diplomaten Tessin liebt. Wolfsberg meint es in seiner Art gut mit der Tochter, denn Tessin ist ein Mensch seines eigenen Schlages, ein glänzender, aber flatterhafter Kavalier, er würde kein treuer Ehemann sein; Graf Dornach, den er seiner Tochter bestimmt hat, noch bevor sie ihn recht kannte, ist sehr viel zuverlässiger, das reinste Gold von einem Menschen. Aber gerade darin liegt die tragische Ironie

Digitized by Google

der Geschichte: in Maria strömt des Vaters Blut, ihr Verstand erkennt Dornach an, ihr Herz aber schlägt für Tessin; mit diesem ein kurzes Glück zu genießen, wöge ihr ein langes Leben an Dornachs Seite auf. Sie fügt sich aber als guterzogene Komtesse dem väterlichen Willen, und das Unheil nimmt seinen Lauf. Tessin, der, ohne daß darüber ein Wort gewechselt wurde, richtig fühlt, daß ihn Maria liebt, läßt sie auch nach ihrer Vermählung nicht aus dem Auge, und mehr als ein Jahr später, nachdem sie schon einem Sohne das Leben geschenkt, überrascht er sie in der Nähe ihres einsamen Schlosses, im Försterhaus, wo sie ihren aus Barmherzigkeit aufgenommenen natürlichen Bruder in seiner Krankheit zu besuchen pflegte, und in seiner standesgemäßen Gewissenlosigkeit verführt er Maria, die die Liebe zu ihm doch noch nicht vergessen hatte. Es geschieht just vor seiner Abreise nach China, er verschwindet auf Jahre hinaus vom Wiener Schauplatz. So hat Tessin die Liebe verstanden: in der Eroberung des Weibes. Maria aber bleibt in tiefster seelischer Erschütterung und Zerrüttung zurück. Der einzige Mitwisser ihres Falles, der Bruder Wolf, stirbt unmittelbar darauf in ihren Armen, an den Folgen seines Kupplerdienstes, und dem Gatten ihre Sünde selbst zu beichten, bringt Maria, die ihn inzwischen verehrungsvoll zu lieben begonnen hatte, auch nicht über sich. Sie führt ein Leben tiefster Qual, indem

Digitized by Google

sie sich selbst verachtet. Den Glauben an ihren Vater hatte sie schon früher verloren, als sie in einer Kassette, die er selbst ihr geschenkt hatte, Aufzeichnungen ihrer Mutter fand, aus denen sie erfuhr, daß die schöne Frau frühzeitig über der Untreue ihres Gatten sich zu Tode gegrämt hatte. Maria sucht Ruhe in guten Werken, in rastloser Thätigkeit, in den standesgemäßen Vergnügungen der Jagd und des Sports zu finden — es gelingt ihr nicht. Auch der Beichtvater, dem sie sich in ihrer Not anvertraut, und der als richtiger Beichtiger der Aristokratie mit ihren geheimen Sünden weit nachsichtiger als Maria selbst ist, kann ihr den inneren Frieden nicht schaffen. Sie hat inzwischen einen zweiten Sohn geboren, von dem sie sich einbildet, daß er Tessin ähnlich sehe, ein melancholisches Kind, in seiner stillen Art bezaubernd und der Liebling der Großmutter Dornach. Allmählich aber bringt die Zeit selbst der Gräfin Maria eine gewisse innere Ruhe; sie lernt vergessen und hofft in gesteigerter Hingebung an ihrem geradezu idealen Gatten ihre Sünde gut machen zu können. Da ereignet sich bei einem Feste in ihrem Park ein schreckliches Unglück: ihr erster Sohn — ein echt adeliges Blut — fällt bei einem allzukühnen Weitsprung in den gefährlichen Sturzbach des Parkes; der Vater, der ihm zur Rettung nachsprang, ertrinkt mit dem Sohne im stürmischen Wasserstrudel. Und

Digitized by Google

nun geschieht das Überraschendste. Bei der Testamentseröffnung und Erbschaftserklärung deckt Maria ihre bisher geheim gebliebene Sünde auf, indem sie ihren zweiten, am Leben gebliebenen Sohn Erich als das Kind Tessins, nicht Dornachs erklärt, so daß er das Fideikommiß nicht antreten kann. Zwar ist jedes in der Ehe geborene Kind legitimer Erbe des Gatten der Frau; aber Marias Erklärung kann doch nicht übergangen werden. Die zweite Linie der Dornachs tritt die Herrschaft an. Die Wirkung von Marias Erklärung auf die verschiedenen Mitglieder der Familie und Gesellschaft ist drastisch. Vater Wolfsberg ist rasend über den unnötiger Weise provozierten Skandal. Großmutter Dornach, die bisher den kleinen Erich verhätschelte, stößt ihn von sich und will nichts mehr von ihm wissen. Die jungen Ehefrauen der Gesellschaft aber bewundern Maria wie eine Heilige, nur der Pöbel wirft Steine nach ihr. Maria aber führt seither das einsame Leben der Verbannten im Schloß Dornach. Ein Jahr nach Dornachs Tode erscheint Graf Tessin bei Maria: er will alles gut machen, er liebt sie noch immer und bietet ihr seine Hand an. Sie aber weist dem Manne, der ihre Schwäche so mißbrauchte, entrüstet die Thüre, nicht einmal, daß er Erichs Vater ist, soll das Kind je erfahren, und Graf Tessin geht gesenkten Hauptes davon. Maria lebt nur noch wenige Jahre und stirbt in den

Digitized by Google

Armen ihrer Nachfolgerin Gräfin Helmi Dornach, der trefflichen Mutter vieler Söhne. Ihr Schmerz ist, daß sie ihren Erich nicht bis zur Reife erziehen darf; auf dem Sterbelager klagt sie: „Ich darf nichts abtragen von meiner Schuld . . .“ — Und als ihr Helmi erwidert: „Du hast sie gesühnt, o Gott im Himmel, wie gesühnt!“ — da sagt Maria: „Gebüßt, nicht gesühnt — das hätt' ich nie gekonnt . . . Schwer ist mit solchem Bewußtsein das Leben . . . und schwer der Tod . . .“ Einen Beichtvater lehnt sie jetzt ab; sie glaubt nicht mehr an den Allgütigen: „Alles verloren, Helmi — den Glauben an die Vorsehung . . . den Glauben selbst an meinen freien Willen . . . Und doch nur ein Wunsch . . . o hätte ich nie ein Unrecht gethan!“ — Adelsmenschen vom Geiste Maria Ebners kommen nie darüber hinweg. Zugleich kann erinnert werden, daß die moderne Maria Dornach genau entgegengesetzt wie die romantische Marie Roland schließt. Auch Maria Dornach verläßt wie eine Heilige die Erde, aber um so rein zu erscheinen, bedarf sie nicht mehr wie Marie Roland das Bekenntnis des Glaubens, sondern umgekehrt erscheint sie heilig trotz des ausgesprochenen Nichtglaubens.

Künstlerisch betrachtet bot dieser Roman durch seinen Stoff große Schwierigkeiten, denn es galt die lange Zeit, die vom Sündenfall Marias bis zu ihrer öffentlichen Erklärung der Schuld verfließt, in fesselnder Weise

Digitized by Google

auszufüllen; bloß Seelenzustände darzustellen, fühlte die Dichterin, wäre zu ermüdend und wohl auch langweilig. Ihr künstlerischer Stil, der immer nach Anschaulichkeit und Plastik strebt, meidet immer die modern beliebte Gefühls- und Seelenzergliederung, die nur ein Surrogat der Kunst, nicht echte Kunst selbst ist. Ein Erzähler in der Art Theodor Storms hätte sich in diesem Falle damit vielleicht begnügt, nur die wichtigsten Scenen im hellen Licht herauszugestalten und was dazwischen liegt im Dunkel zu lassen, kurz zu berichten. Marie Ebner hat diesmal durch interessante Episodengestalten, die sich aber in die künstlerische Einheit des Ganzen natürlich fügen, unser Interesse wach zu erhalten gestrebt. Und sie zeichnete bei dieser Gelegenheit einige ihrer hübschesten Gestalten. So vor allem die geistreiche Gräfin Dolph, des Grafen Wolfsberg Schwester, eine richtige Aristokratin in der frivolen flüchtigen und doch geistsprühenden Lebensauffassung; den größten Schrecken verursachen ihr Pedanterie und Langeweile. Meisterin der Medisance um ihrer selbst willen, ist sie doch gutmütig. Sie liebt es, ihre Gesellschafterin, das demütige Fräulein Nullinger zu quälen, bis aufs Blut, behält sie aber, weil sie der gute Kerl ist, immer eifrig im Dienst, und die Nullinger steht sich trotz aller Bosheiten ihrer Herrin nicht schlecht dabei. Prachtfiguren geben das kinderreiche Paar Wilhelm und Helmi Dornach ab; die ewig schwärmende Gräfin

Digitized by Google

Fee, die Teſſie liebt und ihm bis nach China nachlaufen möchte; das ſportluſtige Paar der Barone Wonsheim mit ihren Gattinnen, den Modedamen u. ſ. w. Die Darſtellung iſt immer anregend, geiſtreich, ſchön. Im Ganzen jedoch ſteht dieſer, mit der bewußten Kunſt der Meiſterin gebaute Roman hinter den zwei früheren zurück. Die einzelnen Ariſtokratenbilder ſind in den kleineren Erzählungen doch poetiſcher und kräftiger geraten, und man merkt hier der Dichtung die künſtleriſche Berechnung öfter an.

„Miterlebtes" (1889)*).

Marie von Ebner-Eſchenbach läßt in ihrem „Gemeindekind" den Schulmeiſter zu Pavel in der Eile des Abſchieds auf dem Bahnhofe ſagen: „Meine letzten Worte, lieber Menſch, merk ſie dir! präge ſie dir in die Seele, ins Hirn. Gieb acht: wir leben in einer vorzugsweiſe lehrreichen Zeit. Nie iſt den Menſchen deutlicher gepredigt worden: ſeid ſelbſtlos, wenn aus keinem edleren, ſo doch aus Selbſterhaltungstrieb, aber ich ſehe, das iſt dir wieder zu hoch — anders alſo! In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor

*) Aus den Grenzboten 1889 II.

Digitized by Google

seinem vollen Teller sitzen und sichs schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller des Nachbars leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig Blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbars den Appetit verderben — dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst. Darum sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, daß es in deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich giebt." Diese Worte, die ganz zweifellos nicht bloß die Gesinnung des Schulmeisters, sondern auch die der Dichterin selbst aussprechen, sind sehr merkwürdig, nicht etwa bloß deshalb, weil sie auch sozialistisch angehaucht sind und den Bestrebungen auf dem Gebiete sozialer Reformen beistimmen, sondern weil sie ein Lob unserer Zeit enthalten. Ja, ein Lob, und deswegen merkwürdig! Die große Mehrzahl unsrer Schriftsteller gefällt sich ja darin, die Miene des Strafrichters anzunehmen; Männer, denen persönlich nichts weniger als ein idealer Lebenswandel nachgerühmt werden kann, schwingen die Geißel der Satire gegen ihre Zeitgenossen und dünken sich erhaben in ihrem Berufe. Nie hat es eine Zeit gegeben, die in gedankenloser Unzufriedenheit mit sich selbst sich so sehr selbst verhöhnte und zerfleischte wie die unsrige, und da klingt so ein Ton der Zustimmung, der Anerkennung aus dem Munde einer großen und reinen Frauenseele, wie Marie Ebner eine ist, fremd, neu, überraschend, er-

Digitized by Google

hebend, aber auch zugleich nüchtern und wahrhaft. Der Pessimismus, die Philosophie unseres idealloſen Jahrhunderts, hat nachgerade widerliche Formen angenommen. Jeder öde Kopf, der ſich in eine Kaffeehausecke ſetzt, durchs Fenſter beobachtet, was auf der Straße vorgeht, und in Ermangelung des Witzes trübſelige oder boshafte Gloſſen macht, hält ſich für einen erhabenen Peſſimiſten, berufen, die Menſchheit züchtigend zu beſſern. Weil ihm die Liebe fehlt, ſieht er auch lieblos und überſieht mit der Hartnäckigkeit der Gedankenarmut die Güte, die ſelbſt auf der Straße liegt. Wirklichkeit und Schlechtigkeit fällt für dieſe Leute in einen Begriff zuſammen. Marie Ebner aber, die auch von dieſen Herren als eine „Realiſtin“ untadelhafter Art anerkannt wird, beſitzt etwas, was ſie turmhoch über dieſen Straßenpeſſimismus und Goſſenrealismus hinaushebt: eine hohe ſittliche Geſinnung. Sie fühlt ſich auch als litterariſcher Menſch nicht des Gebotes der Nächſtenliebe entbunden; ſelbſt wo ſie ſtrafen will, verſöhnt ſie durch ihren Humor, und die Grenzen der Schönheit überſchreitet ſie niemals. In der „Unverſtandenen auf dem Dorfe“ legt ſie einem anderen Schullehrer in zwei Sätzen ihre ganze Ethik in den Mund, indem ſie von ihm ſagt: „Er hatte keinen Ehrgeiz, oder den größten, den, keinen zu haben. Auf dem Dorfe wollte er ſeine Laufbahn beginnen und enden und ſie für eine ſiegreich zurückgelegte halten,

Digitized by Google

wenn er einſt die Kinder der Kinder, die jetzt auf den Schulbänken ſaßen, um einen Schritt vorwärts gebracht ſähe. ‘Vorwärts in der Einſicht, die zur Pflicht führt, zur Strenge gegen ſich ſelbſt und zur Verachtung der feigen, trägen Schläfrigkeit im Denken und im Thun,’ rief er und in ſeinen blauen Augen glomm ein Lichtſtrahl auf. ‘Es giebt eine Entwickelung der Menſchen, einen Fortſchritt zum Guten, und ſeine gefährlichſten Feinde ſind die, die ihn leugnen. Der Glaube an das Gute iſt es, der das Gute lebendig macht, und in dem Zeichen dieſes Glaubens werde ich kämpfen’.“ Dieſe Ethik kann allerdings weder auf dem Boden des Empirismus, noch des rohen, die Wirklichkeit ſchlechtweg abſchreibenden Realismus erwachſen; ſie begreift und ſchafft nur ein ſtarker Menſch, eine ſchöpferiſche Natur, die ſich nich bloß zum Zuſchauen, ſondern auch zum Mitwirken an den Aufgaben unſeres Geſchlechts berufen fühlt. Mitwirken aber kann der einſeitig realiſtiſche oder gar naturaliſtiſche Dichter, der doch immerfort nur tadelt, nur die Schwächen aufweiſt, ohne den Weg zu zeigen, geſchweige denn zu bahnen, den wir zu wandeln haben, nur in ſehr geringem Grade. Künſtleriſch mitzuwirken vermag nur derjenige Künſtler, der der Phantaſie ſeiner Zeitgenoſſen Ideale giebt, die ſie lieben können, und die ſie durch die Liebe ſich zum Eigentum machen. Darum iſt es nur folgerichtig,

Digitized by Google

wenn Marie Ebner parallel mit ihren humoristischen oder satirischen Bildern der Gesellschaft auch mustergiltige Charaktere schafft, die wir lieben müssen, ohne daß sie dabei — und das ist eben ihre Kunst — die Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschritte oder unser Wirklichkeitsgefühl verletzte. Ein solcher idealer Charakter ist gleich das Gemeindekind selbst, das sich in hartem Kampfe mit der gemeinen Bauernschaft, mit der Armut, mit den hartnäckigsten Vorurteilen der Umgebung gegen das Kind eines Gehängten zur Selbständigkeit und zur allgemeinen Achtung durcharbeitet. Ein solches Ideal ist der Kreisphysikus in der gleichnamigen Novelle, der sich mit einem ihm unbewußt guten Kern aus der Befangenheit jüdischer Nützlichkeitsmoral zu rein evangelischer Selbstlosigkeit und thatkräftiger Nächstenliebe läutert. Ein solches Ideal ist Lotti die Uhrmacherin, ist die wahrhafte Bozena, ist die Hofrätin im „KleinenRoman" u. s. w. Es muß auf diesen positiv idealistischen Geist der Dichtungen Marie Ebners mit umsomehr Nachdruck verwiesen werden, als gerade ihre lebhaftesten Verehrer ihren „rücksichtslosen Realismus" hervorzuheben pflegen. Sie aber macht sich, so oft sie kann, über den Realismus lustig. So in folgender Stelle des „Gemeindekindes", am Schlusse der Schilderung von Virgils, des verkommenen Gemeindehirten und Pavels Pflegevaters, Wohnung: „So diente denn der Flur als Aufbewahrungsort für die mageren Vorräte an Getreide

Digitized by Google

und Brot, für Virgils nie gereinigte Stiefel, seine Peitsche, seinen Knüttel, für sein schmutzfarbenes Durcheinander von alten Flaschen, henkellosen Körben, Töpfen und Scherben, würdig des Pinsels eines Realisten.“ Und noch nachdrücklicher in der merkwürdigen Novelle „Ein Traum,“ die ihr Buch: Miterlebtes enthält. Der erzählende Maler steht mit der traumbefangenen Gräfin vor dem Gemälde ihres tragischen Enkelsohnes und spricht: „Das ist das beste, das steht mir höher als manches vielgerühmte Werk der neuen Schule. Möchte wissen, in welche Kategorie die Alleskenner und Nichtskenner den einreihen, der das gemalt hat. Ein Idealist? Ihr Herren! seht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwischen einem Soldaten und einem Matrosen, um welche ein neugieriges Publikum sich schart. Und nun die Ausführung! Wessen ist sie? Eines Realisten? Nein, eines Künstlers, dem das Häßliche und Rohe widerstrebt, und der dennoch die Wahrheit darstellt, die höchste, in den Gluten seiner Feuerseele geläuterte Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in der Wirklichkeit schwerlich mit ansehen möchten, ein unvergeßliches Kunstwerk.“ Bei der grenzenlosen Verrohung des Geschmacks, die unsere Realisten sich im Namen der Wahrheit erlauben zu dürfen glauben, können solche goldene Worte von einer auch von ihnen anerkannten Künstlerin nicht oft genug wiederholt,

Digitized by Google

nicht weit genug verbreitet werden. Marie Ebner hat auch ihre eigenen künstlerischen Grundsätze in diese Worte zusammengefaßt: nie verletzt sie die Schönheit durch die Wahrheit. Ein Kunstverstand von seltener Kraft leitet sie auf allen ihren Wegen, nie war er bewunderungswürdiger als gerade in dem Novellenbuche „Miterlebtes."

Die erste, „Wieder die Alte," hinterläßt den Eindruck, als wollte die Dichterin ihren in feigem Pessimismus und in unfruchtbarem Groll sich gefallenden litterarischen Zeitgenossen den Standpunkt klar machen, als wollte sie zeigen, was sie für die Pflicht ernsthafter Menschen hält. Sie greift hinein in die Alltäglichkeit des großstädtischen Lebens, wählt ein Motiv, das allbeliebt ist, zumal bei den sogenannten Realisten, aber sie führt es in ihrer eigenen Weise durch. Ein reicher Mann, ein gebildeter Epikureer, wie sie unsere Salons füllen, liebt ein armes Mädchen, eine Lehrerin, Claire Dubois, die verwaiste Tochter eines französischen Tanzmeisters. Ein prächtiges Geschöpf! Tapfer, ehrenhaft und auch sehr hübsch. Sie plagt sich jetzt, um die in der Krankheit ihrer Eltern aufgehäuften Schulden zu bezahlen. Es würde ihr kein Mensch was anhaben können, wenn sie es nicht thäte, aber sie läßt sich's nicht nehmen. Claire lebt von ihrer Heiterkeit, von ihrem glücklichen Temperament, denn wo sie hinkommt, verbreitet sie Sonnenschein, und in

Digitized by Google

den Häusern der Reichen, des beschäftigungslosen Adels, herrscht die öde Langeweile des Müßiggangs. Arnold Bretfeld, ihr verliebter Freier, ist ein Genußmensch der feinsten Sorte. Ursprünglich hat er Tonsetzer werden wollen; aber bald hat er die Erkenntnis gewonnen, daß ihm zum Erfolge als Komponist eigentliche Schöpferkraft fehle; er ist stolz und klug genug gewesen, nach dieser Erkenntnis das vergebliche Haschen und Jagen nach dem Erfolge aufzugeben, und hat sich damit begnügt, sich zum Musikgelehrten auszubilden. Seine steinreiche Familie, die aus lauter Geschäftsmenschen besteht, hat sich in seinen Willen gefügt, ihm genügende Mittel für seine kostspieligen Liebhabereien zur Verfügung gestellt: es schmeichelt ihr, den berühmten Musikkenner zum Bruder und Neffen zu haben. Allein als Arnold mit seiner Absicht, die arme Tanzmeisterstochter zu heiraten, vor die Geldmänner tritt, da hört ihnen der Spaß auf! Dazu haben sie sich den Luxusbruder nicht auferzogen, und in unbeugsamer Weise erklärt ihn das Haupt der Bretfelds für enterbt, wenn er die arme Claire heirate. Und nun geschieht, was man von einem Salonhelden nicht anders erwarten kann: er verläßt Claire. Zum Glück hat das arme Mädchen an einer merkwürdigen alten Baronin eine, nicht materielle, die braucht sie nicht, sondern eine moralische Stütze. Diese Baronin ist durch schweres Unglück, durch den Leichtsinn ihres Mannes, um ihr

Digitized by Google

ganzes schönes Vermögen gekommen. Jetzt ist der einst flotte Husarenoffizier blödsinnig geworden, und Karoline ist Kravattenmacherin geworden, um sich und ihn zu ernähren. Sie lebt mit diesem und mit Claire zusammen, der sie im Laufe der Jahre eine wahre Mutter geworden ist. Karoline ist ein Wesen von ganz eigentümlicher Größe. Eine herbe Hoheit spricht aus ihr. Sie hat soviel Kummer und Enttäuschung miterlebt, daß ihr „pessimistischer Skeptizismus," zu dem sie sich bekennt, ganz natürlich ist. Sie ist mißtrauisch gegen jedermann, den sie nicht schon lange Zeit beobachtet hat, sie haßt alle Formeln der gesellschaftlichen Höflichkeit, sie ist das gerade Gegenteil von Liebenswürdigkeit, ehrlich und wahr bis zur Grobheit. Wenn Claire müßig zu Hause ist, liest sie der alten Freundin aus irgend einem schweren philosophischen Werke vor: mit so kräftiger Geistesnahrung erfrischen sich die beiden Frauen, die jede zur schweren Arbeit verpflichtet sind, ohne von Jugend auf daraufhin erzogen worden zu sein. Karoline ist vom ersten Augenblicke an gegen die Liebschaft ihrer „Pflegetochter," wie sie Claire nennt, gewesen; sie ist überhaupt gegen jede Heirat, eine Folge ihres grundsätzlichen Pessimismus; Kinder zur Welt bringen, heißt nur das Elend der Welt vermehren. Sie sagt das dem verliebten Arnold in Clairens Abwesenheit rundweg ins Gesicht, und als er einwendet: „Sie warnen mich,

Digitized by Google

meine menschlichen Bestimmungen zu erfüllen, dem Gesetze der Natur zu folgen?“ da zürnt sie: „Die Natur! Berufen Sie sich auf die! Die Natur, die uns betrügt, die jeden einzelnen von uns an den glühenden Ketten der Leidenschaft hinschleift zu ihren Zielen, um uns dort elend verkommen zu lassen, die Natur, ein schlafender Dämon, der die Welten zu sammenträumt — ein rätselhaftes Ungeheuer, unergründlich schlau, grenzenlos grausam — manchmal unsäglich blöde. Ja, die Natur — der Natur muß man folgen!“ Sie läßt ihre Hände, die sie an die Schläfen gepreßt hat, an das Gesicht herabgleiten und drückt sie nun, fest verschränkt, an die Brust. „Man muß nicht,“ spricht sie nach einer Weile ruhig und eindringlich, „wenigstens nicht, ohne sich zur Wehre gesetzt zu haben. Man muß niemals thun, was alle thun.“ Allein die beiden jungen Leute hören nicht auf die Worte der weisen Frau, und Karoline ist zum unthätigen Zuschauen gezwungen, bis die Katastrophe kommt, bis sich der Charakter Bretfelds in seiner Schwäche offenbart. Karoline ist gar nicht überrascht davon, sie selbst hat ihn mit haarscharfer Kritik dahin gebracht, sich klar über sich selbst zu werden, zu erkennen, daß er die Vorteile des Reichtums nicht vermissen und sie durch die entbehrungsreiche Ehe mit dem armen Mädchen nicht ersetzt fühlen kann; mit einem traurigen Gefühle der Befriedigung sieht die

Digitized by Google

Skeptikerin ihre Voraussicht bestätigt. Aber nun, da Claire aus Gram über die Enttäuschung so lebensunlustig geworden, wie sie früher unternehmend gewesen ist, nun ist es an Karoline, ihre Philosophie zu Ende zu führen: „Und was treibt dich aus der Welt? Ein Glück, das in deinem Falle allerdings ein ganz unerhörtes gewesen wäre, ist dir nicht zu Teil geworden. Aber du hattest auf das Unerhörte gebaut, es angesehen als ein dir zukommendes; du fühlst dich in deinem Rechte gekränkt und gehst aus dieser ungerechten Welt. Sieh dich um bei deinen Berufsgenossinnen — wie viele von ihnen haben ein dem deinen mehr oder minder ähnliches Schicksal nicht gehabt? Wie viele haben ein schlimmeres erfahren? Nun, sie leben, sie leisten, sie tragen die eigene Last, und wenn es sein muß, wohl auch die anderer, die minder beladen, aber schwächer sind als sie. Du wandelst gleichgültig an ihnen vorüber — ich sage dir, beuge dich vor jeder, jede von ihnen ist mehr als du! Du lässest die Hände sinken, ehe die Zeit zur Rüste gekommen; du hättest hier noch manches zu thun, deine Aufgabe ist noch nicht erfüllt, ein heiliges Versprechen noch nicht eingelöst; aber gleichviel — du gehst und — kannst gehen." — „Karoline!" ruft das Mädchen mit inbrünstigem Flehen um Schonung. — „Und kannst gehen!" wiederholt die alte Frau unerschütterlich. „Ich bin da. Ich habe noch Kraft übrig für deine

Digitized by Google

Aufgabe (die Elternschulden zu tilgen), die meine ist gethan. Komm, überzeuge dich.“ Und sie führt sie vor die Leiche ihres kurz vorher verschiedenen schwachsinnigen Gatten: ein Antlitz voll Schönheit. „Ich hätte dich eigentlich nicht hierher führen sollen, der Anblick ist nicht angethan, vom Tode abzuschrecken. Aber glaube mir, so kommt er denen nicht, die sich ihn erzwungen haben. Claire“ — sie legt den Arm um ihre Schutzbefohlene und zieht sie an ihre Brust — „nicht zu hastig, liebes Kind, warten wir in Geduld bis sie kommt, die große Stunde, vielleicht tritt sie auch uns so freundlich an wie den! Was meinst du?“ Das Mädchen richtet sich an ihrer Freundin empor, und es ist etwas von dem heiligen Mute der Märtyrer in dem Tone, in welchem sie spricht: „Ich wills versuchen.“ Und in der That, es gelingt ihr. Nach einiger Zeit ist Claire die alte wieder und thut ihre frei gewählte Pflicht.

So sieht der Pessimismus der größten lebenden Dichterin der deutschen Gegenwart aus. Daß sie Pessimistin ist, steht außer Zweifel, denn sie giebt der alten Baronin in der Hauptsache Recht; aber sie schmiedet daraus keinen gemeinen Haß gegen die Menschen, sie warnt vor der feigen Verzweiflung. Werft nicht die Flinte ins Korn! ruft sie uns zu, greift in euer eigenes Herz, erinnert euch eurer Menschenwürde, ihr steht über der Natur, ihr habt eine Kraft

Digitized by Google

im Busen, die die Natur nicht kennt: die Kraft der Sittlichkeit, thut eure Pflicht, und es läßt sich leben. Jeder andere moderne Realist hätte aus dem Schicksale Claires, die sich ohne Gnade hätte umbringen müssen, eine gewaltige Anklage gegen die gemeinen Menschen geschmiedet. Marie Ebner ist vornehmer, sie kann der Liebe nie entbehren, und darum ist sie auch als Dichterin so groß. Wie hoch steht dieser erhabene Pessimismus über dem sogenannten „Entrüstungspessimismus" des großen Norwegers. Die Kunst in dieser Novelle ist nicht minder bewunderungswürdig als ihr Gehalt. Alle Figuren stehen in runder Körperlichkeit vor uns. Wieviel ist geschehen, um Bretfeld in aller Schwäche liebenswürdig zu machen! wie köstlich sind die Einblicke, die uns die Erzählerin in das gelangweilte Grafenhaus Meiberg, wo Claire Unterricht giebt, erteilt! Alle diese Menschen sind in ihrer humoristischen Beleuchtung so lebensvoll geschaffen, als wären sie der letzte Zweck der Erzählung. Ebenso gelungen ist das Bild der Bretfeldischen Familie, und das Meisterstück ist die Baronin Karoline, der Philosoph, der selbst eine poetische Gestalt werden mußte. Echt Wiener Kolorit umhüllt die ganze Erzählung.

Aus derselben Gesinnung ist die zweite, kürzere, aber poesiereiche Novelle des Buches: „Ein Traum" entstanden. Die Gräfin v. T. hat das denkbar größte Leid erfahren, das eine Mutter erfahren kann: sie hat

Digitized by Google

ihren Sohn verloren, ihre zwei Enkelsöhne, und deren Mutter ist zu Paris verdorben. Der sittliche Untergang der letzteren hat den Tod des Mannes zur Folge gehabt; der eine Enkelsohn, ein hoffnungsvoller Maler, ist im Duell gefallen, das er herausgefordert hatte, weil die Ehre seiner Mutter angegriffen war. Er wußte nicht, daß nichts zu retten war. Der andere ist auf einer Gemsjagd gefallen. Die alte Gräfin, eine Greisin von fast überirdischer Schönheit, hat alles das erleben und überleben müssen. Aber das Schicksal hat Erbarmen, die Gräfin ist zeitweilig geistesabwesend, sie führt stundenweise ein Traumleben, sie verliert da ihr Gedächtnis, und dann geht sie nachtwandlerisch im Schlosse, das einsam in einer fruchtbaren Gegend Mährens gelegen ist, einher und erwartet die Wiederkehr ihrer Kinder. Zur Abendstunde muß das Schloß taghell beleuchtet sein, damit sie nicht, wie es einmal geschehen ist, von den Ankommenden überrascht werde. Vormittags pflegt die Gräfin bei klaren Sinnen zu sein und dann schwermütig zur Schloßkapelle zu wandern, um an der Gruft ihrer Kinder zu beten. Gegen ihre Diener und Nachbarn ist sie von der thätigsten Liebe erfüllt, und man verehrt sie scheu, da der Arzt sie doch nicht für geisteskrank hat erklären wollen.

Dieses erhabene Bild, worin der höchste Schmerz durch Schönheit gebändigt erscheint, ist in kunstvoller Weise dargestellt. Ein Maler, den schlechtes Wetter

Digitized by Google

und Fehlgehen zufällig ins Schloß verschlagen haben, erzählt die Geschichte. Er hat das richtige Auge für die Greisenschönheit, für die traumhafte Stimmung, er ist als Künstler mehr begabt, über die tragische Gestalt zu urteilen, als der junge Irrenarzt, den die Verwandten der Gräfin zum ständigen Begleiter der Kranken gemietet haben, und der in seiner jugendlichen Ungeduld als Gelehrter sich bei dem einfachen Fall langweilt. Der Arzt fühlt sich überflüssig und wird durch den Zwang seiner Stellung sogar sehr unliebenswürdig: ein vorzüglicher Gegensatz zu dem Maler, der voller Teilnahme zwölf Stunden im Schlosse der Gräfin verbringt.

Den Schluß des Buches füllen zwei muntere, feine Kleinigkeiten von echt wienerischer Färbung, „Der Muff," worin sich die Dichterin selber in ihrem Verkehr mit ihrem Mann zeichnet; dann „Die Kapitalisten," eine Humoreske, die wohl mit der älteren berühmt gewordnen „Die Freiherren von Gemperlein" den Vergleich aushält.

„Glaubenslos?" (1893).*)

Seit den heißen Kämpfen, welche in Österreich mit der römischen Kirche um und gegen das Konkordat

*) Aus der „Neue freie Presse" vom 3. November 1893.

Digitized by Google

gekämpft wurden, spielt der „geistliche Herr“, der katholische Priester, den die vormärzliche Dichtung fast gar nicht kannte, keine geringe Rolle in der Poesie der Deutsch-Österreicher. Die großen Fragen der Religions- und Gewissensfreiheit, der Gegensatz von Neuzeit und Mittelalter, des Fortschrittes und der Reaktion, der Nationalität und des hierarchischen Kosmopolitismus waren mächtig genug, ein starkes poetisches Feuer zu entzünden, woran sich viele Herzen erwärmten. Es giebt kaum einen Dichter in Österreich, der am katholischen Priester vorübergegangen wäre, ohne sich mit ihm auseinanderzusetzen. Ferdinand von Saar begann mit der Doppeltragödie des Kaisers Heinrich IV. im Kampfe mit dem päpstlichen Begründer der folgenreichsten und mächtigsten kirchlichen Einrichtung, des Cölibats, Gregor VII. Franz Nissel brachte in seiner Tragödie „Agnes von Meran“, die ihm den so sehr umstrittenen Schiller-Preis eintrug, die große Macht der mittelalterlichen Kirche zur dramatischen Anschauung. Das Pathos Ludwig Anzengrubers ist eingetaucht in polemische Kirchlichkeit. Er wurde nicht müde, in den verschiedensten Formen und von den verschiedensten Seiten den Kampf mit der Kirche zu führen, insbesondere das Thema des Cölibats und klerikaler Herrschsucht zu behandeln. Auch in Novellen und epischen Gedichten traten uns die geistlichen Herren entgegen. Saars berühmteste Novelle ist der „Innocens“, Adolf

Digitized by Google

Pichlers schönstes episches Gedicht ist sein „Fra Serafico", das große religiöse Thema der Reformation steht im Mittelpunkte des „Königs von Sion" von Robert Hamerling; der beste Roman von Emil Marriot ist „Der geistliche Tod", und in ihren Erzählungen „Unter der Tonsur" hat Fräulein Marriot mit sorgsamem Realismus das Alltagsleben der modernen katholischen Geistlichkeit beschrieben. Auch J. J. David, einer der hervorragendsten jüngeren österreichischen Poeten, konnte an dem Thema nicht vorbeigehen, ohne ihm seinen Tribut zu zahlen; seine „Wiedergeborenen" und auch noch einzelne Stücke seiner „Probleme" haben den religiösen Stoff sehr eindringlich behandelt. Es wimmelt also förmlich an geistlichen Gestalten in der deutsch-österreichischen Litteratur, und bei der Stellung, die sie im katholischen Lande einnehmen, kann es auch nicht Wunder nehmen, daß die einheimische Poesie sich so sehr mit ihnen beschäftigt. Mit Ausnahme Emil Marriots stehen alle die genannten Dichter auf seiten des Fortschritts, der freien Wissenschaft, der Natur, gegen die Kirche und ihren Dogmatismus. Sie kämpften alle für ein Ideal der Humanität, das über die Kirchlichkeit hinausgeht und welches sie befähigt, den katholischen Priestern menschlich gerecht zu werden, ihre Verdienste anzuerkennen, den Druck ihrer Lage mit tiefem Mitgefühle zu veranschaulichen, ohne den Inhalt ihres Glaubens zu teilen. Der katholische

Digitized by Google

Clerus ist also ein Stück Romantik geworden, das am hellichten Tage unter uns wandelt, ein unerschöpfliches Thema für Dichter, die tiefer beanlagt sind und für die anderen Probleme der Zeit noch keine rechte künstlerische Form fanden.

Wenn man nun näher zusieht, wird man leicht auch eine Veränderung in dem Urteile und in der Stimmung der Dichter finden, die sich seit den heftig bewegten Konkordatszeiten mit der Klerisei beschäftigt haben. Das polemische Pathos gegen die kirchlichen Dogmen und ihre Vertreter hat sich allmählich verflüchtigt und einer rein menschlichen Betrachtung der Geistlichen Platz gemacht. Man ist so indifferent geworden, man glaubt nur noch so wenig, daß man gar nicht mehr die Leidenschaft braucht, um die Dogmen zu bekämpfen. Man würde es geradezu als eine Geschmacklosigkeit empfinden, wenn es noch jemand thäte. Jene Fragen sind für das moderne Bewußtsein erledigt, es handelt sich jetzt um andere, wichtigere, aktuellere Dinge, auf welche die Dichter ihre Aufmerksamkeit richten müssen. Am lehrreichsten tritt dies in der Entwickelungsgeschichte des stärksten anti-klerikalen Dichters, Ludwig Anzengruber, zu Tage. Er begann mit satirischen Bildern der Klerisei, mit der Darstellung des Konflikts von Glauben und Wissen; dann stellte er im Steinklopferhans sein eigenes, positives religiöses Gefühl dar; aber in den letzten

Digitized by Google

Dichtungen (z. B. im „Fleck auf der Ehr'") zeichnete er freundliche alte Pfarrherren ohne irgend welche polemische Tendenz: einen guten reinen Menschen, der als echter Priester klärend und beruhigend in die Handlung eingreift. In einer aller Metaphysik abholden, mit praktischen Fragen über und über beschäftigten Zeit hat die Dichtung auch eine andere Wandlung genommen und stellt uns Ideale selbstloser, rein ethischer Thätigkeit und Männlichkeit auf. In diesen Entwickelungsgang der heimischen, deutsch-österreichischen Poesie reiht sich nun die Erzählung „Glaubenslos?" von Marie von Ebner-Eschenbach gleichsam organisch ein. Sie ist, wie die meisten größeren Werke dieser Dichterin, das Produkt eines an allen großen und kleinen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, tief teilnehmenden Gemütes.

Religiöse Fragen haben Frau von Ebner Zei ihres Lebens beschäftigt. Schon in einer ihrer ersten Dichtungen, im Trauerspiele „Marie Roland", bildet Religion die Seele des Werkes, das eben wegen dieser Innerlichkeit keine rechte Bühnenwirkung versprach und nie zu einer Aufführung gelangte. Marie Roland wird uns im ersten Akt als die kühne Gottesleugnerin, als die Priesterin des Vernunftkultus vorgestellt, im Fortgange der Tragödie lernt sie die Erhabenheit und den Trost des Gottesglaubens kennen und kehrt geläutert wieder zu ihm zurück. In diesem wieder ge-

Digitized by Google

fundenen Glauben läßt sie sich gestärkt und versöhnt mit sich und mit der Ordnung der Welt zum Schafott führen. Die Beschäftigung mit religiösen Fragen wurde einem so tiefen Gemüte wie dem unserer Dichterin, die in einem gut katholischen Hause mit fester Tradition aufwuchs, nahe genug gelegt. Der ursprüngliche und unverwüstlich heitere, weltfreudige und menschenliebende Sinn der Dichterin mit ihrer rastlosen Phantasie schützte sie weiter davor, die religiöse Grübelei, die demütige Stimmung in ihrem Leben herrschend werden zu lassen. Auf dem Grunde ihrer Seele, wie auf dem eines jeden echten Dichters, schlummerte stets die religiöse Stimmung, leicht erweckbar als Ahnung des Unendlichen, als Gefühl menschlicher Ohnmacht, Schwäche und Beschränkung; aber es wurde aus diesem Grundton kein Pathos, weder kirchlich noch antikirchlich. Sie vermied damit nicht bloß die Klippe, die selbst einem Anzengruber gefährlich wurde: die Eintönigkeit und Wiederholung seiner selbst, sondern es liegt auch gerade in dieser latenten Religiosität einer der geheimen und mächtigen Reize, den ihre Poesie auf uns stets ausübt. Im heitersten Gelächter, im Sprühfeuer ihres Witzes, in der treuesten Darstellung der Wirklichkeit, in ihren schärfsten Satiren: immer fühlen wir diesen wundersamen Untergrund ihrer Seele, der sie uns menschlich so hoch erhebt und litterarisch in eine Reihe mit Gottfried Keller stellt,

Digitized by Google

den auch diese Grundstimmung auszeichnet, so wenig er es auch bei seinem Feuerbachschen Bekenntnisse Wort haben wollte. Dichter sein, heißt eben auch fromm sein.

Seit jener „Marie Roland", deren Abfassung in die Mitte der Sechziger-Jahre fällt, hat sich die religiöse Anschauung der Frau von Ebner fortwährend geklärt. Sie gewann die Überzeugung, daß auch die metaphysischen Vorstellungen eines Menschen für seine Religiosität und Frömmigkeit nicht maßgebend sind. Denn wer kann in diesen letzten Fragen sagen, daß er wirklich was wisse? Sie erkannte wohl den subjektiven Wert der Gläubigkeit, sie sah so viele Menschen glücklich und stark durch ihren festen Glauben leben; aber wie sie selbst ohne ihn glücklich und gerade zu leben gelernt hatte, so konnte sie ihn auch nicht zum Maßstab des Urteils über den Wert der Menschen machen; ja noch mehr: bei aller Anerkennung der Wichtigkeit der Metaphysik gewann sie doch die Überzeugung, daß es für die Lebensführung des Menschen gar so sehr auf sie nicht ankomme. Man behilft sich, ohne die letzten Fragen gelöst zu haben; es giebt keine letzte Erkenntnis, also bescheiden wir uns in Demut — und so wurde aus der im tiefsten Sinne frommen, aber auch helläugigen, verständigen, von lebendiger Teilnahme an der wirklichen Welt und vom Triebe, mit an ihrer Bildung und Klärung zu wirken, ganz und gar erfüllten Frau

Digitized by Google

ein sonniger Ethiker, der in zahllosen Variationen und im Gewande der Schönheit und Heiterkeit das uralte und doch noch immer neue Evangelium der Menschenliebe predigte.

Frau von Ebner hat öfter dieser ihrer Gesinnung unmittelbar Ausdruck gegeben. So wenn sie in einer Parabel Gott Vater den Gottesleugner im Himmel mit mildem Lächeln über seine Furcht vor einem bösen Empfang begrüßen läßt: „Ob ein armes Menschlein wie du an mich glaubt oder nicht, trübt das meines Namens Glanz? Erfülle ich darum weniger das All?“ Oder in jenem schönen Gedicht: „St. Peter und der Blaustrumpf“, wo sich das alte Weiblein Eingang in den Himmel mit den Worten verschafft:

„Wär' dir bekannt mein Lebenslauf,
Du wüßtest, daß in sel'gen Stunden
Ich meinen Herrn und Gott gefunden.“
Der Pförtner stutzt: „Allwo? — Sprich klar!“
— „Daselbst, wo ich zu Hause war
(Mein Handwerk brachte das mit sich)
Im Menschenherzen . . . . .“

Auf die Unzulänglichkeit kirchlicher Lebensanschauung wies die Dichterin auch öfters hin. Im „Gemeindekind“ erziehen die frommen Nonnen in ihrer Thorheit das Waisenkind Milada zu Tode, indem sie es gewaltsam vom Bruder trennen, so daß sich das Mädchen in der Sehnsucht nach ihm verzehrt. Eine

Digitized by Google

stärkere Satire ist wohl nie geschrieben worden. Und in „Unsühnbar", wo sich Gräfin Dornach in der Reue über ihren Fehltritt verzehrt, vermag ihr der Beichtvater mit seiner wirklich aufrichtigen Absolution nicht den geringsten Trost zu spenden: den strengen Richter im eigenen Gewissen dieser Katholikin vermag er nicht zu beschwichtigen. Und im selben Geiste ist auch diese Erzählung Marie Ebners geschrieben, wenn es auch für den flüchtigen Leser leicht den Anschein gewinnen kann, daß die Dichterin sich der Kirche mehr als je zuvor genähert hätte. Denn sie stellt uns, verklärt vom Lichte der reinsten und tiefsten Poesie, zwei katholische Priester so liebenswert vor die Seele, so verehrungswürdig, so lebensvoll und ideal zugleich, daß man nicht wird überrascht sein dürfen, wenn auch die Vertreter der kirchlichen Frömmigkeit ihre reine Freude an dem Buche äußern werden. Untreu ist sich die Dichterin nicht geworden: sie ist der metaphysische Skeptiker und der ethische Enthusiast geblieben, der sie stets war; ja, sie hat diesen Gegensatz selbst — ihre innerste Seele — so recht eigentlich zum Gegenstande der Dichtung gemacht, die eben darum, und weil diesmal auch die Form auf der vollen Höhe der Ebnerschen Kunst steht, wohl ihr bedeutendstes Werk geworden ist.

Das Wichtigste der Erzählung „Glaubenslos?" scheint uns indes nicht die Thatsache, daß Frau von

Digitized by Google

Ebner zwei katholische Priester überhaupt dichterisch behandelte, sondern wie sie es that, vor allem: der eigene hohe Begriff, den sie vom Berufe des Priesters mitteilt und der das Grundmotiv der ganzen Handlung ist. Der Kooperator Leo in dem oberösterreichischen Gebirgsdorfe Schran fühlt sich von Natur aus zum Priesterstande berufen. Es giebt, nach dem Sinne der Dichterin, in der That einen im individuellen Charakter begründeten, ganz ursprünglichen Priesterberuf, und der besteht darin, daß ein guter Mensch den lebhaftesten Trieb in sich hat, durch unmittelbar wirkende Worte und Thaten auf die sittliche Besserung der Mitmenschen einzuwirken. Der Kooperator Leo hat gar mannigfache Interessen und Neigungen. Er ist von Haus aus eine religiöse und tiefe Natur, empfänglich für die Schönheit der Welt, erfüllt von einem lebhaften Wissensdurste; in freien Stunden betreibt er Astronomie und Naturforschung überhaupt Aber ihn auszufüllen, ist die wissenschaftliche Arbeit nicht imstande; er muß praktisch wirken, er muß helfend, klärend, fördernd eingreifen können und hat auch die seltene Begabung, in diesem Sinne auf Menschen, alte und junge, einwirken zu können; er ist der geborene Pädagoge und der geborene Prediger. Zwar hat ihn seine wissenschaftliche Bildung von vielen kirchlichen Lehren entfremdet; den biblischen Schöpfungsglauben zum Beispiel teilt er so wenig wie die Gelehrten.

Digitized by Google

Allein dieser Unterschied vom offiziellen Kirchenglauben ficht ihn nicht sehr an; es fällt ihm gar nicht ein, sich darum in seinem Priestergewande unbehaglich zu fühlen, weil er sich nicht mehr zu allen kirchlichen Dogmen bekennen kann. Auch gegen die gemeine Versuchung der Sinnlichkeit fühlt er sich geschützt, er hat am Cölibat nichts auszusetzen und ist demnach sehr verschieden vom Pfarrer von Kirchfeld und vom Märtyrer im „Geistlichen Tod" der Marriot. Sein schweres Leid fängt erst an, als er an der Möglichkeit zweifeln lernt, seinen wahren Beruf erfüllen zu können: Menschen wirklich zu bessern, sei es darum, weil sie keiner Besserung fähig sind oder weil ihm doch jene wahrhaft priesterliche Gabe fehlt, eine Besserung herbeizuführen. Nicht der Verlust des kirchlichen Glaubens, sondern der Verlust des Glaubens an die Menschen und an sich selbst bringt den Cooperator Leo in Verwirrung: denn im Menschenglauben wurzelte bisher seine ganze Stärke.

Man sieht also schon aus diesem Grundgedanken der Dichtung, daß es sich in ihr nicht um eine neue Variation der alten Kulturkampf-Motive handelte sondern um einen viel neueren Gedanken, um die Frage nach dem Werte der menschlichen Natur überhaupt. Seit vielen Jahren gefällt sich die Menschheit darin, ihn so niedrig als möglich zu schätzen; Menschenverachtung und Selbstverachtung wird von

Digitized by Google

Schopenhauer bis auf Nietzsche gepredigt. Der Menschenglaube ist heutzutage nicht stärker als der Gottesglaube. Da tritt nun Marie Ebner vor und fragt: Ist denn dieser bodenlose Skeptizismus berechtigt? Sie verträgt ihn nicht, sie hat sich durch den Pessimismus und alle seine Qualen durchgerungen, aber sie konnte nicht zu lieben aufhören. Wer einmal menschengläubig war, kann niemals aufhören es zu sein. Und demgemäß ist auch die Antwort, die sie auf die Frage ihres Zweiflers giebt, demgemäß die Art, wie sie seine Geschichte erzählt und zu Ende führt.

Der Grundgedanke der Dichtung forderte die höchste, freieste Stellungnahme der Dichterin zur Menschheit. Es galt, die verschiedenartigsten Charaktere und Abstufungen sittlichen Wertes vorzuführen, um ein Urteil über die menschliche Natur zu ermöglichen, und es war ferner die Aufgabe, den an den Menschen zweifelnden Kooperator selbst so zu führen, daß er (und wir mit ihm) wieder an die Möglichkeit, auf den Willen der Menschen läuternd einzuwirken, glauben mußten und also das Selbstvertrauen wieder gewännen. Diese hohe künstlerische Aufgabe mutete sich die Dichterin zu, und wir müssen sagen, daß ihr Können mit ihrem Wollen gleichen Schritt gehalten hat. Eine so reiche Galerie wahrer und mit unnachsichtiger Schärfe gezeichneter Charaktere hat keine andere Dichtung so bald wieder vereinigt. Vom tiefsten Pfuhl

Digitized by Google

ſittlicher Gemeinheit führt uns die Erzählung eine allmählich aufſteigende Stufenleiter ſittlicher Charaktere empor bis zur Anſchauung eines wahrhaft heiligen Greiſes, des Pfarrers, der Leos väterlicher Freund und Vorgeſetzter iſt. Da iſt der verlotterte Knabe, der ſein Vergnügen am grauſamſten Hühnerabſtechen findet, wofür er, nur um etwas älter, ins Kriminal wandern müßte; da iſt der Vater des Kooperators: ein eitler Egoiſt, der ſich über die Liebloſigkeit der Gattin beklagt und nicht merkt, wie ſie neben ihm ſtirbt; da iſt der durch Krankheit zum ſich ſelbſt bemitleidenden Schwächling gewordene Großbauer Kogler, der von ſeinem Krankenſtuhl aus ſein ganzes Haus tyranniſiert; ſeine Frau, ein ſtolzes Weib, verhärtet unter der Qual dieſes ſelbſtſüchtigen und auf ſeine Praterbuden-Weisheit ſo eingebildeten Kranken; ihr zartes Töchterchen, die Vroni, die den Vater durch den Eintritt ins Kloſter aus dem Fegefeuer losbeten will; der Großknecht auf dieſem Hofe, ein guter, aber leidenſchaftlicher Burſche, der in blinder Eiferſucht den Kooperator mit dem Meſſer bedroht und von ihm gebändigt wird; die vielen Kinder alle im Sonntagsunterricht — was ſind das für lebenswahre, ja porträtartig getreue Menſchenbilder, die ſich in engem Rahmen ſo drängen, wie die vielen Köpfe auf Bildern alter deutſcher Meiſter! Jede Figur, man denke nur an die Pfarrersköchin Frau Sperber, die ihren ehrwürdigen Herrn ſo gern

Digitized by Google

und zu unrechter Zeit bevormundet — ein Kabinettsstück! Die Dichterin hält in dieser einfachen Dorfgeschichte Rundschau über die Menschen, schildert die einen mehr, die anderen weniger ausführlich, die einen komisch, die anderen widerwärtig, die dritten warm anziehend: ein Reichtum an Gedanken und Gesichten, der sich so leicht nicht erschöpfen läßt. Sie will sich offenbar nicht nachsagen lassen, daß sie ihre Menschenliebe blind gemacht hat; sie kommt allen Einwendungen der Naturalisten zuvor, die so stolz darauf sind, die Bestie im Menschen, wenn auch nicht entdeckt, so doch am meisten unverhüllt dargestellt zu haben. Und dennoch! Wenn nur ein einziger Mensch da ist, an dessen Läuterungsfähigkeit man glauben muß, so steht der Menschenglaube wieder aufgerichtet da, und der Mann, der sich mit priesterlicher Weihe ihm gewidmet hat, darf ihn nicht aufgeben. Diesen einzigen Menschen findet Leo schließlich in der Koglerbäuerin: ein Frauenbild, das an Schönheit und Tiefe seinesgleichen sucht. Frau von Ebner hat schon manches Frauen-Ideal gezeichnet, in der Lotti, im „Wieder die Alte“, im „Gemeindekind“, aber eine so süßherbe Frucht wie diese Bäuerin hat sie noch nie vom goldenen Baume ihrer Poesie gepflückt. Eine liebenswürdige Person ist dieses ernste Frauenwesen nicht, aber das allgemein weibliche Martyrium in der unglücklichen Ehe hat in ihr seinen poetisch schönsten Ausdruck gefunden. Sie

Digitized by Google

und der Pfarrer sind die bedeutendsten Figuren, die Marie Ebner je geschaffen hat. Der Pfarrer, der aus einer gräflichen Familie stammt und als Jüngling ein fröhlicher Husaren-Leutnant war, bis ihm plötzlich und mit unwiderstehlichem Zwange sein wahrer Beruf offenbar wurde, ist das ureigenste Geschöpf Marie Ebners, mit einer solchen Fülle von Einzelzügen ausgestaltet, daß die Liebe der Dichterin zu ihm klar ersichtlich ist. Er ist der hochgeborene Klosterbruder, er trägt ein instinktives Wissen von der rechten Religion von Natur aus mit sich herum; er ist das naive Genie des Glaubens, dem alle Dialektik und Theorie und Wissenschaft ganz fremd sind, er mag sie auch nicht. Er wandelt wie ein Hellseher mit geschlossenen Augen ganz sicher herum, ein Kind an unpraktischem Gehaben, aber ein Herz, vor dem Leo, der starke Geist, nur mit Andacht und Demut und voller Hingabe zu stehen vermag. Auch Goethe, der diese Frömmigkeit doch auch wohl kannte und in der „schönen Seele" zeichnete, hat solch einen Mann nicht geschaffen; viel eher mutet uns Lessing verwandt an, weil er den Nathan schuf, wie denn überhaupt etwas von Lessing in unserer Dichterin gewiß vorhanden ist. Wenn nichts anderes, so hat sie die Tapferkeit und die unausrottbare Menschenliebe bei allem Realismus der Weltbetrachtung mit ihm gemein.

Digitized by Google

Die Künstlernovellen.*)

I.

Vielleicht noch früher als über Aristokratie und Frauentum hat Marie Ebner über Poesie und Litteratur nachzudenken begonnen, denn sie war schon als Kind für dichterische Eindrücke empfänglich und im vierzehnten Lebensjahre äußerte sie zu ihrer Gouvernante den Entschluß, die größte Schriftstellerin zu werden. In den Erinnerungen aus den Kinder- und Lehrjahren erzählt sie, mit welcher Begeisterung sie als halbwüchsiges Mädchen den Vorstellungen im Burgtheater beiwohnte und das Ideal erfaßte, ein „Shakespeare des neunzehnten Jahrhunderts" zu werden. Dieses Ideal blieb denn auch in der That die treibende Energie ihres Lebens, wenn es auch nicht gerade zum Shakespearetum führte.

Marie Ebners Beschäftigung mit der Litteratur muß eine sehr ausgebreitete und sehr intensive gewesen sein, denn ihre Bücher verraten unbeabsichtigt eine große Belesenheit. Wie vieles wird beispielsweise in der „Božena" citiert! Hier wird nämlich Regula Heißenstein in ihrer gemütlosen papierenen Bildung durch Citatenwut lächerlich gemacht. Regula nennt bunt durcheinander Voltaire und Rousseau, Raschke und Houwald, ganz vergessene litterarische Provinzgrößen

*) Aus dem Jahrbuch der Grillparzergesellschaft (1898).

Digitized by Google

aus dem österreichischen Vormärz. Der „Spätgeborene" liest den Kommentar des Philologen Heyne zu den Oden von Horaz. In „Lotti, die Uhrmacherin" werden Spezialwerke der Geschichte der Uhrmacherkunst citiert, die doch gewiß sehr abseits vom gewöhnlichen Lesetisch der Gebildeten liegen; und die ganze Einleitung, welche die Uhrensammlung Lottis beschreibt zeigt, daß die Dichterin mit eigentlich wissenschaftlichem Sinn Geschichte zu betrachten gelernt hatte. In allen späteren Schriften zeigt sich ihre Vertrautheit mit den litterarischen Strömungen der Zeit. Litterarische Moden wurden öfters von ihr mit zur Charakteristik der Gestalten verwendet. Ein besonderer Liebling unserer Dichterin ist Turgenjew.

Aber Marie Ebner hat in einer ihr besonders eigentümlichen Weise Stellung zu den verschiedenen litterarischen Zuständen genommen, die sie im Laufe der Jahre miterlebte. Ihre Künstlernovellen sind litterarische Satiren, dergleichen wir in unserer Litteratur kaum mehr haben. „Ein Spätgeborener", „Bertram Vogelweid", „Lotti, die Uhrmacherin", „Ihr Traum", „Verschollen" sind ganz oder zum Teil solche Satiren und wie ihre „Aphorismen" von bedeutsamen Aussprüchen über den Beruf des Dichters, die Pflichten und Aufgaben der Kunst erfüllt. Es ist auch überhaupt merkwürdig, daß an der Spitze ihrer novellistischen Produktion, die einen neuen Abschnitt in

Digitized by Google

ihrem litterarischen Leben eröffnet, die litterarische Satire „Ein Spätgeborener" (1875) steht. Dies deutet darauf hin, daß die Dichterin mit einem bewußten künstlerischen Willen in die Öffentlichkeit trat. Auf die persönliche Bedeutung dieser Erzählung für ihre Lebensgeschichte werden wir noch zu sprechen kommen, vorerst wollen wir ihren Inhalt betrachten.

Andreas Muth, ein Mann von fünfundvierzig Jahren — so alt war die Dichterin 1875 auch — ist Subalternbeamter bei der Zollbehörde in Wien. Ein Mensch, der das einförmigste Leben von der Welt zu führen scheint. Täglich von der Wohnung ins Bureau und vom Bureau in die Wohnung; Junggeselle, ohne irgend welche Verwandtschaft; nahm nie einen Urlaub; ist pünktlich wie die Uhr, nie krank oder nachlässig; seit fünfundzwanzig Jahren dieselbe Tagesordnung. Seine Kollegen können ihn wohl leiden, er hat sich zwar keinem angeschlossen, ist aber im Amt allen gefällig. Doch ist ihre Freundlichkeit auch mit Ironie gemischt. Muth ist gar so passiv; er läßt sich alles gefallen. Das reizt beinahe zum Spott; doch läßt man den Sonderling zumeist in Frieden.

Dieser äußerlich so unscheinbare und harmlose Mann ist in aller Stille und Heimlichkeit ein Dichter, ein Dramatiker. Fünfzehn Stücke hat er schon vollendet; sauber abgeschrieben und gebunden ruhen sie in seiner bescheidenen Dachstube übereinander geschichtet.

Digitized by Google

Und was für ein Dichter ist Muth! Einer, der die höchsten Ziele der Kunst anstrebt. „Der rechte Dichter," agt er, „schreibt für solche, die noch nicht geboren sind," und: „Kunst ist die zeitliche Offenbarung des Ewigschönen und Ewigguten." Der Mann ist, kurz gesagt, ein Metaphysiker, und zwar einer von der obstinaten Sorte; einer von jenen Idealisten, die so fest im Jenseits sitzen, daß sie sich im Diesseits nicht zurechtfinden. Seine Unbeholfenheit, seine Schüchternheit, seine Demut sind überspannt bis ins Lächerliche; aber auslachen kann man ihn doch nicht. Dafür ist er doch zu gut. Andreas fühlt sich glücklich in seinen Gedanken und Phantasieen; das Lob eines einzigen braven Mannes, dem er seine Dramen nach ihrer Vollendung vorzulesen pflegt, genügt ihm vollständig, ersetzt ihm das Urteil der ganzen Welt. Er begehrt nichts, auch nicht das schöne Frauenwesen, das er einmal lieb gewonnen, ohne den Mut zu finden, diese Liebe zu verraten; er begnügt sich mit der Anbetung ihres Bildes. Aber diese außerordentliche Abgeschlossenheit in seine innere Welt macht Andreas Muth — in komischem Gegensatz zu seinem Namen — bei der geringsten Berührung mit der Wirklichkeit im Fundament erzittern. Muth ist von außerordentlicher Empfindsamkeit. Die Erwähnung nur des Namens seiner Geliebten — sie hat seither einen vielgenannten Parlamentarier, den Grafen Auwald geheiratet — macht ihn schon

Digitized by Google

erröten, so daß die Leute unwillkürlich auf eine romantische Beziehung zwischen ihm und der Gräfin raten. Nun kommt dieser Mann in Berührung mit dem realen Leben; da ist es kein Wunder, wenn sie sich zu einem tragischen Verhängnis gestaltet.

Andreas hat nämlich jahraus jahrein seine Stücke unter dem Pseudonym „Karl Stein" bei der Intendantur eingereicht und sie jedesmal nach einigen Monaten, sichtlich ungelesen, wieder zurückerhalten. Das nahm der sonderbare Heilige wie ein Fatum hin, dem er sich in Demut ergab, ohne daß es ihm eingefallen wäre, auf einem anderen Wege zu seinem Ziele kommen zu wollen. Das fünfzehnte Stück, ein „Marc-Aurel" — bezeichnend genug für seinen Geschmack, daß er sich den frommen Stoiker zum Helden eines Dramas wählte! — wurde wunderbarerweise zur Aufführung angenommen und in der That auch gespielt. Woher plötzlich diese Sinnesänderung in der Theaterintendanz? Muth weiß es nicht, wir aber erfahren es. Man glaubt im Theater, daß sich hinter dem Namen „Karl Stein" der vielgenannte liberale Graf Auwald verberge (denn, daß der Mann im fadenscheinigen Rock, der die Manuskripte einreichte und abholte, der Dichter selber wäre, konnte doch kein Mensch glauben). Es war demnach Gelegenheit zu einer richtigen Sensationspremière gegeben — also wurde der „Marc-Aurel" zur Aufführung bestimmt,

Digitized by Google

gleichviel ob er ein gutes oder schlechtes Stück sein mochte. Im Theater ist das nun einmal so. Erstes Stück Wirklichkeit, das Muth nicht kannte. Nun folgt sofort das zweite. Am Morgen nach der Première erscheint im maßgebenden Blatte der Residenz eine bissige Kritik des „Marc-Aurel" vom allgemein gefürchteten Feuilletonisten Salmayer (einem Journalisten aus der Schule Saphirs, die noch immer nicht ganz ausgestorben ist). Das Feuilleton ist eigentlich keine Kritik, sondern enthält nur witzelnde Ausfälle gegen den hinter dem Pseudonym „Karl Stein" vermuteten Grafen Auwald. Warum? Weil der Graf schon ohnehin zu viel die Öffentlichkeit beschäftigt, weil sein Liberalismus nicht waschecht sein soll, und überhaupt, weil es viel mehr Sensation macht, einen bewunderten Mann anzugreifen, als ihn zu loben. Graf Auwald ist ein glänzender Redner; nun soll er noch als Dichter anerkannt werden? Das ist zu viel... Das also ist das zweite Stück Wirklichkeit, worauf Andreas Muth stößt. Nun muß er sich zu seinem Werk öffentlich bekennen. Er enthüllt sich beim Festmahl, das ihm — o Ironie! — seine Kollegen nicht zum Erfolg im Theater, sondern zum fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum geben — es fällt just auf den Tag nach der Première — als Autor des „Marc-Aurel". Der Kritiker ist zufällig beim Diner anwesend und erfährt die Berichtigung. Als richtiger Wiener ist er durch-

Digitized by Google

aus kein schlechter Kerl; gegen den Dichter Andreas Muth hat er nicht das Geringste einzuwenden; im Gegenteile: nun interessiert ihn der Mann doppelt, der Angriff thut ihm leid. Salmayer teilt den wahren Sachverhalt in seiner witzelnden Weise natürlich sofort der Öffentlichkeit mit und sucht sogar Andreas Muth in seiner Wohnung auf. Da treten nun die Unterschiede zwischen dem Platoniker und dem Realisten der Litteratur so recht zu Tage. Wohlwollend fragt Salmayer den Dichter:

„Haben Sie alle Rezensionen gelesen, welche über Ihr Stück geschrieben wurden?"

„Nein (antwortet Muth), doch höre ich, daß sie fast ausnahmslos abfällig lauteten."

„Nun denn! Daraus mögen Sie ersehen, daß sich heutzutage in der Litteratur nichts machen läßt, wenn man nicht wenigstens einen Teil der Kritik für sich hat. Ein Buch, ein Stück hinausschicken in die Welt, und denjenigen, die ihm die Wege bahnen, einen Ruf machen sollen, nicht sagen: Nehmt euch meiner Arbeit an, das ist so kühn, daß man es schwerlich klug nennen darf . . . Jeder Schaffende bedarf der Gunst der Kritik. Ein Thor, der sie verschmähte, wenn sie ihm angeboten wird."

In seiner Gutmütigkeit bietet nun Salmayer dem Dichter die Mitarbeiterschaft an seinem Blatte und die Aufnahme in den Kreis seiner litterarischen Freunde

Digitized by Google

an; er werde sich dabei besser zu stehen kommen, als mit seinem spärlichen Beamtengehalt. Andreas aber nimmt in seinem weltfremden Idealismus dieses Angebot nicht an. Dies stimmt den Feuilletonisten nun gar komisch. Er hat ihn schon einen „zu spät Geborenen" genannt und ihm gesagt: „Vor dreißig oder fünfzig Jahren wäre man Ihnen verständnisvoll entgegen gekommen. Ihre Stimme hätte einen lauten Wiederhall erweckt. Aber heute! . . . Die Menschen, für welche Sie schreiben, sind tot!" Nun, nachdem er sich in der armseligen Dichterstube unter dem Dach umgesehen und bei der naiven Selbstverräterei Muths sich flugs einen Roman kombiniert hatte, als er das Bild der schönen Gräfin Auwald an der Wand hängen sah — nun ist ihm Andreas Muth nicht mehr als Poet, sondern als poetisches Objekt interessant. Er setzt sich hin und schreibt rasch ein satirisches Feuilleton, wiederum gegen den Grafen Auwald, über das „traurige Original", dem die Gräfin romantische Besuche mache. Unser armer Poet ist nun in seinem kindischen Herzen vollends vernichtet. Sogar sein heiligstes Heiligtum ist in die Öffentlichkeit, und zwar in so verletzender Weise, gezogen worden. Hingehen möchte er und Salmayer erschlagen — aber er ist ja Staatsbeamter! Er darf keinen Skandal machen! Je weniger Notiz er vom Feuilleton nimmt, um so besser. Graf Auwald macht es so und rät ihm, seinem Beispiel zu

Digitized by Google

folgen. Der Graf ist nämlich infolge des Zeitungslärms schließlich neugierig auf seinen Nebenbuhler geworden und hat ihn im Bureau aufgesucht. Der bescheidene Dichter gefällt ihm, und er will ihm eine Sinecure in seiner Schloßbibliothek geben, damit er dort ruhig weiter dichten könne. Aber der Wolkengänger Muth hat nach seinem Zusammenstoß mit der realen Welt zu schwere Erschütterungen erfahren und den Glauben an sich selbst und sein Talent verloren. Aus dem inneren Gleichgewicht gebracht, enteilt er plan- und ziellos in die weite Welt; sein einziger Freund, jener Schullehrer, dem er einst seine Dramen vorgelesen, findet ihn tot in einem Straßengraben. —

An die Lebenswahrheit und Lebensmöglichkeit eines Mannes wie Andreas Muth ist schwer zu glauben. Es reimt sich mit der Versicherung, daß er ein begabter dramatischer Dichter wäre, nicht der Umstand, daß er zugleich auch so außerordentlich unpraktisch und weltfremd ist. Gerade die dramatische Begabung fordert Klugheit, ja sogar ein bißchen diplomatischen Sinn, auch in eigenen Angelegenheiten. Durch seinen gedankenlosen jährlichen Gang mit dem Manuskript zu und von der Theaterkanzlei wird Muth anders lächerlich, als es die Erzählung will. Um sich nach Unterstützung bei dem Bestreben, im Theater anzukommen, umzusehen, dazu bedarf es doch auch nicht viel Verstandes. Gleichwohl besitzt diese rührende

Digitized by Google

Gestalt so viel poetisches Leben, daß man nicht über sie hinwegschreiten kann. Sie gehört, wie Grillparzers „Armer Spielmann", zu jenen zwar unrealen, aber dennoch unvergänglichen poetischen Gebilden, in denen die Dichter ein Stück von sich selbst, einen einzelnen hervorstechenden Charakterzug zu einer ganzen Figur poetisch verklärt haben. Es bedarf keiner besonderen Psychologie, um bald zu merken, daß die Dichterin des „Spätgeborenen" manche eigene schmerzliche Erfahrung, manche später selbst als überspannt oder doch weltunkundig erkannte idealistische Voraussetzung bei ihrem Eintritt in die Litteratur dichterisch verwertete. Kurz vorher hatte sie mit ihrem „Waldfräulein" im Wiener Stadttheater den letzten vergeblichen Versuch gemacht, die Bühne zu gewinnen; sie war von der Kritik etwas hart angefaßt worden. Der Schmerz darüber zittert in der Novelle nach. Diese ist eine Auseinandersetzung der Dichterin nicht bloß mit der Welt, sondern auch ebenso sehr mit sich selbst. So ungeschickt wie Andreas Muth soll man bei aller Achtung vor dem Adel seines Strebens, doch auch nicht sein. Endlich kann uns diese freimütige Satire gegen Rezensenten ein wenig auch das Schicksal des ersten Novellenbuches unserer Dichterin mit erklären helfen, denn es wurde nicht viel beachtet und blieb bis heute das mindestbekannte ihrer Bücher.

Digitized by Google

II.

Wenige Jahre später hat Marie Ebner in der Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin" (erschienen 1881) das Thema der litterarischen Satire wieder aufgenommen. Inzwischen hat sich ihr künstlerischer Realismus noch viel schöner ausgebildet, aber die idealistische Gesinnung ist dieselbe geblieben Die Satire gilt diesmal Dichtern, die in unserem Zeitalter des litterarischen Industrialismus leider nicht selten sind. Hermann von Halwig ist der wahre Typus jener Dichter, die ihren Pegasus ins Joch spannen.

Hermann von Halwig, ein junger Staatsbeamter, aus guter Familie, ist von Natur aus mit einem nicht unbedeutenden dichterischen Talent begabt. Durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein frisches bewegliches Wesen, seine Begeisterungsfähigkeit nimmt er jung und alt für sich ein; er hat einen Kranz von Verehrern, die seinen Ruhm verbreiten, und gewinnt sogar das Herz der tüchtigen und charaktervollen Lotti Feßler, der Uhrmacherstochter, die sich so gut auf das kunstreiche Gewerbe ihres Vaters versteht. Aber Herrmann ist das gerade Gegenteil von ihr. Ein weicher Mensch, mit edlen Instinkten, der sich gern leiten läßt, aber doch ein schwacher Charakter. Er ist auch gar zu äußerlich. Was seinen Sinnen schmeichelt, dafür entflammt er; er ist die einseitig ästhetische Natur ohne

Digitized by Google

festen inneren Halt, ohne Stetigkeit. Die verständige Lotti kann seine Phantasie kurze Zeit fesseln, auf die Dauer wird sie ihm langweilig. Sie ist herzhaft genug, ihm den Abschied zu geben, obwohl sie ihn ehrlich liebt, noch bevor er sich selbst über die Abkühlung seiner Gefühle für sie klar geworden, und obwohl er sich durch das Verlöbnis mit ihr für immer gebunden erachtet. Aber er nimmt die ihm gegebene Freiheit mit schwer verhehlter Befriedigung an, und dann sehen wir ihn zwar im litterarischen Ruhm immer höher steigen, in der künstlerischen Ehrlichkeit aber immer tiefer sinken. Er schreibt Sensationsromane: „Da war dem Tier im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinandergesetzt. Da war eine erzwungene, erlogene Sinnlichkeit, aus der die offenbare Ohnmacht mit bleicher Fratze hervorgrinste. Da war die Fülle niederer Wirklichkeit aus dem seichten Strom gemeinen Lebens geschöpft, da fehlte alle höchste Wahrheit, die der Poesie. Da war endlich der Notbehelf, der armselige, einer lahmen Phantasie: das mit photographischer Treue und Verzerrung gezeichnete Porträt; Persönlichkeiten aus dem Schutz des Hauses gerissen und an den Pranger gestellt, zur Augenweide eines Publikums, demjenigen verwandt, das sich zu Hinrichtungen drängt. Im großen ganzen — die klägliche Mißgeburt des schreibluftigen Jahrhunderts — der Sensationsroman."

Digitized by Google

Halwig hat wenige Jahre nach der Trennung von Lotti ein bildschönes adeliges Fräulein geheiratet. Sie ist zwar eine geistlose und selbstsüchtige Kokette; sie liest nicht einmal die Bücher ihres Gatten, hat für sein Seelenleben gar kein Verständnis und bemüht sich nicht, ein solches zu gewinnen; sie lebt nur ihrer Schönheit und ihren Toiletten. Aber gerade so, wie sie ist, mit ihrer fascinierenden Sinnlichkeit gefällt sie dem Dichter Halwig, und ihr zuliebe — denn sie kostet ihn mit ihrem Familienanhang heidenmäßig viel Geld — verdingt er sein Talent den Verlegern von Sensationsromanen. Jeder Einwand findet taube Ohren. Er spricht nur von seinen großen Erfolgen und den vielen Feinden und Neidern, die er hat.

Diese Zeichnung Halwigs ist von einer Wahrheit und Tiefe, die nur bewundert werden können. Die ganze Novelle ist ein Bild aus der Gegenwart, das kein Naturalist erreichte. Die Uhrmacherin Lotti trägt einzelne Züge ihrer Urheberin, die ja persönlich auch in der Uhrmacherei dilettiert.

Interessant sind einzelne Äußerungen Halwigs über die Aristokraten als Lesepublikum, weil sie ein gut Stück von der Dichterin eigener Meinung enthalten. Er sagt:

„Meinen Leuten [den Aristokraten seiner Familie] — Bücher? . . . meinen Leuten? — Freund, ich frage mich manchmal, ob sie lesen können? Das gilt nur

Digitized by Google

von den Männern! Die Frauen lesen, die — ja. Und zwar die alten französische und die jungen englische Romane. Welche Früchte diese Lektüre der ersten trägt, weiß ich nicht; die zweiten holen sich aus der ihrigen Begeisterung für englische Sitten und Gebräuche, und für alle Arten von Sport. Sie verstehen sich auf Pferde trotz eines Maquignons, reden wie die Jockeys, und — sind reizend. — Ja, ich muß gestehen, daß ich sie reizend finde, obwohl ich mich nicht im geringsten täusche über ihre stupende Oberflächlichkeit . . . Aber — was geht das mich an? Mich unterhalten, mir gefallen diese Amazonen in Schleppkleidern; meinetwegen dürfen sie bleiben, wie sie sind . . . Die Klagen über die Fehler der Aristokraten, über ihre Frivolität, Genußsucht und Unwissenheit hört man bis zum Ekel wiederholen; allein, wer hat jemals freundschaftlich mit ihnen verkehrt und sich dabei nicht wohl gefühlt? — man hat überhaupt keinen Sinn für das Anmutige und Schöne, wenn man keinen hat für die Anmut und Schönheit ihrer Umgangsformen . . . Freilich eine Ahnung von Talent zu dergleichen Dingen muß man mitbringen, um sie als Vorzüge gelten lassen zu können . . ."

Auch über Poesie im allgemein äußert sich Halwig in bedeutsamer Weise. So sagt er im Gespräch mit Lottis Vater:

„Nicht wahr, lieber Meister? — Verständnis ist

Digitized by Google

alles — Weisheit, Liebe, Poesie ... Nach dem allein haben wir zu ringen, die wir uns einbilden, Dichter zu sein ... An Stoffen fehlt's, höre ich die Leute sagen. — Begreife das Begreifbare und aus allem, was dich umgiebt, dringt die Fülle bildsamen Stoffes auf dich ein, und wenn es dir an etwas fehlt, so ist's an Kraft, die wogenden Quellen zu fassen und sie zu leiten an ein gewolltes Ziel!"

III.

Zwanzig Jahre nach dem „Spätgeborenen" erschien „Bertram Vogelweid" (1896), worin die Dichterin das Thema der litterarischen Satire wieder aufnahm. Welche Wandlungen hatte die deutsche Litteratur inzwischen durchgemacht! Man braucht nur einige Namen zu nennen, um sich den Unterschied der Zeiten zu vergegenwärtigen. Damals standen im Vordergrund der Litteratur Gustav Freytag, Gottfried Keller, Victor Scheffel, Paul Heyse, Theodor Storm; jetzt wurden am meisten genannt Henrik Ibsen, Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann. Der Naturalismus, vom Ausland kommend, hatte einen ungeheuren Sturm und Drang erzeugt. Mit revolutionärer Gewalt wollte man der alten Litteratur ein Ende machen, von Grund auf eine neue Kunst schaffen. Pietät und Rücksicht für das

Digitized by Google

Alte wurden in Acht und Bann gethan, da man nur allzulange in der Bewunderung des Alten, Vergangenen geschwelgt hatte. Modern ward daher die Rücksichtslosigkeit. In rascher Folge wechselten die Programme. Jede Jahreszeit brachte ein neues ästhetisches Prinzip oder Ideal zur Diskussion, denn der Naturalismus ward bald doch nur als Übergangskunst, als Urbarmachung des neuen litterarischen Bodens erkannt, nicht als die rechte Kunst selbst. Dazu kamen die neuen Zeitideen und Zeitforderungen. Die Bewegung des Sozialismus konnte nicht ohne Rückwirkung auf die jungen Dichter bleiben, sie war auch zu groß, zu tief eingreifend. So entstand jene Armeleutpoesie, aus der Hauptmanns „Weber" mächtig hervorragen. Dann hatten auch die Resultate der Naturwissenschaften neue Bildungsfermente in den Geist der Zeit geworfen. Man fühlte das Bedürfnis, die überlieferte Psychologie einer neuen Revision zu unterwerfen. Es entstand ein subjektiver Naturalismus, eine Seelenerforschung und Zergliederung ohne die Voraussetzung alter Theorieen. Dabei wurde die Kunst ganz ideallos decadent. Der Neurastheniker trat in die Litteratur. Er wurde zugleich ihr Objekt und ihr Subjekt; die Helden und ihre Dichter, Stoff und Form wurden neurasthenisch. Und als auch das nicht mehr zu ertragen war, wurde Friedrich Nietzsche Führer des Zeitgeistes. Er hatte alle Phasen moderner Entwickelung durchgemacht.

Digitized by Google

Vom Kampf gegen die Überschätzung der Geschichte war er ausgegangen, dann Naturalist in der Psychologie und Ethik geworden, die er auf neuer, empirischer Grundlage reformieren wollte; dann wurde er Dekadent, und schließlich hatte er sich aus der unfruchtbaren Selbstzergliederung als „Zarathustra" hinaus zum Ideal des Übermenschen gerettet, des adeligen Mannes der That. Nietzsche wurde demnach Führer. Zum Unglück aber war er ein Lehrer, den nur die Reifsten vollständig verstehen konnten; ein Schriftsteller voller Nücken und Tücken, mit mephistophelischer Ironie gegen den Leser; ein Paradoxenfreund, ein leidenschaftlicher Mensch, der sich in momentaner Stimmung zu extrem zugespitzten Behauptungen und Forderungen hinreißen läßt, kurzum alles eher, als ein wirklicher Lehrer für die Jugend. Daraus entstanden nun neue Mißverständnisse, neues Unheil und neue Thorheit. Die schlechten Schüler vergröbern die Fehler ihrer Meister. Jeder Knabe hielt sich gleich für einen Übermenschen, warf mit der „blonden Bestie" um sich, weil es viel leichter ist, grob als rücksichtsvoll zu sein — und an den Folgen dieses mißverstandenen Nietzsche laborieren wir noch zur Zeit herum.

Dieser stürmischen Bewegung der Zeit war Marie Ebner mit besorgter Teilnahme gefolgt. In ihrem gesunden Künstlersinn mußte ihr gar vieles teils lächerlich, teils ärgerlich erscheinen; ihrer gütigen

Digitized by Google

und gerechten Natur mußten die Flegeleien der Revolutionäre gegen verdiente alte Meister empörend vorkommen. Ihre Ästhetik stand turmhoch über all dem Geschwätz der „Suchenden“ und „Ringenden“, die nur die eine, uralte und auch von Goethe wiederholte Wahrheit nicht finden konnten, daß ohne die Liebe keine Kunst möglich ist. Öfter ergriff sie das Wort zur litterarischen Tagesdebatte.

In einer ihrer bedeutendsten Novellen: „Ihr Traum. Erlebnis eines Malers“, legt sie ihren hohen Glauben an die Güte der Natur, mit dem sie sich in schroffem Gegensatz gegen den Pessimismus der Naturalisten fühlte, ausführlicher dar. Wo der Schmerz einer Menschenseele so groß ist, daß er die Grenzen der Erträglichkeit überschreitet, da senkt sich gnadenreiche Geistesnacht über diese Menschenseele, um sie am Dasein zu erhalten. Eine solch wundersame tragische Kranke ist die alte Gräfin in „Ihr Traum“, die weit über das erträgliche Maß von hartem Schicksal getroffen wurde. Ein Zustand geistigen Halbdunkels hat sich ihrer gnädig bemächtigt. Diese Güte der Natur kann nur ein Künstler verstehen; der materialistische Arzt, der die seltsame Kranke zu betreuen hat, merkt das hohe Wunder nicht. Diesen Künstler läßt nun die Dichterin unter anderem auch bedeutsame Worte über Kunst sprechen, als er vor einem schönen Gemälde steht. Er sagt:

Digitized by Google

„Das (Bild) iſt das beſte, das ſteht vor mir höher, als manches viel gerühmte Werk der neuen Schule . . . Möchte wiſſen, in welche Kategorie die Alles-kenner und Nichtskönner den einreihen, der das gemalt hat? . . . Ein Idealiſt? Ihr Herren! ſeht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwiſchen einem Soldaten und einem Matroſen, um welche ein neugieriges Publikum ſich ſchart . . . Und nun die Ausführung! weſſen iſt die? — Eines Realiſten? Nein. eines Künſtlers, dem das Häßliche und Rohe widerſtrebt, und der dennoch die Wahrheit darſtellt, die höchſte in den Gluten ſeiner Feuerſeele*) getauchte Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in Wirklichkeit ſchwerlich mit anſehen möchten, ein unvergeßliches Kunſtwerk. Alles gut dran, jede einzelne Figur ſowohl, wie der Schauplatz, der Himmel, die Luft, wie das Ganze. Ich bewundere alles, ſogar manche Kühnheit, die ich mir nicht mehr erlauben würde — wir wollen ſicher gehen, wir Alten."

Die Dichterin will alſo von keinem Schlagwort, weder vom Idealismus, noch vom Realismus etwas

*) Der alte Meiſter in „Verſchollen" gebraucht dasſelbe Gleichnis, als er klagt: „Das Feuer, das mit immer wachſender Kraft den Stoff verzehrt, von dem es ſich entzündet hat und zum Kunſtwerk verzehrt, das durch die Zeiten dauert — dieſes göttliche Feuer iſt in mir erloſchen." („Alte Schule" S. 169.)

Digitized by Google

wiſſen; im rechten Kunſtwerk iſt beides beiſammen, und was es zum ewig ſchönen Werke macht, iſt weder der Inhalt noch die Form, ſondern das, was beide vereint: die Feuerſeele des Künſtlers. Im Grunde iſt es dieſelbe Äſthetik, zu welcher Andreas Muth, der Spätgeborene, ſich bekannte: Kunſt iſt die zeitliche Verkörperung des Ewigſchönen. Und nur aus dieſen hohen kunſttheoretiſchen Überzeugungen der Dichterin läßt es ſich begreifen, warum ſie in dem Gedichte „So iſt es", der Schilderung ihres dichteriſchen Dämons, ſagt, daß, wenn ſie endlich mit einer Dichtung fertig geworden ſei, die ſie halb mit, halb ohne Willen ſchaffen mußte, erſt recht unlösbare Zweifel kommen:

Und dann? was dann? ... Ach Zweifelsqualen, denn,
Ob auf der Münze auch die Prägung echt.
Und angethan, zu dauern wie das Gute,
Wie nur das Gute dauert und beſteht;
Das bleibt dir unbekannt und bleibt es jedem,
Der mit dir wandelt noch im Tagesſchein.

„Der rechte Dichter," ſagt Andreas Muth, „ſchreibt für das kommende Geſchlecht." Der Journaliſt Salmayer thut zwar dieſen Ausſpruch kurzweg mit dem Worte „Phraſen!" ab. Marie Ebner jedoch, wie man ſieht, teilt ſelbſt die Überzeugung ihres Spätgeborenen: das rechte Urteil über dichteriſchen Wert kann nur die

Digitized by Google

Nachwelt abgeben.*) Höher läßt sich künstlerischer Idealismus nicht mehr spannen, als durch solch aprioriſchen Zweifel an dem Wert zeitgenössischer Urteile über Dichtungen. Nicht einmal an dem Worte Schillers: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten," findet solch ein Zweifler Trost

Doch läßt sich daraus manch eigentümlicher Charakterzug unserer Dichterin erklären. So ihre oft bemerkbare große Bescheidenheit, ja mitunter Demut als Künstlerin. Wenn man so strenge Ansichten von der Kunst hat, daß man der Mitwelt geradezu die Möglichkeit abspricht, das letzte Wort über den Wert von Kunstwerken zu sagen, dann muß man wohl auch

*) Diese ganze Ästhethik unserer Dichterin führt auf Schiller zurück, den sie, wie ihr 1869 geschriebenes Festspiel „Doktor Ritter" (Schillers Pseudonym auf der Flucht) bezeugt, gründlich studiert hatte. Im 9. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes sagt Schiller: „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit; aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist . . . Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen . . . Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet."

Digitized by Google

so bescheiden bis zur Demut werden, wie Marie Ebner. Andererseits hängt aber gerade mit dieser Grundstimmung auch die Fähigkeit zu jenem echten und großen Humor zusammen, mit dem die Dichterin bei guter Laune in das litterarische Treiben der Zeit hineinschauen konnte. Wie kleinlich mußten ihr, von diesem Standpunkt aus betrachtet, alle Kämpfe um litterarischen Tagesruhm erscheinen! Wie gering auch sein Wert, wenn er nun schon einmal glücklich errungen ward! Aus solchem Humor ist die Erzählung „Bertram Vogelweid" entstanden. Darin liegen auch die Schönheit und der Adel ihres Stils. Mochte sich die Dichterin bei Äußerung ihrer ethischen Überzeugungen wie ein Don Quixote vorkommen, wenn sie sich von Standesgenossen und Weltmenschen zuweilen als überspannt beurteilt fühlte, so mag ihr auch auf ästhetischem Gebiete mitunter donquixotisch zumute gewesen sein. Aber sie ließ sich darum nicht irre machen, sondern griff fröhlich zu und fuhr mit der Lanze ihres Spottes darein.

IV.

Bertram Vogel, genannt Vogelweid, ist ein sehr angesehener, sehr beliebter un düberaus fleißiger Journalist in Wien. Er schreibt zu gleicher Zeit zwei in Fortsetzungen erscheinende Romane: einen „Volksroman mit seinen idealen Anarchisten, ausbeuterischen

Digitized by Google

Kapitaliſten, vom Blut und Schweiß des Volkes lebenden Baronen, Grafen und Fürſten; einen Salonroman mit ſeinen Zweideutigkeiten, ſeinen Schlüpfrigkeiten, nur allzutreu nach franzöſiſchen Muſtern, und doch überall Champagner in Bier verwandelt." Daneben noch wöchentlich zwei Feuilletons: einen „litterariſchen Überblick" und eine Wochenplauderei, die ihm ganz beſonders ſchwer fällt, da er auf Kommando des Publikums jeden Sonntag witzig ſein muß; aber gerade dieſe mit dem Namen „Vogelweid" gezeichneten Plaudereien ſind bei hoch und niedrig beſonders beliebt Beiläufig bemerkt, iſt dieſe Vielgeſchäftigkeit Bertrams wohl eine dem Humoriſten geſtattete Übertreibung, doch ſind Autoren von ungewöhnlicher Arbeitskraft keine Seltenheit in unſerer Journaliſtik. Nach vierundzwanzigjähriger Thätigkeit im Dienſte der Preſſe iſt Vogelweid indes doch endlich müde und ihrer überdrüſſig geworden. Über den Wert ſeiner Produktion denkt er ſelbſt am allerſtrengſten. Er weiß, daß er „kein eigentliches, wahres, ſondern nur ein Formtalent beſitzt." „Die Form" — ſagt die Erzählerin — „war auch noch immer anmutig, geſchmeidig, tadellos rein, aber der Inhalt bot nichts neues mehr." Vogelweid ſelbſt urteilt noch viel deſpektierlicher über ſeine eigenen Leiſtungen; er geht in ſeiner ſpleenigen Selbſtunterſchätzung ſo weit, jene Leute, die ihn herzlich loben, ſelber in allem Grimm auf die Mängel ſeiner Feuille-

Digitized by Google

tons aufmerksam zu machen. Dieser Spleen hängt mit seiner Nervosität zusammen, an der er in hohem Grade leidet. Er ist zerstreut, reizbar, leidet an Kongestionen, an Gesichtszuckungen, Augenflimmern, hypochondrischen Anfällen, Fratzenbilder huschen ihm vor dem Gesicht — kurz: Vogelweid ist ein Neurastheniker, hilflos wie ein Kind in seiner einsamen Junggesellenwohnung, momentan sogar schwach und sentimental. Er muß ausspannen, wenn er nicht vollends krank werden will, und wir machen seine Bekanntschaft just in dem Momente, wo er bei Antritt seines Urlaubs Ende Juli, seinen Schreibtisch aufräumt, der Hausmeisterin die letzten Aufträge erteilt und endlich, endlich! tief aufatmend sich in einem Wagen zum Nordbahnhof fahren läßt, um nach Oboschitz in Mähren zu kommen. Dort bewirtschaftet nämlich sein Jugendfreund, Baron Weißenberg, ein kleines Landgut, das sich Bertram — mit hart errungenen Ersparnissen — ankaufen konnte; nach noch einem Jahre litterarischen Frondienstes gedenkt er sich dahin für immer zurückziehen zu können, um in der freien Natur wieder ein natürlicher Mensch zu werden. Denn eigentlich glaubt auch er, als richtiger Journalist nach Bismarcks Definition, seinen Beruf verfehlt zu haben. Sein Vater war Förster, als Knabe lebte Bertram in den Wäldern, und er wäre auch Förster geworden, wenn nicht der Vater zu früh gestorben wäre. Die Mutter, eine reich-

Digitized by Google

gebildete Universitätsprofessorstochter, erzog den Knaben mühsam mit ihrer Hände Arbeit, bis sie eines Tages krank zusammenbrach. An ihrem Schmerzenslager schrieb Bertram — der bis dahin nur zum Vergnügen gedichtet hatte — sein erstes Feuilleton. So geriet er aus purer Not in die Journalistik, und dann — der Mensch ist ja Sklave seines Schicksals — mußte er auch dabei bleiben. Aber leidenschaftlich sehnte er sich aus der papiernen Welt hinaus.

So lernen wir gleich in den ersten Kapiteln der Erzählung unseren Helden kennen, und diese Kapitel gehören zum glänzendsten und schönsten, was Marie Ebner geschrieben hat. Die Zeichnung Bertrams ist von einer Verve, einem Esprit, einer Munterkeit, daß man sich nicht satt daran lesen kann. Er sprüht nur so von Geist, mit einer Unzahl bezeichnender Einzelzüge ist sein Charakter ausgestattet. Sind die Neurastheniker einmal Mode in der Litteratur geworden, so hat sich unsere Dichterin auch einen geleistet und ist modern auch in dem Punkte geworden, daß sie das Pathologische mit in ihre Charakteristik aufnahm. Aber es besteht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen einem Neurastheniker, der aus ihrer Werkstätte hervorging und einem solchen, der von den anderen Modernen geschaffen wurde. Bei diesen machen die Nerven alles aus, der Mensch ist ohnmächtig im Kampfe mit ihnen; fast durchweg sind die nervösen Helden der

Digitized by Google

Modernen willensschwache Gesellen, bei denen uns oft recht erbärmlich zumute wird. Anders Bertram Vogelweid. Er ist nervös, aber durchaus nicht dekadent. Mitten in seiner Schwäche, die ihn z. B. geschwätziger macht, als er selbst sein will oder für schicklich hält, bleibt er sich dieser Schwäche bewußt, spöttelt über sich und ist nichts weniger als eitel, ja, wie wir gesehen haben, er geht in der Selbstkritik viel weiter, als recht ist; man muß ihn gegen ihn selbst in Schutz nehmen. Bertram ist Humorist und ein unendlich guter, zartfühlender Mensch. Im größten Zorn sagt er sich einmal: „Ach, wenn einem jemand unsympathisch ist, wo bleibt da die Güte, die vielgerühmte, die allumfassend, unendlich, ewig gegenwärtig sein soll?“ Nach seiner Überzeugung ist Talent von Charakter gar nicht zu scheiden, es ist der vollkommenste Ausdruck der Persönlichkeit, man kann ohne Güte gar kein rechter Dichter sein. Soviel Modernes Bertram daher auch an sich hat, so ist er doch wiederum ein echtes Geschöpf Marie Ebners, und gerade das erhöht seinen Wert, wie es uns zeigt, in welcher Weise die Dichterin von der Zeit sich anregen ließ, von anderen lernte, ohne darum ihre eigene dichterische Persönlichkeit aufzugeben. Ihr Vogelweid hat seine Vorgänger in manchen originalen Figuren ihrer früheren Dichtungen; z. B. im Gutsbesitzer Kamnitzky in „Nach dem Tode;“ im Schulmeister Felix Habrecht im „Gemeindekind“; er ist ein

Digitized by Google

Amalgam von Richard Muth und Salmayer im „Spätgeborenen", und endlich auch ein typisches Bild mancher hervorragenden Journalisten der Gegenwart.

Und nun kehren wir zur Erzählung zurück, deren Humor sich köstlich entwickelt, Bertram ist mit maßloser Freude dem Dunstkreise Wiens entflohen. Sein Jubel darüber, daß er nun vier Wochen lang keine Feder mehr berühren, keine Manuskripte lesen, keine Rezension schreiben werde, ist nicht zu beschreiben, Holz hacken, mähen und pflügen will er, ein Bauer werden, wie der Elementarmensch leben. Niemals aber ist ein guter Mensch grimmiger enttäuscht worden. als Bertram Vogelweid. Inkognito will er reisen? Aber schon im Bahncoupé wird ihm das Lob seiner Sonntagsplauderei gesungen. Als Mensch und nichts anderes will er gelten? Aber beim Empfang in Obositz begrüßt man nur den Dichter Vogelweid. Kein Buch wollte der Nur-für-Natur-Schwärmer anschauen, nicht einmal riechen daran? Aber sein geliebter Gastfreund hat eigens vom Boden die ältesten Bücher heruntergeschleppen und abstauben lassen, um das Zimmer Bertrams für seinen Ferienaufenthalt stilgerecht zu dekorieren. Von Versen wollte er nichts hören? Aber gerade wird eine silberne Hochzeit in Obositz gefeiert, und am ersten Morgen nach seiner Ankunft wird er um ein Carmen zur Festlichkeit ganz ergebenst gebeten . . . Und so geht es fort mit Grazie — oder vielmehr nicht mit

Digitized by Google

Grazie, denn es wird noch schlimmer, als sich's Bertram nach diesen Einleitungen vorstellen mochte. Zwar nervös sind die Leute auf dem Lande nicht, das ist richtig. Aber sonst haben sie alle Schwächen der Städter, und die Einsamkeit spitzt diese Fehler noch schärfer zu. Antisemiten und Jungtschechen, Sozialisten und Nietzscheaner, litterarische Dilettanten und Autographenjäger giebt's hier gerade so gut, wie in der großen Stadt. Nur noch schlimmer, denn die Leute schwören hier auf das gedruckte Wort, und der einzelne Agitator hat noch viel mehr Macht, als in der Großstadt, wo ihn die Konkurrenz schwächt. Und das Schreibfieber grassiert hier nicht weniger, als in Wien. Alle Welt in Obositz dichtet: der Vater Weißenberg hat ein Lustspiel, die Gattin einen dreibändigen Roman, die Tochter lyrische Gedichte, der Sohn (noch Gymnasiast) moderne Novellen, sein Hofmeister politische Hetzartikel, die Nichte im Hause — das liebenswürdigste Geschöpf — sogar auch Verse geschrieben. Und alle treten sie mehr oder weniger verschämt an Bertram heran, um von ihm, dem berühmten Kritiker der „Litterarischen Überblicke" — ach, wie Bertram sie verflucht, diese mit der Schere gemachten Recensionen! — ein Urteil über ihre Leistung, ihr Talent zu hören, eventuell eine Empfehlung an einen Verleger zu bekommen. Es ist zum Rasendwerden! . . . Aber Bertram, zwar ein Neurastheniker, doch kein dekadenter Schwächling, wird mit allen fertig.

Digitized by Google

Dem alten Jugendfreund kann er mit ein paar Worten den Kopf zurechtsetzen — Schwamm drüber! Die Hausfrau weiß er aus den Klauen eines litterarischen Gauners zu retten, in die sie mit ihrem mächtigen Manuskript geriet. Bei der armen Nichte, die ihm unter dem Pseudonym „Mimona" ihre Gedichte schon vor längerer Zeit nach Wien geschickt hatte, in der Hoffnung, daß er ihr mit diesen lyrischen Sachen — o Ironie! — zu einer Existenz verhelfen werde, verfängt Bertram sich selber. Er verliebt sich leidenschaftlich in sie und — schafft ihr also doch eine Existenz. Der lyrischen Tochter des Hauses giebt er folgenden sarkastischen Rat:

„Wir gehen einer neuen gesellschaftlichen Ordnung entgegen. Lösung der wirtschaftlichen Fragen heißt der nächste Schritt zum Ziele, und er liegt, wie man sagt, in der allgemeinen Verstaatlichung. Meine unmaßgebliche Meinung ist nun, daß der Übergang zu dieser breiten Straße des Heiles uns wieder auf jetzt ganz verlassene Fußpfade führen wird, zum Beispiel zur Hausindustrie . . . Eilen Sie uns voran, Baronesse! Streben Sie keine fabriksmäßige Vervielfältigung Ihrer Dichtung an, verschmähen Sie die kapitalistische Bücherproduktion durch den Verleger — singen Sie ein liebliches Vögelchen, Ihre zarten Lieder den Eingeborenen von Obositz, zirpen Sie, ein trautes Heimchen, am häuslichen Herde."

In wahren Zorn schlägt aber Bertrams Humor

Digitized by Google

bei der Kur des jungen Hausſohns Hagen von Weißenberg um, eines jungen Menſchen à la fin de siècle. Der iſt wirklich dekadent-neuraſtheniſch; wenn ihm die Nervenanfälle kommen, dann wird er halb ohnmächtig und windet ſich in konvulſiviſchen Zuckungen. Er iſt noch auf dem Gymnaſium und ſtudiert ſpottſchlecht. Aber den großen Mann weiß er ſchon zu ſpielen, indem er mit lächerlich großen Summen ſeine Kameraden beim Zuckerbäcker bewirtet und hinter des Vaters Rücken Schulden macht. Natürlich dichtet Hagen auch und ſelbſtverſtändlich im allermodernſten Stil, mit der ſchamloſen Erotik des Neuraſthenikers; ſein Zimmer iſt reich behängt mit Frauenbildern, und Nietzſches Übermenſch iſt ſein Ideal. Darum iſt er grob gegen alle Welt, ſagen läßt er ſich von niemand was, von Pietät für die Eltern keine Spur — die Zeichnung dieſes jungen Menſchen iſt aus dem Leben gegriffen; man braucht die Originale nicht erſt zu nennen. Aber ſo grob ſich auch Hagen gegen Bertram gebärden mag: ein Urteil möcht' er doch von ihm über ſeine Novellen haben oder vielmehr: kein Urteil über ſeine Leiſtung, ſondern das Zugeſtändnis, daß er Talent habe — mehr braucht ein Dekadent nicht, und er weiß Bertram zu nötigen, dieſes Wort auszuſprechen. Der kurze Dialog iſt zu intereſſant, als daß er hier nicht citiert werden ſollte.

„Und was meint der patentierte Kritiker? Hab' ich Talent?"

Digitized by Google

„Ein häßliches, rechthaberisches Lächeln verzog die blutlosen Lippen Hagens. ‚Wie mühsam er das herausquetscht! Einen Jungen loben thut Ihnen gar zu weh, den Alten. Kann dir nicht helfen . . . Ich hab' Talent, und weiß es, und wollte dich nur zwingen, es zuzugestehen.'"

Darauf Bertram:

„Und dann? Was weiter? Talente laufen zu Hunderten auf der Gasse herum. Pferde, Hunde, Ferkel haben Talent. Talent, mein Lieber, ist viel und — nichts. Was du daraus machst, und was dieses „Du" für ein Ding ist, darauf kommt's an. Zuerst mache du dich, dann wirst du vielleicht etwas machen aus diesem Talent."

Hagen versteht diese reine Weisheit nicht und fordert von Bertram die Empfehlung an einen Verleger. „Da steht er," erwidert Bertram und deutet auf den Ofen. Hagen will sich nun selbst einen Verleger suchen. Darauf Bertram wieder mit den beherzigenswerten Worten:

„Wirst ihn auch finden, wenn du Unglück hast. Brauchst dich nur an den Rechten zu wenden, der besorgt alles: den Widerspruch provozierenden Tadel, das aller Würde hohnsprechende Lob. Irgend eine Zeitung sagt dann wohl: dergleichen wurde noch nie gewagt — und der Erfolg ist da. Freilich giebt es nur eine Entschuldigung für das Jagen nach solchem

Digitized by Google

Erfolg — den Hunger.“ Die Scene endet ſchließlich damit, daß Hagen Bertram anpumpt.

Die Satire, die unſere Dichterin von den jungen Dichtern der Dekadenz liefert, iſt ſcharf, aber doch nur gerecht. Nichts beweiſt dies mehr, als der Verlauf der litterariſchen Entwickelung ſelbſt in den Jahren, die auf den „Bertram Vogelweid“ folgten. Die ſarkaſtiſcheſten Bilder der Dekadenz haben Dekadenten ſelbſt entworfen und ſie alſo in der That künſtleriſch zu überwinden geſucht.

Nicht minder beachtenswert iſt der ſcharfe Gegenſatz, in den ſich Marie Ebner zu Nietzſche ſelbſt ſtellt. Sie ſpricht zwar nirgends unmittelbar ihre Antipathie aus, allein, ſie — ſonſt ſo vorſorglich und alles erwägend — ſpricht auch nirgends ein Wort, das darauf hindeuten würde, daß ſie den Meiſter von ſeinen kindiſchen Schülern trennen wolle. In der That giebt es auch keine ſtärkeren Gegenſätze, als Marie von Ebner-Eſchenbach und Friedrich Nietzſche, und zwar gerade darum, weil ſie ſich in manchen Punkten berühren. Um in aller Kürze den wichtigſten Punkt hervorzuheben, ſei nur daran erinnert, welche Rolle die Ariſtokratie bei beiden Perſönlichkeiten ſpielt. Nietzſches Ideal war der Herrenmenſch, der frei im höchſten Sinne, auch frei ſogar vom eigenen Gewiſſen, ſeinen großen, ſchöpferiſchen, fruchtbaren Inſtinkten folgt; mag er auch einzelne dabei verletzen, ſchädigen,

Digitized by Google

dem Ganzen der Kultur wäre solch ein Mensch nützlicher, als der von der Sklavenmoral erdrückte Herdenmensch. Dagegen Marie Ebner. Wenn irgend jemand aristokratische Natur und Instinkte kennt und liebt, so ist sie es. Sie hat bis auf den letzten Tag ihre eigenen aristokratischen Naturtriebe nicht verleugnet. Selbst in kleinen Einzelheiten, wie z. B. in der Liebe zu Pferden, verrät sich die im aristokratischen Milieu aufgewachsene Persönlichkeit der Dichterin. Immer und überall erfaßt sie das adelige Blut als besonders durch Mut, Kühnheit, Hochherzigkeit ausgezeichnete Charakteranlage. Aber sie ist himmelweit davon entfernt, aus Liebe zu diesem Naturell, das auch in ihrem Blute steckt, die allgemeine Moral in eine Herren- und Sklavenmoral zu sondern, dem Christentume den Krieg zu erklären. Im Gegenteile! Sie ist zwar nicht entfernt eine Christin von der Art Tolstois, er erscheint ihr zu orientalisch-quietistisch mit seiner Ablehnung der modernen Kultur. Aber an der evangelischen Ethik der Nächstenliebe und Überwindung der Selbstsucht hält sie fest. Einer ihrer liebsten Helden ist jener Oversberg (in der gleichnamigen Novelle), von dem wir oben schon gesprochen haben . . . Also gerade die geborene äußere und innere Aristokratin Marie Ebner lehnt Nietzsche ab, mit dem sie auch noch beispielsweise in der Hochschätzung der Heiterkeit, als dem wahren Quell schöpferischen Lebens

Digitized by Google

übereinstimmt. „Traurigkeit," sagt ihr Schulmeister im ‚Gemeindekind' — „ist Stille, Tod; Heiterkeit ist Regsamkeit, Bewegung, Leben." Das ist die „fröhliche Wissenschaft".

Diese Berührungen mit Nietzsche lassen sich aus dem Geist der Zeit selbst erklären. Ein Aphorismus der Ebner — beiläufig auch darin gleicht sie Nietzsche, daß sie, wie er, Aphorismen schrieb und zwar aus dem gleichen Grunde der künstlerischen Natur ihres Geistes, — ein Aphorismus lautet: „Zu jeder Zeit liegen einige große Wahrheiten in der Luft; sie bilden die geistige Atmosphäre des Jahrhunderts." Dieser gemeinsame Geist des Jahrhunderts bewirkt auch ferner, daß Dichter auf Darstellung ähnlicher Gestalten ganz unabhängig von einander geraten; denn ihre Phantasie wurde von denselben Motiven und Stimmungen angeregt. So kann man von einem Zarathustra der Ebner sprechen, denn der alte Maler in der Künstlernovelle „Verschollen" ist ganz ohne Zweifel, aber auch ebenso absichtslos, ein Verwandter von Nietzsches Zarathustra. Auch der Maler ist weltflüchtig und hat sich in die höchstgelegene Bergeinsamkeit der Alpen zurückgezogen, um nichts mehr mit dem Herdenvolk, das ihn nicht versteht und mit falsch angebrachter Verehrung beirrt, zu thun zu haben. Man muß sich beide Gestalten, den Nietzscheschen Propheten und den Ebnerschen Maler auch äußerlich einander ähnlich

Digitized by Google

vorstellen; ihr grimmiges Temperament macht sie zu Brüdern. Die Zeitphantasie ist es, welche in beiden Dichtern ähnliche Gesichte hervorrief. Im übrigen freilich soll die Parallele zwischen den zwei poetischen Gestalten nicht zu weit getrieben werden.

V.

Der Gegensatz von jung und alt, der Kunst und Litteratur in den Neunzigerjahren in zwei Lager spaltete, ist in der Novelle „Verschollen" das Thema der Darstellung. Die Dichterin hat ihn auf die präziseste Formel gebracht, als sie ihrem Alten die Worte in den Mund legte: „Was er (der Alte) kann, gefällt ihm nicht mehr; was ihr (die Jungen) könnt, noch nicht!" Was die zwei Kunstgenerationen von einander trennt, ist ein tiefer Charakterunterschied; sie verstehen sich nicht, oder vielmehr: der Junge nur versteht den Alten nicht, dieser die Jugend aber sehr wohl. Beide Künstler lieben die Kunst gleich leidenschaftlich; der Unterschied ist nur, daß es für den Jungen außer der Kunst nichts anderes giebt, das ebenso angestrebt werden muß, während der Alte noch höher, als die Kunst, die edle Menschlichkeit stellt. „Als ob es unter Gottes Sonne absolut nichts anderes zu thun gäbe, als Leinwand anzustreichen!" ruft er aus. Im Charakter ruht der letzte Grund höchster Schönheit;

Digitized by Google

ist die zarte Harmonie der hochsinnigen Künstlernatur gestört, dann ist sie auch in ihrem Schaffen beirrt, dem Zweifel an sich selbst, dem Grillenfang (dem Erbübel aller Schaffenden nach der Psychologie unserer Dichterin) ist Thür und Thor geöffnet. An einer solchen Disharmonie leidet unser alter Maler, darum ist er welt- und menschenscheu geworden.

Er hat nämlich einmal seiner eifersüchtig geliebten schönen Frau Unrecht gethan, sie durch niedrigen Verdacht der Untreue schwer gekränkt; persönlich konnte er sich überzeugen, wie niedrig sein Mißtrauen war, denn anstatt etwas Gemeines zu thun, hat sie etwas außerordentlich Edles und Schönes gethan: ein armes Mädchen von Modell, das zu viel vom Professor erwartete, hat sie in jämmerlicher Verlassenheit getröstet und unterstützt. Die edle Frau starb aber bald darauf, und der Meister blieb mit dem Gefühl der unausgeglichenen Dissonanz zurück. Das gab seiner äußerlich grobianischen, innerlich aber äußerst zartempfindenden Natur einen Stoß. Im Bedürfnis zu sühnen, steigerten sich die Ansprüche, die er an sein eigenes Können machte, so sehr, daß ihm nichts mehr von dem gefiel, was er schuf. Nun kam noch dazu die Verstimmung, welche der pietätlose Kampf der Jungen gegen die Alten in ihm erregte; unter anderen Umständen wäre er leicht darüber hinweggekommen, jetzt aber wirkte der Ärger mit, um seine Menschenscheu zu steigern.

Digitized by Google

Er lief davon, in die Einsamkeit der Berge, um fernab auch sogar von seinen Verehrern, die ihn mit ihrem überschwänglichen Lob nur reizten, und fern von frechen Schülern, die ihren Neid auf die höheren Honorare des Meisters schwer verbargen, die Ruhe seines Herzens wiederzufinden . . . In dieser Bergeinsamkeit sucht ihn sein Schüler Heini Rusin auf. Er will sich vergewissern, ob der Alte noch lebt, denn er hat die Absicht, im Falle dieser gestorben wäre, ein kleines Ölbild, das ihm der Meister einmal geschenkt hatte, unter seinem eigenen Namen auszustellen. Es ist ein außerordentliches Kunstwerk, obwohl es nur eine Aktstudie darstellt: einen Frauenarm, der auf einem Kinderkopf ruht: „Aber damit hat der Maler das Ziel alles künstlerischen Ringens und Sehnens erreicht. Er hatte es wiedergegeben das uns Allernächste, uns Innewohnende, überall Seiende und doch Unfaßbare, das Selbstverständliche und ewig Rätselhafte — das Leben!" Schon diese Absicht des Schülers (gegen die übrigens der Meister persönlich garnichts einzuwenden hat) zeigt, daß er ein anderer Charakter ist. Heini Rusin hat nicht entfernt die sittliche Gewissenhaftigkeit des Alten; dessen Erlebnis mit seiner Frau versteht er kaum, jedenfalls interessiert es ihn nicht. Er hat zu den Weibern nur das Verhältnis des jungen Lebemannes. Seine Kunstproduktion ist unabhängig von seiner Lebensführung, ist ihm kein

Digitized by Google

Erlebnis, ja oft entscheidet der äußerlichste Zufall über die Gestaltung seiner Bilder. Ein Blatt fällt zu Boden und erhält einen Fleck; dieser Fleck wirkt malerisch, Heini Rusin benützt ihn sofort. Dabei ist er leidenschaftlich ehrgeizig, sein ganzes Sinnen und Trachten ist auf die Kunst, aber noch mehr aufs Aufsehenmachen, aufs „Verblüffen", auf Sensation gerichtet. Bei der Arbeit schon denkt er daran, was die Rezensenten und Kollegen dazu sagen werden. Er hat keine Spur von jener künstlerischen Naivetät, ohne welche überhaupt nichts großes geschaffen werden kann. Er ist äußerlich und innerlich kokett und bringt sich somit selbst um die Möglichkeit, jene hohen Ziele zu erreichen, die ihm vorschweben.

Man sieht: die Kontraste der zwei Künstlergenerationen sind aufs äußerste zugespitzt. Die Novelle ist nicht mehr wie „Bertram Vogelweid" mit satirischem Humor, sondern mit satirischem Ingrimm geschrieben. Es fallen starke Worte. Der Alte sagt: „Den Ruhm des Cinquecento haben Greise begründet, den des zwanzigsten Jahrhunderts zu begründen schicken Kinder sich an." ... „Beim Tode Raffaels trauerte ganz Italien um seinen Malerjüngling. Er war Siebenunddreißig. Unsere modernen sechzehnjährigen Impressionisten, Veristen und so weiter! würden sagen: ‚Hat er sich endlich gedrückt, der Alte?'" Den Gegensatz in den Charakteren hat die Dichterin bis in die letzten

Digitized by Google

Spitzen parallel durchgeführt. So z. B. wollen beide Maler über die bisherigen Leistungen hinaus; wie aber der eine und wie der andere? Heini Rusin haſcht nach den wunderlichſten Senſationen, der Profeſſor rüttelt an den Grenzen der Kunſt überhaupt, er will das Unmalbare, das er fühlt auch noch malen. In der höchſten Begeiſterung des glücklichen Schaffens genießt Heini Rusin ſich ſelbſt, der Profeſſor hingegen iſt glücklich im Vorgenuß des Nicht-Seins, des Todes . . . Die ganze Novelle iſt überhaupt ein Meiſterſtück in der Form. So lapidar, wie der Alte iſt, ſo ſpricht er auch, in tiefſinnigen, kurzen Sätzen. Er macht vollkommen den Eindruck des Erhabenen, indes der nervöſe Rusin „modern" bis in die Fingerſpitzen iſt, auch mit ſeiner ſchnoddrigen Redeweiſe, hinter der ſich ſein zweifelloſer Reſpekt vor dem Meiſter verbirgt.

Nur eines kann man ſich nicht enthalten zu bemerken: die Satire paßt mehr auf die litterariſchen Zuſtände, als auf die bei den Malern. Denn in der bildenden Kunſt hat ſich das richtige Verhältnis zwiſchen jung und alt ſehr bald eingefunden. Auch an Jahren alte Maler haben ſich zu den Seceſſioniſten geſchlagen, indes in der Litteratur die Schlagworte von alter und junger Kunſt viel länger und parteiiſcher ausgebeutet wurden. Indes, wie dem auch immer ſei: die Dichterin hat zur rechten Zeit dreingeſchlagen. Das Donnerwetter blieb nicht erfolglos: es waren die

Digitized by Google

Jungen oder doch jene, die sich als ihre Führer ausgeben, die am meisten zur Verbreitung der Satire beigetragen haben. Sie bleibt ein dauerndes Denkmal der merkwürdigen Kämpfe, die unsere Zeit in Kunst und Litteratur ausgefochten hat.

Digitized by Google

Marie Ebners dichterische Persönlichkeit.

Und nun, nachdem wir soviele Dichtungen Marie Ebners ausführlich analysiert haben, dürfen wir dieses anziehende Geschäft abbrechen, obwohl wir einige ihrer Werke dabei übergangen haben. Denn es ist Zeit, daß wir uns ein zusammenfassendes Bild ihrer dichterischen Persönlichkeit schaffen, deren Entwickelung wir nun in großen Zügen überschauen können.

Ausgehend von der dramatischen Epigonendichtung, die sie in ihrer Jugendzeit und im Burgtheater vorfand, hat Marie Ebner allmählich den Weg zur epischen Kunst und zur persönlichen Poesie gefunden. Sie hat sich selbst erst spät und schrittweise entdeckt. Ferner: ausgehend auch im Sittlichen von der vorhandenen Tradition hat sie auch hier allmählich ihren eigenen Standpunkt gewonnen. In „Marie Roland" steht sie noch auf dem Boden eines allerdings schon sehr philosophischen Glaubens, des reinen Theismus. In „Unsühnbar" nicht mehr: da wird geradezu die Erkenntnis ausgesprochen, daß

Digitized by Google

sittlicher Wert vom Glauben völlig unabhängig ist. Ethik und Metaphysik sind verschiedene Dinge, die nicht notwendig einander bedingen. Ein Aphorismus Marie Ebners lautet: „Je weiter unsere Erkenntnis Gottes dringt, je weiter weicht Gott vor uns zurück." Und in der heiteren Legende „St. Peter und der Blaustrumpf", welche wir im Anhang mitteilen, läßt der heilige Himmelspförtner die Dichterin ein, obwohl sie keine fromme Kirchengängerin war und nur, wie es ihr „Handwerk" forderte, in Menschenherzen zu lesen pflegte. In der Parabel „Der Gottesleugner" läßt die Dichterin Gott im Himmel selbst den Zweifler ob seines Unglaubens beruhigen. Da er sich auf Erden musterhaft benommen hat, sagt ihm der Herr: „Dich, du harmloser Thor, nehme ich auf in mein Himmelreich." Und im Roman: „Glaubenslos?" setzt Marie Ebner den „Menschenglauben" an Stelle des „Himmelsglaubens", und sein Vertreter findet darin keinen so unlösbaren Widerspruch mit seinem Kleide, daß er es ablegen müßte. Wichtiger als alle Grübelei über die göttliche Weltordnung erscheint ihr die Verwirklichung einer sittlichen Menschenordnung, an die sie mit Überzeugung glaubt. Sie ist ein ethischer Enthusiast trotz allem und allem was jeder Tag an menschlicher Bosheit offenbaren mag. Darum ist sie auch kein Pessimist. „Die glücklichen Pessimisten!" spottet sie in den Aphorismen. „Welche Freude empfinden sie, so oft sie be-

Digitized by Google

wiesen haben, daß es keine Freude giebt!" Schon der oben geschilderte Haß gegen alle „Tadelsucht" schützt sie vor dem Pessimismus, und ist — können wir hinzufügen — das Beste ihrer weiblichen Natur. Ihren guten Schullehrer in der „Unverstandenen" läßt sie begeistert sagen:

„Vorwärts in der Einsicht, die zur Pflichttreue, zur Strenge gegen sich selbst und zur Verachtung der feigen ‚trägen Schläfrigkeit im Denken und Thun führt. Es giebt eine Entwickelung des Menschen, einen Fortschritt im Guten, und seine gefährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht, und in dem Zeichen dieses Glaubens werde ich siegen."

In diesen Worten hat das Pathos Marie Ebners seinen Ausdruck gefunden. Bei aller Tiefe des Gedankens und Schärfe des Verstandes ist sie aber doch wesentlich Gefühlsmensch; keine Denker-, sondern eine Dichternatur. Auch in den „Aphorismen" ist sie nicht Philosoph, sondern Dichter. Die Sätze sind durchwegs aus einem Erlebnis heraus empfunden, das sie abschließen, wie sonst bei eigentlich lyrischen Dichtern das Gedicht ein Erlebnis abschließt, es gleichsam krystallisiert. Das unterscheidet Marie Ebners Aphorismen so wesentlich von anderen Sammlungen dieser Art. Die ihrigen vermögen in der That eine Kette von Gedanken anzuregen, wie sie — nach ihrem

Digitized by Google

Motto — selbst die letzten Ringe einer Gedankenkette sind. Man hat bei den meisten Sätzen das Bedürfnis, sich das Erlebnis, aus dem sie stammen, aus eigenen hinzuzudenken; sie scheinen blitzartig eine Situation zu beleuchten. Daher kommt es auch, daß ihre Erzählungen selbst von Aphorismen wie von einer glänzenden Perlenschnur durchzogen sind; da sieht man gleich, wie sie entstanden sind. (Im „Rittmeister Brand" nur zu sehr, der Vortrag erhielt davon einen Ton von Lehrhaftigkeit.)

Den Gefühlsmenschen verrät nichts so sehr, als der Haß gegen die Blasiertheit — (über die sich Marie Ebner z. B. auch in „Unsühnbar" lustig macht). Ein Aphorismus lautet: „Die Gleichgültigkeit, der innere Tod, ist manchmal ein Zeichen der Erschöpfung, meistens ein Zeichen von geistiger Impotenz und immer — guter Ton." Ihren prächtigen Landjunker Kamnitzky in der Erzählung „Nach dem Tode", der ähnlich wie Habrecht im „Gemeindekind" und andere humoristische Figuren polternd goldene Worte heraussprudelt, läßt die Dichterin sagen:

„Die alten Leute verstehen eben die jungen nicht mehr. Sie wissen nicht, wie die gepanzert sind, inwendig, auswendig, durch und durch mit einem trefflichen Harnisch: Gleichgültigkeit! . . . Gleichgültig! eine schöne Sache — freilich, man könnte auch sagen, eine erbärmliche! Die Gleichgültigkeit setzt einen überall vor

Digitized by Google

die Thür, sogar vor die des eigenen Hauses . . . Besitze ich etwas, das mir gleichgültig ist? Haben kann ich's, besitzen nicht! . . . Die Gleichgültigkeit ist blöd, grausam, frech! geht an der Schönheit vorbei ohne Begeisterung, am Elend ohne Mitleid, am Großen ohne Ehrfurcht, am Wunder ohne Andacht . . ."

Dieser Haß der Gleichgültigkeit äußert sich auch in der Liebe zu den Tieren. Über die Tierfreundschaft Marie Ebners müßte man ein besonderes Kapitel schreiben. Sehr oft hat sie gegen das aristokratische Jagdvergnügen Stellung genommen, in „Unsühnbar", in „Komtesse Paula" 2c. Ihre Liebe zu den Pferden äußert sich fast in jedem ihrer Bücher. Am ausführlichsten in der Familiengeschichte: „Die arme Kleine", die vorläufig nur im ersten Abdruck in der „Gartenlaube" Jahrgang 1898 vorliegt. Die schönste Hundegeschichte hat trotz Dostojewsky („Brüder Karamasow") doch nur sie in „Krambambuli" geschrieben. —

Aus ihrem Gegensatz nun zur Gleichgültigkeit läßt sich die wesentlichste Tugend ihrer Sprache und ihres Stils ableiten. Sie schreibt kein gleichgültiges Wort, keine „tote Stelle" nieder. Da sie zu allen Dingen, die sie anschaut, seien es nun Menschen, Tiere, Landschaften oder auch Möbelstücke, in eine Art von persönlichem Verhältnis gerät, so stattet sie sie alle mit dem Reiz der Individualisierung aus. Sie individualisiert sogar den Schlag der verschiedenen

Digitized by Google

Uhren, nicht bloß in „Lotti", sondern auch schon in den ersten Erzählungen. Sie individualisiert jeden Lakaien, den sie auftreten läßt. Dieser Reichtum an fühlsamer Phantasie ist es wesentlich, der die Lektüre ihrer Schriften schon rein sprachlich so anziehend macht. Wenn man ihre Erzählungen chronologisch auf ihren Stil betrachtet, so kann man sehen, daß die Dichterin es sichtlich darauf anlegte, schon durch Wort und Satzfügung immer reicher und sicherer zu individualisieren. Sie flicht sogar in jenen Erzählungen, die auf mährischem Boden spielen („Gemeindekind", „Božena", „Unverstandene" u. a.) slavische Worte ein, um die Lokalfärbung zu erhöhen, und anderwärts bedient sie sich geradezu des wienerischen oder steirischen Dialekts, den sie sehr gut beherrscht („Erdbeerfrau", „Glaubenslos?" u. a.).

Mit dieser Individualisierung der Sprache hängt nun die weitere Neigung der Dichterin, auch jedes Thema in einem individuellen Tone zu erzählen, zusammen. Sie erzählt nicht jede Geschichte in gleicher Weise, sondern schafft sich für jeden einzelnen Fall eine eigene Form, die wieder ihrerseits sehr zur Sache gehört. Einige Geschichten und natürlich die großen Romane erzählt sie in eigener Person; meist ganz sachlich mit seltenen subjektiven Äußerungen der Teilnahme. Aber sie verstärkt gern den Schein der epischen Objektivität, indem sie die Erzählung von

Digitized by Google

einer charakteristischen Gestalt vortragen läßt und deren Sprachweise festhält, z. B. „Krambambuli" und „Die Resel" im Tone eines Försters, „Der gute Mond" im Tone eines alten gemütlichen Herrn bei der Tarockpartie; „Der Nebenbuhler" und „Komtesse Muschi" in sehr charakteristischer Briefform; in „Oversberg" gestaltet sich die Erzählung selbst zu einer dramatischen Bewegung, da die Äußerungen der Zuhörer von Wichtigkeit für die ganze Dichtung sind; in „Komtesse Paula" wird humoristisch die Memoirenform gewählt, der reizende Backfisch will dem Mangel der deutschen Litteratur an Memoirenwerken (seitdem auch schon. nicht mehr wahr!) durch Niederschrift der eigenen abhelfen. „Ihr Traum" wird sehr passend als Erlebnis eines Malers vorgetragen ... und dergleichen mehr Die Form in „Er laßt die Hand küssen" ist geradezu bewundernswürdig, weil mit dem Kontrast zwischen der tändelnden Art des erzählenden Herrn und der Grausamkeit dessen, was er erzählt, der Effekt nur gesteigert wird.

Diese kunstvollen Formen konnten natürlich nur von einem großen Kunstverstand erreicht werden, und dieser wurde ja schon an dem ersten gedruckten Werke Marie Ebners an ihrer „Maria Stuart in Schottland" 1860 von Otto Ludwig anerkannt. Damals aber hatte sie noch nicht jenen geläuterten Sinn für das edle Maß und für die Einfachheit und Sparsamkeit

Digitized by Google

in den Mitteln, der ihre vollendeten Werke so sehr auszeichnet. Sie hat sie mit der feinsten Erwägung komponiert. Schon im Beginn wird das Ende bedacht; alle Einzelheiten müssen sich dem künstlerischen Zweck des Ganzen unterordnen. Exkurse, Einschiebungen erlaubt sich Marie Ebner nicht. In kunstvoller Weise kann sie das Thema der Geschichte angeben, Spannung erregen, steigern und befriedigen. Ein vollkommener Typus ihrer eigensten Kunst ist „Nach dem Tode". Baron Paul Sonnberg ist trotz seiner staatswissenschaftlichen Gelehrsamkeit und politischen Erfahrung noch ein verschlossenes Herz. „Die Statue des Comthurs", nennt ihn sein Freund Graf Rosenberg. „Was für eine Art Mensch bist du eigentlich? . . . Es liegt etwas Unfertiges, Unaufgeschlossenes in dir . . . Du hast zuviel in Mähren gesteckt, du kennst das Leben nicht." Damit beginnt die Erzählung, der Akkord ist angeschlagen. Paul Sonnberg muß sich selbst entdecken. Und wie dies geschieht, das macht eben den Inhalt der Geschichte aus. — Lotti, die Uhrmacherin, kennt sich auch nicht recht. Sie glaubt sich von ihrem Uhrenschatz nicht trennen zu können. Als sie aber spät die Unwürdigkeit des von ihr geliebten Mannes erkennt, bezahlt sie ihren Irrtum ganz gern mit dem Schatz und gewinnt die ihr wertvollere Freiheit des Herzens. — Das Höchste an anfänglicher Verschlossenheit, an sich Selbstnichtkennen leistet die

Digitized by Google

schöne Wäscherin, die sich im Dorfe nicht verstanden fühlt und so spät erst auftaut. Die Tragödie der Gräfin Dornach ist in der Form nach gleichem Typus gebaut. „Die Reue", lautet ein Aphorismus, „treibt den Schwachen zur Verzweiflung und macht den Starken zum Heiligen." Maria kennt sich selbst noch nicht recht, als sie die Vernunftehe mit Dornach eingeht, sie gelangt erst im Verlaufe ihres Schicksals dazu und bewährt ihre Stärke ... Und so könnte man die Mehrzahl der Ebnerschen Erzählungen auf eine Grundform zurückführen. Sie liebt es, den Menschen im Entwickelungsprozeß zur Selbsterkenntnis, zur Freiheit darzustellen, die sie als höchstes Menschengut schätzt. Naiv, kindlich, aber von einem starken Naturtrieb zum Guten setzt so ein Mensch, wie z. B. Pavel, das Gemeindekind, ein; irrt, schwankt, tastet — erwacht, und mit der Selbsterkenntnis hat er seinen Frieden, seine Harmonie mit sich selbst. Die Kunst Marie Ebners besteht nun darin, dieses allmähliche Entfalten der Menschenknospe zur hundertblättrigen Rose so überzeugend darzustellen, die Elemente gleich im Anfang so zu mischen, daß alles folgende sich in Wahrheit wie ein organisches Wachstum, ein notwendig Gewordenes ausnimmt. Am gehaltvollsten erscheint mir diese Form in der Erzählung „Der Kreisphysikus" gelungen zu sein, von der ich noch nicht sprach.

Digitized by Google

Der jüdische Arzt Dr. Nathaniel Rosenzweig beginnt im unbewußten Dienste der Sittlichkeit. Als blutarmer Student der Medizin in Krakau arbeitet er nur deswegen so fleißig und später ist er als praktischer Arzt nur darum so rastlos thätig, weil er mit echt jüdischem Familiensinn die Pflicht fühlt, seine auf ihn ganz allein angewiesene Großmutter zu ernähren. Er ist also insofern ein wahrhaft guter Mensch. Aber borniert. Er ist noch ganz und gar Jude, Familienegoist; schroff fühlt er den Gegensatz zu den „Gojim", die er wegen ihrer Dummheit geringschätzt. Was er nicht kennt und versteht, verachtet er. Er hat nur eine Leidenschaft: Geld zu machen. Auch die Wissenschaft ist ihm — wie er glaubt — nur Mittel zu diesem Zweck. Er ist nur Utilitarier — oder glaubt es doch zu sein. Aber er ist besser, als er selber glaubt, und daß wir es an ihm nach und nach entdecken, und daß Dr. Rosenzweig es später an sich selbst entdecken muß, die Eiseskruste schmelzen fühlt, die sein Herz von aller anderen Menschheit trennte: das macht den Reiz der Erzählung aus. Der Doktor wird nämlich schon von seinem wissenschaftlichen Eifer und Ehrgeiz gezwungen, besser zu sein, als er selbst für nötig hält. Wissenschaftliche Objektivität und ethische Güte fordern einander, wenn sie nicht geradezu (nach Schopenhauer) aus derselben Wurzel stammen. Aus ärztlichem Eifer rettet Rosenzweig einem „dummen Goj" das Leben und behält den

Digitized by Google

armen Teufel bei sich. Sein ärztlicher Verkehr bringt ihn in Beziehung zur schwärmerisch-evangelischen Bewegung, die gerade damals, 1846, in Polen auftrat, unklar vereinigt mit den alten politischen Idealen der Polen. Ohne daß er es recht will, wird Rosenzweig mit hineingezogen, und dieser kalte Pflichtenmensch, dieser überzeugte Jude, endet damit, daß er den Bruderkuß auf den Mund jenes schwärmerischen Verkünders des reinen Evangelisums drückt, den er bei seiner ersten Begegnung einfach lächerlich gefunden hat.

Diese „Erziehungsgeschichte", wie Richard M. Meyer in seiner „Deutschen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert" Marie Ebners Lieblingsform nannte, erscheint mir persönlich als die bedeutendste ihrer derartigen Novellen. Das Thema der Erziehung hat sie indes unmittelbar im „Rittmeister Brand" und in der „armen Kleinen" behandelt und sich jedesmal mit spöttischem Humor über alle Erziehungskunst geäußert, da gewöhnlich die individuelle Natur mißverstanden wird, und man ihr Zwang anthun will. Instinkt und Schicksal sind des Menschen einzige Erzieher, dürfte man in ihrem Sinne sagen. Der sichtlich begabte Junge Josef von Kosel im letzten Roman kann im Gymnasium nicht aufkommen, aber er wird doch ein prächtiger Mann, nachdem er seinen Leuten durchgegangen und als Schiffsjunge nach Australien gekommen war, wo er sich nach seinem Belieben be-

Digitized by Google

thätigen konnte. . . . Die Geschichte des Kreisphysikus soll übrigens, wie mir die Dichterin einmal versicherte, auf voller Wahrheit beruhen; sie hat sich so zugetragen, wie sie erzählt wird; und überhaupt, fügte damals die Dichterin hinzu, erzähle sie nichts ganz freierfundenes, sondern stets nur was wirklich geschehen ist, wie z. B. die Grundzüge von „Unsühnbar" einer Affaire nacherzählt werden, die sich thatsächlich vor mehr als einem halben Jahrhundert in der Wiener Aristokratie zugetragen hat.

Damit sind wir auf das für jeden Künstler so wichtige Thema seines Verhältnisses zur Natur gekommen, das wir hier aber nicht in seinem ganzen Umfange mehr zu behandeln brauchen, da wir es schon früher öfter berührt haben. Im Grunde hat Marie Ebner den real-idealistischen Stil, in welchem sie schon 1867 ihre Tragödie der Roland schrieb, nicht mehr verlassen, nur ausgebildet und verstärkt. In den Aphorismen sagt sie: „Natur ist Wahrheit, Kunst ist höchste Wahrheit." Sie hält die Kunst für verpflichtet, wahr im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu sein, aber auch mehr als die gemeine Wahrheit der Dinge zu bieten. Der Künstler muß das Wesen dessen erfassen, was er darstellen will, und das Zufällige, was daran haftet, ausscheiden. In der wirklichen Welt sind die Ereignisse in ihrer Folge nicht immer logisch zu begreifen oder zu durchschauen; in der

Digitized by Google

dichterischen Welt muß strengste Logik herrschen, und Marie Ebner kann sich nie genug in klarer Motivierung thun. In der Parabel „Palemon" nimmt sie in ihrer Weise auch Stellung zu den zwei Stilen der Realisten und Idealisten.

Palemon ist ein idealistischer Maler. In seinem Bilde der Königin Zenobia, der von ihren Völkern gehuldigt wird, hat er die idealen Typen aller Stände vereinigt, die Modelle, die ihm zu Gebote standen, verklärt. Deswegen preisen ihn seine Freunde. Da erscheint ein fremder Kunsthistoriker und tadelt: „Thoren, veraltete Schwärmer! wo bleibt bei dieser Auffassung die Wirklichkeit, die Natur? Glaubt nur: der Maler, unter dessen Pinsel eine Zenobia zur Hetäre und ein feiner Denker zum rohen Tölpel wird, steht der Wahrheit näher als ihr." Darauf wollten die einheimischen Kritiker den Fremden sofort steinigen. Aber Palemon hielt sie davon ab:

„Das wäre das Rechte — totmachen, den man nicht widerlegen kann. Nicht kann!" donnerte er die Einwendungen seiner Anhänger nieder, „es sei denn, ihr wüßtet, was vorherrscht auf Erden: Licht oder Schatten, Blüte oder Fäulnis, das Gute oder das Böse. Aber ihr und der und ich, wir wissen es nicht, wir glauben nur, und die Jünger dieses Fremden thun wie die meinen: sie schaffen im Sinne ihres Glaubens. Ihr Irrtum jedoch ist, daß sie sich für die einzigen

Digitized by Google

Vertreter der Wahrheit in der Kunst halten, weil sie malen und bilden, was jeder, auch der Gemeinste, sieht. Ich erhebe denselben Anspruch auf treue Wiedergabe der Natur, wie sie, wenn es mir gelingt, überzeugend darzustellen, was ich allein gesehen habe: einen edlen Zug im Angesicht der Verworfenen, einen Blitz des Geistes im Auge des Einfältigen. Unsere alte und das, was sie die neue Kunst nennen, können übrigens neben einander bestehen und sind, wie mich dünkt, Schwingungen desselben Pendels."

Der Stil eines Künstlers ist also die Folge seiner gesamten Lebensanschauung, und der Stil der Dichterin des „Menschenglaubens" konnte nicht anders als idealistisch werden. Er ist es auch in dem Sinne, als Marie Ebner, wie wir schon bei „Božena" erwähnten, ihre Darstellung nicht mit Einzelheiten überladet, nie ins Kleinmalerische geriet, mit wenigen Strichen aber eine volle Anschauung aller Zustände erzeugt. Ein Beispiel für ihre Kunst, in wenig Worten viel zu sagen, sei aus der „Božena" gestattet.

Graf Ronald geht mit Röschen durchs Dorf, wo man bereits Feierabend gemacht hat. „Vor einem hübschen Hause, das sich durch den Anschein von Wohlhabenheit vor seinen Nachbarn auszeichnete, saßen drei Männer auf einer Bank: Großvater, Vater und Enkel. Als Ronald sich ihnen näherte, nahm der Greis die Pelzmütze vom Kopfe und erhob sich; der

Digitized by Google

Mann blieb sitzen, zog aber den breitkrämpigen Hut grüßend ab. Der Jüngling hatte die Arme gekreuzt, rührte sich nicht und blickte gleichgültig vor sich hin. Ronald sagte zu Röschen: ‚Ein Beispiel für viele. An die Art des Greises war mein Vater gewöhnt.' Er dankte dem Gruße der Männer, trat dicht vor den Jüngling und streifte ihm ruhig das Käppchen ab. ‚Nicht meinetwegen', sagte er, ‚aber deinetwegen. Hut ab, mein Junge, wenn dein Vater und dein Großvater ihre Häupter entblößen, sonst stehst du einst mit dem Hut in der Hand vor deinen Kindern . . .'"

Übrigens läßt sich im Verlauf ihrer epischen Produktion eine gewisse Veränderung in der künstlerischen Technik wahrnehmen. Die Bedeutung der Fabel und der Handlung tritt immer mehr hinter die Zeichnung der Charaktere und Schilderung der Zustände zurück. Der Leser soll nicht mehr nach alter Manier durch Überraschung und Spannung, sondern durch die poesievolle Gestaltung der alltäglichen Existenz gefesselt werden. Im letzten Roman, „Die arme Kleine", löst sich die Handlung in eine Anzahl kleiner einzelner, allerdings kunstvoll in einander verflochtener Handlungen auf, und von den Charakteren überragt kaum einer die anderen an poetischem Interesse. Wie in der modernen Malerei die alte Tradition des pyramidenförmigen Aufbaus der Gruppen fallen gelassen wurde, um einem Nebeneinander Platz zu machen, das doch

Digitized by Google

auch künstlerisch geordnet ist, so in der letzten Romanform der Ebner. Sie erinnert an die Form Tolstois und der modernen Norweger. Doch kann man ihre Kunst nicht eigentlich Stimmungspoesie nennen. Zwar fehlt es keineswegs an lyrischen Momenten, wie z. B. in der „Unverstandenen", wo Josepha als Rekonvalescentin auf der Bank vor ihrem Hause sitzt, und in ihrer ungewohnten Muße die Entdeckung macht, daß die Baumkrone eine Fülle ungeahnten Lebens birgt; oder in „Nach dem Tode" die Stimmung Paul Sonnbergs beim Wiederbetreten des väterlichen Bodens und beim Anblick des von den altersschwachen Eltern vernachlässigten Schlosses; oder die Wirkung der in später Nacht taghell weit hinaus in den Wald leuchtenden Fenster des Schlosses in „Ihr Traum" und dergleichen mehr. Aber das Gepräge erhalten die Ebnerschen Erzählungen nicht durch solche Lyrik, sondern durch die Charakteristik der Menschen und die moralistische Richtung der Erzählung. Es soll immer etwas wertvolles gesagt, für hohe Ideen erwärmt werden.

Jene reine „gleichmäßige Heiterkeit", die Marie Ebner, wie wir früher erwähnt haben, an jungen Mädchen so sehr schätzt, ist die Grundstimmung ihrer eigenen Seele. Und auf diesem Boden gedeiht ihr Humor: das Produkt eines zugleich freien und gütigen Geistes. Mit diesem Humor hat sie die „Freiherren

Digitized by Google

von Gemperlein", Frau Judica (in der „Unverstandenen") die Baronin im „Gemeindekind", die junge Ehefrau in der „Poesie des Unbewußten" und so vieles andere geschrieben. Es ist ein „Lächeln mit Achtung": der Erzähler liebt und schätzt zugleich diejenigen, über deren Schwächen er sich lustig macht: es sind doch nur kleine Schwächen. Ihre humoristischen Wirkungen sucht Marie Ebner seltener durch Situationskomik zu erzielen, wie das Umschmeißen des Wagens in den „Gemperlein" oder Vogelweids Unbeholfenheit im Coupé, wo er sich auf den Vogelkäfig setzt; sondern durch den Kontrast zwischen Thun und Reden, wie in der köstlichen Abschiedsscene Habrechts auf dem Bahnhof oder in der goldenen Grobheit Kamnitzkys in „Nach dem Tode" und dergleichen mehr. Jede Abweichung von dem seelischen Gleichgewicht, das sie liebt, in die Richtung der einseitigen Gefühle der Rührung oder der Leidenschaft stimmt sie humoristisch. Im Lachen befreit sie sich von der Befangenheit. Eigene einseitige Neigungen geißelt sie humoristisch So z. B. in der Gestalt Felix Habrechts die eigene Neigung sich zu verkleinern, im alten Kamnitzky verkörpert sie das eigene Bedürfnis, zuweilen recht saftig dreinzufahren und dergleichen mehr. Man spürt diese subjektive Wurzel solcher Figuren bei der Lektüre durch. Ihre eigene Herbheit durch Humor zu mildern ist ihr ein Bedürfnis.

Digitized by Google

Am merkwürdigsten ist Marie Ebners Verhältnis zur Erotik. Sie, die in der Leidenschaft den bösen Dämon der Menschheit sieht, konnte keine erotische Dichterin werden. Sie läßt einmal einen ihrer Sprecher sagen: „Keine falschere Behauptung als die, jeder Mensch müsse im Leben wenigstens einmal lieben. Im Gegenteil, die wahre, die furchtbare Liebe gehört zu den größten Seltenheiten, und ihre Helden sind an den Fingern herzuzählen, wie überhaupt alle Helden." Ihr ist die Nächstenliebe weitaus wertvoller als die Geschlechtsliebe, von der sie ebenda (in „Nach dem Tode") sagen läßt: „Ich halte die Liebe für das grausamste aller Mittel, welche die zürnende Gottheit erfunden hat, um ihre Geschöpfe heimzusuchen." Es gehört mit zu den charakteristischen Merkmalen ihrer Erzählungen, daß sie meist Geschichten sind, in denen „sie" sich — nicht kriegen, und daß wir gerade das gewissermaßen in der Ordnung finden müssen! Sie hat daher auch, was sonst dichtende Frauen, und vollends die modernsten, so gern thun: der Erotik keinen breiten Raum in ihrer Produktion eingeräumt. Zu sagen: Marie Ebner kennt die Liebe nicht, ist angesichts der zahllosen Scenen zartester Liebespoesie in ihren Dichtungen — die schönsten vielleicht in „Komtesse Paula" — eine Lächerlichkeit. Aber der Aphoristin, welche schrieb: „Die Kunst ist im Niedergang begriffen, die sich von der Darstellung der Leidenschaft zu der

Digitized by Google

des Lasters wendet," widerstand der moderne Kapitalismus am gründlichsten. Marie Ebner ist um nichts weniger von Helene Böhlau als von August Strindberg entfernt. Der „Kampf der Geschlechter" ist ihr am widerwärtigsten. Im „Rittmeister Brand" läßt sie Brand sich ereifern, als an seinem lieben Knaben Georg die rechte Wildheit vermißt wird: „er wär' zu brav für einen Buben." Da poltert Brand:

„Für einen Buben, so? Ein Mädchen dürfte natürlich, ohne Gefahr, daß ihr Wohlbefinden darunter leidet, nach Belieben brav und gescheit sein. Beim Manne, der sich ja doch nur zum künftigen Höllenbraten auswächst, kann es nicht zeitlich genug, ‚brandeln', meinen Sie. Das sind Irrtümer, meine liebe Frau, sehr gefährliche Irrtümer, die ihr Scherflein beitragen können zu dem schändlichen Kampfe der Geschlechter, den die Weibmänner und die Mannweiber der ‚Moderne' in die Welt gesetzt haben."

Und doch hat keine deutsche Dichterin ihr eigenes Geschlecht in so reichen und vollen Tönen verklärt und verherrlicht wie Marie Ebner. Auch in diesem Punkte weist ihre Produktion eine Entwicklung auf. Als sie „Maria Stuart in Schottland" schrieb, da stand sie noch auf dem Standpunkt Schillers: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte." Als sie aber mit dem ganzen Zeitalter die Wendung zum Individualismus machte, da erschien ihr auch das

Digitized by Google

eigene Geschlecht reif genug für die Freiheit, und ihre Poesie gestaltete das Ideal der Persönlichkeit auch im Weibe. Als das höchste Gut bezeichnet sie in dem Gedichte „So ist es", das wir oben (S. XXII) citierten, die freie „Selbstbestimmung". Eine gerade Linie führt von der armen Magd Božena über die tragische Gräfin Maria Dornach zur herrlichen Anna in der Erzählung „Totenwacht", die man wohl als die bedeutendste Dichtung der modernen Frauenbewegungslitteratur bezeichnen darf. Denn in dieser mächtigen Erzählung wird das moderne Frauenideal verkörpert: sich nicht abhängig vom Manne zu machen, auch dann nicht abhängig zu bleiben, wenn man sexuell unterlegen ist. Anna verläßt den Mann, der sie in schwerer Zeit in Stich gelassen hatte, obwohl er jetzt kniefällig um ihre Hand bittet und sie um so leidenschaftlicher liebt, je rauher sie ihn ihre berechtigte Verachtung fühlen läßt — sie verläßt ihn, um sich mit den eigenen zwei Händen ihr Leben zu verdienen. Die Freiheit und der Friede ihrer Persönlichkeit gelten ihr mehr als die Ehe. Das ist der Ausdruck der neuen Zeit, und ihr dichterisch vollkommener Ausdruck.

In die Tagesfragen der Frauenrechtlerinnen sich litterarisch zu mengen, hat Marie Ebner vermieden. Wie sie denkt, hat sie in den Aphorismen gezeigt, wo es heißt: „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt". — „Eine gescheite Frau hat Millionen

Digitized by Google

geborener Feinde: — alle dummen Männer." — „Ein Mann, der sich im Gespräche mit seiner Frau widerlegt fühlt, fängt sogleich an, sie zu überschreien: er will und kann beweisen, daß ihm immer, auch wenn er falsch singt, die erste Stimme gebührt" und dergleichen mehr. Am ausführlichsten und bedeutsamsten aber in ihren „Parabeln und Märchen", in der „dummen Geschichte", die wir im Anhang mitteilen. Da führt sie in poetischem Bilde den Gedanken aus, daß die Befreiung des Weibes in seiner eigenen Hand liegt und im Zusammenhang mit dem Fortschritt der gesamten Kultur steht.

Schlußwort.

Ob auf der Münze auch die Prägung echt
Und angethan, zu dauern wie das Gute,
Wie n u r das Gute dauert und besteht —
Das bleibt dir unbekannt und bleibt es jedem,
Der mit dir wandelt noch im Tagesschein . . .

So heißt es im Gedichte „So ist es", das uns gar tiefen Einblick in die dichterische Natur Marie Ebners gewährt. Wenn wir diese Verse in Prosa übersetzen, so ist es ihre Meinung, daß das letzte Wort über dichterische Werte doch nur die Nachwelt sagen könne. Unsterblichkeit kann von keinem Lebenden dekretiert, sondern muß in stiller, unsichtbarer Wirksamkeit von den Werken selbst erworben werden.

Digitized by Google

Gegen diese Wahrheit wollen wir auch nicht verstoßen, indem wir Marie Ebners Unsterblichkeit pathetisch verkündigen. Wohl aber ist man nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet, die Stellung zu erkennen, welche der Dichterin in der Litteraturgeschichte unserer Zeit zukommt. Damit wird der Zukunft noch kein Urteil vorweggenommen und überschreitet man nicht die Grenzen des Erkennbaren.

Unsere Litterarhistoriker haben Marie Ebner bisher in eine Reihe mit jenen großen Meistern der Novelle gestellt, welche der Litteratur im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts das Gepräge gaben: mit Theodor Storm, C. F. Meyer, Gottfried Keller. Im engeren Kreise der deutschösterreichischen Litteratur wird sie neben Ludwig Anzengruber gestellt; sie ist ihm sogar in manchen Stücken über, z. B. in der Sicherheit des Geschmacks, im Adel der Sprache.

Wenn man jedoch näher zusieht, so erkennt man, daß mit dieser Einreihung der Persönlichkeit Marie Ebners noch nicht volle Gerechtigkeit gewährt wurde. So manche wesentliche Charakterzüge unterscheiden sie von den genannten Dichtern. Sie ragt in eine Region hinaus, die jene sehr selten erreichten.

Jene sind wesentlich Heimatsdichter, sie verkörpern oder verklären im Ernst oder Humor den Stammescharakter ihrer engeren Heimatsgenossen, sofern sie nicht etwa bloß die Vergangenheit verklären. Gottfried

Digitized by Google

Keller hatte ein höheres Kunstideal, dem er in einem Briefe an Berthold Auerbach (Zürich, 25. Juni 1860) folgenden Ausdruck gab:

„Dagegen halte ich es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft soweit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja so seien sie, und so gehe es zu. Thut man dies mit einiger wohlwollenden Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichsten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der That und auch äußerlich wird. Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit tüchtigen Nationalgrundstock stets etwas besseres zeigen, als es schon ist; dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient."

Wie weit Keller dieser künstlerischen Forderung gerecht wurde, kann hier nicht untersucht werden; nur wollen wir daran erinnern, daß seine vollendetsten Gestalten keine Männer-, sondern Frauencharaktere wie Figura Leu, Fräulein Lux, Marie Salander sind; auch sie besitzen jene „gleichmäßige Heiterkeit" der Seele, die Marie Ebner so schätzt. Diese aber scheint sich die hier ausgesprochenen Sätze Kellers so recht eigentlich zum Programm gemacht zu haben. Sie ging noch viel weiter als Keller über den Realismus hinaus

Digitized by Google

zur Schöpfung einer idealen Gestaltenwelt. In ihrer Sprache, welche den Nachdruck aufs Ethische zu legen pflegt, lautet Kellers Forderung: „Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht," oder: „Man muß das Gute thun, damit es in der Welt sei." Keller ist über sein Schweizertum im Grunde nie hinausgekommen, er hat es mit ehrlicher Leidenschaft geliebt, und wollte auch nichts anderes. Marie Ebner hat zwar auch nie aufgehört, eine österreichische Aristokratin zu sein, aber sie wuchs doch über Stand und Heimat weit hinaus. Mehr noch: in dem großen Umfange, wie sie, hat Gottfried Keller an den geistigen Kämpfen der Zeit doch nicht teilgenommen. In der zweiten Hälfte seines Schaffens (nach seinem Rücktritt vom Staatsschreiberamt 1876) hat Keller — bis auf den „Martin Salander" — nur Werke ausgeführt, die schon dreißig Jahre vorher koncipiert worden waren. Unsere Dichterin hingegen schöpfte bis auf den heutigen Tag die Anregungen zu ihren Werken aus der Zeit, in und mit der sie lebte. Und dieses ununterbrochene Mitarbeiten an der Zeit und Eingreifen in die litterarische Bewegung ist es, was für ihr Schaffen und ihre litterarische Stellung so recht eigentlich charakteristisch geworden ist.

Wir wissen, daß sie schon im fünfzigsten Lebensjahre stand, als ihr die ersten Erfolge winkten; bis dahin war sie nur in engeren Kreisen anerkannt.

Digitized by Google

Zur vollen Blüte gelangte sie jedoch erst, als sie, ermuntert und angefeuert von den ersten Erfolgen mit einer unvergleichlichen Schaffenskraft eine Dichtung nach der anderen vollendete — im Schaffen erst sich selbst und der Welt sozusagen entdeckte. Ihr siebzigster Geburtstag traf sie nicht in greisenhafter Ermattung, sondern — wie seinerzeit Theodor Fontane — in der vollen Kraft ihrer Produktion. Dieses späte Aufblühen und dieses späte Erreichen einer national-litterarischen Stellung ist nun nichts weniger als äußerlich zufällig, sondern eine Folge ihrer eigenartigen Begabung.

Wir erinnern uns, daß unsere Dichterin unter dem Sterne Schillers in die Öffentlichkeit trat, und daß sie ihm in dem Einakter „Doktor Ritter" mit tiefer Einsicht in seine Persönlichkeit huldigte. Diese Vorliebe für Schiller erscheint mir als Äußerung ihrer innersten Natur, als eine Folge von einer Art von Wahlverwandtschaft mit dem Klassiker. Zwar scheinen sich ihr jede Rhetorik vermeidender Stil, ihre gegenständliche Sprache, ihre geniale Darstellung echter Naivität — z. B. in der Schilderung von Kindern — viel mehr Goethe als Schiller zu nähern. Aber dies ist nur ein Schein. Ihr Naturell ist nicht Goetheisch kontemplativ, sondern Schillerisch aktiv. Sie gestaltet nicht bloß, um zu gestalten, bloß um Schönheit festzuhalten. Sie ist nichts weniger als ein, wenn auch

Digitized by Google

nur Goetheſcher Immoraliſt; ſondern mit der Form des naiven Dichters verbindet ſie das Pathos des Sentimentalen. Schillers ſittlicher Eifer und Enthuſiasmus zog ſie mehr, als Goethes Ruhe des Naturforſchers an; Schillers Heroennaturen waren ihr ſympathiſcher, als Goethes Lebenskünſtler. Und wie ſich Schillers Talent ſo recht groß und harmoniſch erſt da entfalten konnte, als es ihm gelungen war, Reflexion und Anſchauung mit einander zu verſchmelzen, ſo erging es auch der Ebner. Erſt als ſie für Ideen und Ideale mit ihrem Feuereifer einzutreten ſich begeiſtert fühlte, offenbarte ſich die Originalität ihrer Perſönlichkeit. Wie ſie Schiller in „Doktor Ritter“ ſagen läßt:

Du? ich? — O Reinwald! Was biſt du und ich
In einer Welt, in der noch Millionen
Aus allen Adern ſchwer und ſchmerzlich bluten?
Kein ich und du! es giebt kein eigenes Leid:
Der Menſchheit Jammer, der allein thut weh!

ſo könnte ſie ſelbſt ſprechen. Der Kampf für bedrohte Güter, um große Ideale hat ihre eigenſte Poeſie hervorgelockt: damit erſt ſtieg ſie zur Größe empor. Und auf dieſen Kampf mußte ſie beinahe bis zu ihrem fünfzigſten Lebensjahr warten, nun erſt war auch ihre Zeit gekommen.

Und was war das für ein Kampf?

Da muß man ſich an die große litterariſche Be-

Digitized by Google

wegung erinnern, die ungefähr 1880 ihren Anfang nahm und wie ein gewaltiger Sturmwind das ganze litterarische Europa erschütterte. Wie plötzlich schien man sich eines tiefen Zwiespalts zwischen Wissenschaft und Leben, Theorie und Praxis, Innerlichkeit und Äußerlichkeit bewußt geworden zu sein. Die alten Sitten waren konventionell, die alten Götter zu Götzen, die alten Ideale zu toten Schablonen geworden. Und da das tiefste Bedürfnis des Menschen der Drang nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit ist, so begann alsbald ein Sturmlaufen gegen alles, was in Kunst und Leben dem neuen Gefühl nicht entsprach. Auf allen Gebieten wurde Revolution gepredigt. Die alte Gesellschaftsordnung sollte einer neuen Platz machen. Die bisherige Auffassung der Stellung der Frau wurde als unhaltbar nachgewiesen, den Frauen sollte ein neuer Beruf zugewiesen werden. Der stille Kompromiß mit der Religion erschien als Schwächlichkeit, er sollte durch eine offenere Haltung ersetzt werden. Es entstanden Wort und Begriff des „Bildungsphilisters", zum Hohne jener trägen Geister, die sich an den Werken der Vergangenheit wärmten, ohne den Ansporn zu fühlen, eigenes Neues zu schaffen. Der größte Satiriker der Zeit kämpfte gegen die „Lebenslüge" in allen Formen. Das vierte Gebot wurde umgedreht, an den Eltern Kritik geübt: wenn sie verehrt werden sollten, so müßten sie sich verehrungswürdig aufführen. Die

Digitized by Google

gesamte Kultur wurde einer scharfen Kritik unterzogen, das menschliche Bewußtsein in seinen verborgensten Winkeln durchleuchtet. Das alte Gewissen sollte umgestülpt werden, die urältesten Sittengesetze wurden bezweifelt; sogar die einfache Nächstenliebe erschien als eine unwahre Forderung. Und im selben Zuge bezweifelte man auch den Wert und die Richtigkeit elementarer ästhetischer Grundsätze, die es in einer Jahrhunderte alten künstlerischen Praxis zur Autorität gebracht hatten. Die Gesetze des Dramas, des Epos, der Lyrik sollten ganz neu gemacht werden. Überhaupt erschien nichts Altes mehr gut; jedes Neue hingegen, und mochte es noch so wunderlich sein, nur weil es neu war, erwägenswert. Man wollte die ganze Welt mit neuen Augen ansehen. Aus der Geschichte, welche die Romantiker zur Gottheit erhoben hatten, machte man sich gar nichts mehr. Man wurde Naturalist, Neurastheniker oder Mystiker. Man strebte auch andere Ziele als die älteren Künstler an: nicht mehr Schönheit, sondern nur Wahrheit. Da es ein auf seinen alten Kulturbesitz protzendes Geschlecht aufzurütteln galt, war nur noch die „Anklage-Litteratur" am Platze, nur das Pathos der „Entrüstung."

In dieses tumultöse Zeitalter, worin verständige und unverständige Forderungen bunt durcheinander schwirrten, geriet Marie Ebner hinein, gerade als sie in der Vollkraft ihres Schaffens stand. Sie war, wie

Digitized by Google

wir reichlich gesehen haben, nichts weniger als ein konservativer Geist. Konsequenter als sie hat wohl kein anderer adeliger Dichter über den Adel gedacht, seitdem sie zur Erkenntnis der Unhaltbarkeit feudaler Vorrechte gekommen war. Wärmer und vornehmer als sie ist für die Befreiung der Frauen von alter Bevormundung keine andere Dichterin eingetreten. Und frömmer als sie hat auch niemand gegen die dem Zeitbewußtsein entfremdete Kirchlichkeit gesprochen. Die Sozialisten nehmen sie — bis zu einem gewissen Grade mit guter Berechtigung — als eine der Ihrigen in Anspruch. Denn ihre Teilnahme für die Armut und Schwäche leuchtet aus ihren Dichtungen allerseits hervor. Und im engeren litterarischen Sinne mußte sie schon mit der „Božena" als ein rechter moderner Geist erscheinen, denn sie feiert hier die Wahrhaftigkeit und geißelt den äußeren Schein und die Lüge; Vollendung der Persönlichkeit ist auch ihr Ideal. Also konservativ kann man Marie Ebner keineswegs nennen.

Und doch war der Tumult, der da tobte, nicht nach ihrem Geschmacke und sie wurde nicht müde, mit hohem Ernst oder satirischem Humor gegen die Auswüchse der Zeit zu kämpfen. Warum denn? Ich meine, das Beste ihrer Frauen- und ihrer Künstlernatur trieb sie dazu.

Die Zeit gefiel sich gar zu sehr in leidenschaftlichen Einseitigkeiten. Die „Entrüstung" deckte zwar

Digitized by Google

in verdienstlicher Weise die Übel auf, blieb aber dabei stehen. Kritik zu üben, ohne gleichzeitig den rechten Weg zu zeigen, den man wandeln sollte; Götzen umzustoßen, ohne zugleich die wahren Götter zu zeigen, die zu verehren wären; im Schmerz und in der Krankheit zu wühlen, ohne die Freude und die Gesundheit zu sehen, die doch auch noch da waren, — das ging dieser künstlerischen Frauenseele gegen den guten Geschmack und gegen das Wesen der Kunst. Auch sie war Individualist; aber im Individualismus sich dermaßen zu berauschen, daß sie die übrige Menschheit nur als verächtliche Herde betrachtet hätte, gut genug, um einzelne Genies zu ernähren — diesem „aristokratischen Radikalismus" konnte unsere Aristokratin nicht zustimmen. Ihr erschien das modische Schwelgen in der Verneinung als das größte Übel, das Menschen befallen könnte, als eine selbstmörderische Leidenschaft, als „das Schädliche" schlechtweg, wogegen auch sie — „sei kein Salbader!" fordert Felix Habrecht — mit Leidenschaft protestierte. Es wurde Mode, an Menschengüte zu zweifeln, die Liebe als verkappten Egoismus zu betrachten, Nerven aber keinen Willen anzuerkennen. Da trat sie mit ihrem großen Menschenglauben, mit ihrer Kenntnis der Menschenherzen, mit ihrer Kraft des Willens hervor, und hielt durch Wort und That den Glauben an Güte und Schönheit lebendig. Aus der Wechselordnung zwischen ihrer Zeit und ihrer

Digitized by Google

Persönlichkeit ist eine neue Schönheit, ein neues Menschenideal in ihrer Kunst entstanden, denn Marie Ebner hat nicht bloß, wie die anderen Dichter auch, schöne Frauencharaktere, sondern, was noch mehr ins Gewicht fällt, schöne Männergestalten geschaffen, die man anderwärts vergeblich sucht. Ihr Pavel, ihr Oversberg, ihr Sonnberg, ihr Graf Dornach, ihr alter Professor sind Charaktere, die man in der deutschen Dichtung vergeblich sucht. Über Grillparzer und auch über den ihr zeitlich näher stehenden Anzengruber ist sie mit diesen Gestalten hinausgeschritten.

Güte und Kraft zu vereinigen ist das Ideal unserer Zeit gewesen, so schön aber, wie in der Phantasie Marie Ebners, ist diese Vereinigung von anderen nicht gestaltet worden. Damit hat sie sich eine national-litterarische Stellung gesichert. Die Phantasie des deutschen Volkes ist durch sie um Gestalten bereichert worden, die es nicht mehr vergessen kann.

Digitized by Google

Kostproben aus den Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach.

Marie Roland.

Dritter Aufzug.

Im Konvent. Saal der Petitionnäre. Wachen an den Thüren.

Erster Auftritt.

Lacroix und Legendre aus dem Saale kommend.

Legendre.

Die Gironde wehrt sich gut; ich hätte nicht geglaubt, daß die Staatsmänner noch so viel Atem in den Lungen hätten.

Lacroix.

Laß sie schwatzen, sie haben von jeher nichts anderes gethan.

(Wütendes Geschrei und Lärm auf der Gasse.)

Mit den Rednern, die ihnen Danton entgegenstellt — hörst du sie? — werden ihre Buzots und Vergniauds doch nicht fertig.

Danton

(aus dem Saale; zu einem Huissier, der durch die Mitte atemlos hereinstürzt).

Huissier! Was bedeutet dieser Lärm?

Huissier.

Sechshundert Petitionnäre stürmen heran — sie verlangen Eintritt in den Konvent, sie verlangen die Freilassung Héberts — sie verlangen . . .

Danton.

Verlangen! verlangen! verlangen!

Digitized by Google

Huissier.

Sie brechen ein, wenn man die Pforten länger verschlossen hält — man kann ihnen den Einlaß nicht verweigern.

Danton.

Man kann nicht? — gut! — dann bitte man sie herein.
(Huissier ab.)

Legendre.

Was soll daraus werden?

Danton.

Ein Platzregen über die Gironde. Die Petitionnäre werden sie überschreien, Hébert wird freigelassen werden, der Zwölferausschuß abgesetzt.

Lacroix.

Ja! auf die Stufen der Guillotine!
(Mit Legendre in den Saal zurück.)
(Schrecklicher Tumult, der bald steigend, bald abnehmend, bis zu Lacroix' Wiederauftreten fortdauert.)

Robespierre (kommt).

Sechshundert Petitionnäre haben auf den Bänken der Deputierten Platz genommen, und stimmen mit.

Danton.

Entsetzlich! welcher Unfug!

Robespierre.

Weh' über diejenigen, die das tugendhafte Volk zu solchen Ausschreitungen verleiten.

Digitized by Google

Danton.

Was willst du, Robespierre? (Ihn parodierend.) Die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.

Robespierre.

Aber der Schrecken darf nicht planlos walten.

Danton.

Ein System! Ein System für den Schrecken!

Robespierre.

Die Revolution muß aufhören, und die Republik muß anfangen. Das Volk . . .

Danton (verbessernd).

Das tugendhafte Volk.

Robespierre.

Das Volk darf sich nicht selber aufreiben, und das zerrissene Reich nicht wieder die Beute seiner Tyrannen werden Oder ist das die Absicht derjenigen, welche die Insurrektion günstigen? Wollen sie das Vaterland geschwächt sehen, wie sie selbst durch ihre Ausschweifungen geschwächt sind?

(Danton lacht laut auf.)

Robespierre.

Ihre Ausschweifungen und Laster! Diejenigen, die ich meine, haben in diesen Punkten die Erbschaft der Aristokratin angetreten. Aber das Laster muß bestraft werden, wo immer es sich finde.

Danton.

Es findet sich aber nicht. Es wird bald keins mehr geben. Das Laster kommt nicht vor in Robespierres großer Rechnung: „Die philosophische Republik."

Digitized by Google

Lacroix (kommt zurück).

Die Petitionnäre haben gesiegt.

Danton.

Ist das möglich?!

Lacroix.

Sie verlassen den Saal, um ihren Hébert aus dem Gefängnisse zu holen.

(Marat kommt aus dem Saale, gegen denselben sprechend.)

Tobt! — rast! — Brüllend zerreißt der Löwe seine Beute. — Tobt! — rast! — und: Tötet! tötet! tötet!

(Zu den Anwesenden.)

Héberts Triumph muß zur Niederlage der Girondisten werden — sie müssen —

Danton.

Abdizieren.

Marat.

Das Leben! Es ist Zeit, daß die Sense der Gleichheit alle Häupter niedermähe, die sich über die anderen erheben gewollt.

Danton.

In diesem Falle: weh' jedem zweiten Mann! — Wir sind eine ehrgeizige Nation.

Marat.

Es ist Zeit, nicht mehr jeden Kopf, der fällt, zu zählen, — die Guillotine feiert, Frankreich dürstet nach Blut.

Danton (sich abwendend, für sich).

Das Scheusal! — Mir graut vor diesem Menschen!

Digitized by Google

Robespierre.

Frankreich dürſtet nicht nach Blut, es dürſtet nach Gerechtigkeit. (Zwiſchen den Zähnen.) Gemeiner Schurke!

Marat (ebenſo).

Elender Heuchler!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Vergniaud und Buzot aus dem Saale.

Buzot

(die Anweſenden erblickend, zu Vergniaud).

Ich wollte ein wenig freie Luft ſchöpfen, aber die Atmoſphäre iſt auch hier verpeſtet.

Danton

(geht auf die Eingetretenen zu; Robespierre und Marat wenden ſich ab, aber jeder nach einer anderen Seite).

Danton (zu Vergniaud und Buzot).

Ihr müßt euch dem Frieden der Republik opfern. Legt eure Mandate nieder, wie ſchon Roland gethan.

Vergniaud.

Sprichſt du im Namen unſerer Wähler? Ich zweifle. Wir behalten unſere Mandate. (Stark.) Was unſere Köpfe betrifft, Danton, dieſe legen wir der Republik zu Füßen, wenn ſie ihrer bedarf. — Unſeren Mördern bieten wir ſie nicht.

Danton.

Immer dieſelben! — Immer heißblütig und enthuſiaſtiſch wie die Frau, die euch inſpiriert. Warum wählt ihr keinen Mann zu eurem Führer? Dieſe Frau richtet euch zu Grunde — ſie iſt die Circe der Revolution.

Digitized by Google

Buzot.

Einen Mann zu unserem Führer? Das heißt — Danton?

Danton.

Heut' noch wird der Ausschuß der Zwölf abdanken; er kann nichts Anderes thun. Der Augenblick, der Hébert befreite, hat den Abgrund unter seinen Füßen aufgerissen. Hütet euch, daß ihr darin nicht mit begraben werdet!

Buzot.

Vergießt unser Blut! — Das meine wallt vor Entzücken auf, bedenk' ich, daß es kommen wird über eure Häupter Zurück zum Kampfplatz, Vergniaud!

(Buzot und Vergniaud zurück in den Saal.)

Marat (zu Danton).

Was sagten sie?

Danton.

Ich weiß nicht mehr. Doch ja! jetzt besinn' ich mich. — Sie sagten, Marat sei ein großer Mann; die Hoffnung der Republik — der Toten .... ein Philanthrop, der die hungernde Nation mit Leichen füttert. Sie sagten, Robespierre sei die Tugend im blauen Frack mit immer blanken Knöpfen, das Dogma der Revolution, ihr Blutmessias.

Robespierre.

Sagten sie? — Ich wollte, ich wäre der Mann, der Frankreich erlöst. — Aber die Ideen töten ihre Apostel. Ich werde von dem Feuer der meinen verzehrt — verzehrt von dem Fieber des Patriotismus.

Marat (sieht ihn verächtlich an).

Dich tötet dieses Fieber? Beim Gekreuzigten, vor dem

Digitized by Google

ich mich im Staube niederwerfe: mich erhält's lebendig .. Die Maschine dieses Leibes ist zerrüttet in jedem Nerv und Glied, aber sie darf nicht stocken bevor mein Werk gethan.

Danton.

Wir kennen es, dein Werk; 's ist groß wie du. Es wird geendet sein, wenn das Haupt des letzten — Glücklichen von der Guillotine rollt. Nicht wahr, Marat? „Vernichtung allen, die das Elend nie gekannt, die nicht geweint, nicht gehungert, nicht geblutet unter der Geißel der Not ..."

Marat.

Vernichtung! nieder mit ihnen!

Danton.

Empor die Bettelhaftigkeit, der Jammer besteigt den Thron der Erde! Empor, empor zur Herrschaft, was sich jetzt in der Gosse wälzt, in Lumpen hüllt und — mit den Fingern schneuzt!

Marat.

Gerechtigkeit, barmherziger Robespierre? — Zu wenig! die Mißhandelten wollen Rache! Rache ist Gerechtigkeit! — Ich fordere zweihundert Köpfe heut', und vierhundert morgen ... Auf die Tribüne, Danton! — Ich kann nicht mehr auf der Tribüne sprechen, meine Stimme ist gebrochen.

Danton.

Was liegt daran? Deine Feder hat tausend Stimmen.

Marat.

Auf die Tribüne, Danton! ... Danton! — einmal schon begehrte ich die Diktatur für dich: — willst du sie, Danton?

Digitized by Google

Danton.

Die Diktatur? . . . ganz recht: Du trugst sie ja in der Tasche. Wie schade, daß deine Tasche Löcher hat!

Marat.

Willst du die Diktatur, Danton? Willst du den Armen und Unterdrückten zum Führer dienen?

Robespierre.

Der Gebieter der Welt ist die Menschheit, ihr einziger Gesetzgeber die Natur. Frankreich will keinen anderen Herrn.

Marat.

Von einem Führer sprach ich, nicht von einem Herrn. Herr wird keiner mehr über uns. Der Narr, der meint, den Cromwell spielen zu können, er hüte sich! Das Volk und ich — wir wachen.

(Marat zurück in den Saal, wo er mit lautem Jubel empfangen wird.)

Robespierre (nach kurzer Pause).

Sein Eifer reißt ihn hin.

Danton.

Sehr weit, und doch — nicht weit genug.

Robespierre.

Vielleicht.

Danton.

Wir geh'n weiter, Robespierre und ich. Er führt nur Krieg mit seinen Feinden, — wir führen ihn sogar mit unsren Freunden. Die Girondisten waren unsre Freunde.

Robespierre.

Und wären sie meine Kinder! — ich werfe sie zu den

Digitized by Google

Toten. Sie wollen ein Maß für die Freiheit: die Freiheit hat keines. Unendlich muß sie sein, oder sie ist nicht. Keine Schonung für die Widersacher der Freiheit! (Er folgt Marat.)

Danton.

So spricht ihr Apostel! der sich aus Tugend zum niedrigsten Amt in ihrem Reiche bequemt, zum — Henkersamte! — — Wen ziehst du vor, Robespierre oder Marat? Das Gespenst oder den Tiger? — Der eine streicht seine Gegner so gleichgültig aus dem Buche des Lebens, wie Worte, die ihm nicht passen, aus einem geschriebenen Satze. Der andere zerfleischt, die er haßt, am liebsten mit seinen Zähnen. Wen ziehst du vor — das leidenschaftslose Gespenst, oder die leidenschaftliche Bestie?

Lacroix.

Deine Abneigung giebt sich zu deutlich kund. Hab' acht, Danton! Auch du bist nicht unverwundbar. Man hat ungeheure Popularitäten wie die deine sinken geseh'n.

Danton.

Wer besaß jemals eine Popularität, der meinen vergleichbar? Was beginnt ihr ohne mich? Ich bin euch Sporn und Zügel. Hier sind zwei Köpfe, der eine, um die Revolution zu machen, der andere, um sie zu regieren! — — Geht nu voran, ihr alle. Man muß die Fraktionen sich aufreiben lassen. Die Revolutionen haben ihre Erschöpfungen, auch die unsere wird bei diesem Punkte ankommen. Dort erwarte ich euch! — (Ab in den Saal, wo er mit lange andauerndem Applaus empfangen wird.)

Dritter Auftritt.

Lacroix. Wachen. Marie Roland.

Marie (außerhalb der Scene).

Laßt mich — weist mich nicht ab.

Digitized by Google

Erste Wache.

Man tritt nicht ein.

Marie.

Ich bringe Botschaft für den Präsidenten . . .
Weist mich nicht ab. Ihr würdet es bereuen.

Erste Wache (zur zweiten).

Was soll ich thun?

Zweite Wache.

Nun, wenn sie Botschaft bringt,
So laß' sie ein.

Erste Wache.

Kommt denn und wartet hier.

(Marie tritt ein, in einen schwarzen Shawl gehüllt, verschleiert.)

Lacroix.

Wer ist das? — Ei, wär's möglich, schöne Frau?

Marie.

Der Freund Dantons, der erste, den ich treffe?
Ein böses Omen.

Lacroix.

Eine Römerin,
Vermut' ich, kehrte um.

Marie.

Verzweiflung sucht
In jedem Feind den Retter — wählt nicht lang; —
Sie spricht zum Wettersturm: „Erbarme dich!"
Und zu Lacroix: „Thu' eine gute That!"

Lacroix.

Womit kann ich Euch dienen?

Digitized by Google

Marie.

Diesen Brief
Legt in die Hände eures Präsidenten. —
Ich ford're dringend und sogleich Gehör!

Lacroix.

Gehör? und hier? — und im Konvent? — Ihr wollt? ...

Marie.

Im off'nen Saal, vor allem Volke klagen,
Den neuen Frevel, welchen ihr vollbracht.

Lacroix.

Den neuen Frevel? Ich versteh' Euch nicht.

Marie
(mit verändertem Tone, kurz und scharf).

Bedroht im eig'nen Hause wird Roland —
Der Wohlfahrtsausschuß sandte seine Knechte —
Sie kamen, um gefangen ihn zu nehmen.
Roland erklärt, nur der Gewalt zu weichen,
Und noch besinnen sich die Schergen ... Noch? ...
O weiß ich denn, ob's nicht bereits geschah,
Dieweil ich hergeeilt, dieweil ich rede!

Lacroix.

Beruhigt euch.

Marie.

Ihr spottet! ... (Gebieterisch.)
Schafft mir Einlaß!
Indessen hier ich steh', verfliegt die Zeit,
Schwerwiegende Minuten — Ewigkeiten! ...

Lacroix.

Ihr wollt im Ernste im Konvente sprechen?

Digitized by Google

Marie.

Im Ernste? — Himmel, giebt's noch einen Scherz?!

Lacroix.

Ihr fürchtet nicht — —

Marie.

Ich fürchte nichts auf Erden.

Lacroix (in ihren Anblick versunken).

Wohlan! — es sei denn — schöne — schöne Frau.

Marie.

Habt Dank und geht.

Lacroix.

Habt Dank und — bleibt, kläng' besser.

Marie.

Ich bitt' euch, geht! und kann es sein, so schickt
Der Freunde einen mir.

Lacroix.

Ha ha, Buzot!

Marie
(mit mühsam unterdrücktem Zorn).

Schickt Vergniaud.

Lacroix.

Ich käme lieber selbst,
Euch der Erwartung Stunde zu vertreiben.

Marie.

Thut's nicht! — Euch wär's nicht Freude — mir wär's Qual.

Digitized by Google

Lacroix.

Ihr sprecht sehr klar. Doch will ich nicht verzweifeln.
Ich geh' . . .
(Marie macht ein freudig forderlangendes Zeichen.)
Gemach! — ich geh' und frag' Buzot,
Und Barbaroux, Louvet und ein'ge andre —
Wie lang' ihr pflegt gewöhnlich stolz zu sein,
Bevor ihr gütig werdet.

Marie (halblaut).
Elender!

Lacroix.

Ihr Ausspruch wird mich wohl nicht ganz entmut'gen
Wie dieser Blick es soll?

Marie.
Gebt meinen Brief!

Lacroix.

O nein! — ich will dir dienen treu — vortrefflich —
Ich ring' um deine Freundschaft, wie sie's nennen: —
Soll sie mir unerreichbar sein? — Nicht doch!
Ein großes, freies Herz, wie dein's, gönnt Raum
Den Girondisten und dem Jakobiner!
(Er geht in den Saal.)

Marie.

Das ist dein Werk, Hébert! das dank' ich dir!
So sieht mich, der durch deine Augen sieht! —
Und ich wollt' mich dem Blick der Menge zeigen,
Beschimpft, verhöhnt wie ich es bin, mich zeigen? . . .
Ist denn die Scham erstorben ganz in mir?

Digitized by Google

— Hinweg! — das Licht thut weh — o wär' es Nacht,
Und menschenleer die Welt! . . .
(Will fort, an der Thür angelangt, bleibt sie stehen.)
Was will ich thun?
Beim ersten Schritt mich feige rückwärts wenden,
Weil ich ausschreitend eine Schlange trat? —
Hinab, empörter Stolz! gekränkte Würde! —
Ausharren gilt's in ungebeugter Kraft. —
Und wenn ich auch Roland nicht retten kann,
So werd' ich jene Lügner dort entlarven!
In diesem Haus des Trug's, der Heuchelei,
Soll einmal laut der Wahrheit Schrei ertönen!
(Ein Huissier, der sie die Zeit über mit Teilnahme betrachtet hat, setzt ihr einen Stuhl hin.)

Huissier.

Ihr werdet wohl noch lange warten müssen.
Setzt euch.

Marie.

Ich danke dir.

Zweiter Huissier (leise zum ersten).

Was fällt dir ein?
Sprich nicht mit ihr — es ist das Weib Roland.

Erster Huissier (erschrocken).

Das Weib Roland?

Zweiter Huissier.

Willst du für einen Freund
Der Girondisten gelten?

Erster Huissier.

Da sei Gott . . . (sich verbessernd).
Will sagen: Sei der Teufel vor!

Digitized by Google

(Ungeheurer Tumult erhebt sich im Saale; die Thüre wird aufgerissen. Marat, Legendre, eine große Anzahl Deputierter treten herein, unter wildem Geschrei.)

Die Zwölfe aufs Schaffot! — Hoch! hoch! Marat!

Marat.

Verbrüderung, Verbrüd'rung mit dem Volke!
Der Sieg ist sein: — verkündet ihm den Sieg!

Legendre.

Folgt mir! Ihr alle kommt und teilt das Glück,
Die ersten Boten des Triumphs zu sein.

Ein Deputierter.

Die Boten des Triumphs und der Verheißung —
Der Sturz der Zwölfe ist ein Anfang nur.

Marat.

Die Zwölfe heut' und morgen die Gironde!

Alle.

Und morgen die Gironde!

(Alle Deputierten ab, durcheinander rufend.)

Es lebe das Volk! Tod jeder Tyrannei! Hoch Marat! — Hoch die Republik!

Marie

(die sich während des Vorhergehenden in den Hintergrund gedrängt, vortretend)

Und morgen die Gironde? — und morgen Ihr!
Wenn noch zum Hohn das Recht nicht ward auf Erden.

(Danton und Lacroix erscheinen an der Thüre des Saales.)

Lacroix

(zu Danton, auf Marie zeigend).

Sie wartet noch.

Danton.

Laß mich mit ihr allein.

(Lacroix giebt den Hülfiers ein Zeichen; sie treten mit ihm in den Saal.)

Digitized by Google

Vierter Auftritt.

Danton. Marie.

Danton.

Gegrüßt, Marie Roland!

Marie

(sich umsehend, mit einem halb unterdrückten Schrei).

Er selbst — Danton!

Danton.

Ihr flieht vor ihm? Ihr fürchtet ihn wohl gar?

Marie (sieht ihm ins Gesicht).

Du irrst, Danton — ich fürcht' dich nicht.

Danton.

Ihr haßt

Mich nur.

Marie.

So ist es.

Danton.

Meine Häßlichkeit

Macht diesen Haß begreiflich. Doch läßt er
Sich überwinden: — mancher Frau gelang's.
Wir sollten Frieden schließen.

Marie.

Frieden — wir?

Danton.

Ich biet' ein Unterpfand: Roland ist frei.

Marie (aufatmend).

Ist frei! — und ist's — durch wen?

Digitized by Google

Danton.

Soll ich mich loben?

Marie.

Ich dank' euch ungern — dennoch dank' ich euch.

Danton.

Nun seht! es gilt ja nur sich überwinden.
Ihr habt's gethan aus Liebe zu dem Gatten;
Wie wär's, wenn ihr's noch einmal unternähmt,
Aus Liebe zu dem allgemeinen Besten?

Marie.

Das du vertrittst?

Danton.

Das gerne ich verträte.

Marie.

O frevler Hohn! — Das allgemeine Beste,
Vertreten durch Danton? —

Danton.

Durch einen Mann
Zum mindesten! . . . Kein Weib und keinen Träumer,
Durch keinen Wollenden und Hoffenden,
Nein, endlich einmal einen Könnenden!
Den stärksten Sohn der unerhörten Zeit,
Der, mündig worden, seine Mutter bändigt.

Marie.

Sie bändigt, sagst du? — Sag': entwürdigt, schändet!
Auf ihre Stirn das Siegel drückt der Schmach, —
Dem Fluche preisgiebt, die gesegnet war,
Blutrünstig durch den Kot der Erde schleift,

Digitized by Google

Die hoch und her vor allen andern prangte.
O welch' ein Sieg! Ein Ungeheuer — nein!
Ein Mann, ein Held errang ihn im September!...

Danton.

September! — gesprochen ist das Wort. —
Es drückte schwer. — Fühlt sich dein Herz entlastet?
September und Danton — die zwei Begriffe,
Sind einer für das Hirn der Girondisten.
(Nach einer Pause.)
Was wälzt ihr alle Schuld auf mich allein?
Rief ich zum Morden? hab' ich's hindern können?

Marie.

Verleugnest du dein Werk und dich in ihm?

Danton.

Verleugnen? ... Du hast Recht; nun, sei's darum: —
Es war mein Werk. Ich dachte das Verbrechen,
Erwog's in meinem Sinne und — beging's! —
Wollt ihr allewig nun darüber rechten?
Kennt ihr von mir nur diese eine That?
Die dunkle hat so manche lichte Brüder;
Seh'n diese eure scharfen Augen nicht?
— Gerechtigkeit! Ihr Richter stets bereit.

Marie.

Erzittere vor ihr! — begehr' sie nicht! —

Danton.

Sie nennen dich: die Königin Roland;
Du bist's fürwahr — dir unterthänig sind
Die Herzen vieler —: übe deine Macht,
Zum Heil und Siege jener, die dir dienen.

Digitized by Google

Du siehst, wohin der Kampf mit mir sie führt,
Und wohin mich eure Verachtung treibt. —
Ihr steht am Abgrund — ich im Bündnis mit
Marat und Robespierre.

Marie.

Durch deine Wahl! —

Danton

(ohne ihren Einwurf zu beachten).

Ihr habt geträumt: — erwacht! — schließt euch an mich!
Ich bringe was euch fehlt: die Kraft! Ein Volk
Läßt von der Rednerbühne aus sich nicht,
Wie ihr geglaubt, regieren. Geister, Denker,
Sie üben nicht, sie leiten die Gewalt.
Beraten mögen tausend Köpfe, handeln
Kann doch nur eine Hand. Ihr braucht die Hand,
Die einen Zaum anlegt dem rohen Pöbel,
Die dem Konvente eine Richtung giebt,
Der Nation den siegenden Impuls,
Ergreift sie denn!

Marie (mit Abscheu).

Die deine? Mörder!

Danton.

Thut's!
Ich steh' euch näher als den Jakobinern,
Marat entwürdigt meine Politik,
Und Robespierre raubt mir des Volkes Liebe . . .
Noch bin stärker ich allein als sie,
Doch kommt der Tag, wo sie mich überflügeln —
Ich kenne Schranken, und sie kennen keine. —
(Ihr näher tretend.)

Digitized by Google

Schließt euch an mich, und Frankreich ist gerettet: —
Die Redlichkeit bringt ihr, und ich die Stärke,
Ein kräftig Kind wird diesem Bund entspringen,
Das Gesetz! und unter seiner festen Herrschaft,
Ein neuer Staat auf stolzen Säulen steh'n!

Marie
(sieht ihn mit einem langen Blicke zweifelnd an).

Vermöchte ich in deiner Brust zu lesen!

Danton.

Du bist ein Weib — und liebst . . . Willst du ihn seh'n,
Der Deinen Untergang? Roland — Buzot —
Die Freunde all', geschleppt vor feile Richter, —
Verhöhnt, beleidigt, schonungslos verlästert,
In jeglichem Gefühl verletzt, — gepeinigt
In jedem Sinn! bis endlich stumpf gemartert
Die Schatten derer, die sie einst gewesen,
Den Henkerskarren schwanken Tritts besteigen
Und durch die Reih'n, die jubelnden, des Volks —

Marie.

Das schwör' ich dir, so werden sie nicht sterben!

Danton.

Nie lauter jauchzt der Troß, als wenn die stürzen,
Mit denen er Abgötterei getrieben,
Und keinem speit er lieber ins Gesicht
Als dem Idol, vor dem er Weihrauch brannte. —
O warne, die du liebst! Dein Mut ist groß:
Du selbst, ich weiß, du stürbest ungebeugt,
Doch sterben seh'n ist gräßlicher als sterben,
Wenn unser Glück erlischt mit jenem Leben,

Digitized by Google

Das scheidend dort, nur mehr ein kleiner Funke,
Auf der Getreuen bleichem Antlitz irrt.
Und jetzt — o einen Blick nur! — einen noch! —
Das Heil der Erde gäbst du hin für ihn . . .
— Vorbei! — ein Schritt — es beugt sich Knie und Nacken —
Aufgellt ein Schrei — es sinkt das blanke Beil,
Und der Geliebten Auge bricht im Korb . . .

Marie.

Komm' mit, Danton — komm' mit mir zu Roland —
Sprich zu den Meinen, wie zu mir du sprachst;
Vielleicht vermag — und füge es ein Gott! —
Dein Wort die Redlichen dir zu versöhnen.

Danton.

Wenn du es willst, so sind sie mir versöhnt;
Und leichter wahrlich ist's an mich zu glauben,
Und meine Kraft, als an die wilde Posse
Der Revolution, die wie Saturn
Die eig'nen Kinder, ihre — Narren, frißt.
Ihr nahmt sie ernst, und das war euer Irrtum,
Ihr sahtet in ihr den heiligen Altar,
Auf dem der Mensch zum Gotte sich verwandelt,
Und sie ist nur die Stufe, die man — tritt,
Sie hebt empor, allein sie steigt nicht mit.

Marie.

Danton!?

Danton.

Die Freiheit freien Geistern! Knechtschaft,
Allewig Knechtschaft dem gemeinen Troß,
Der auch allewig bleiben wird — gemein.
Wir aber — wir . . .

Digitized by Google

Marie.

Genug! . . . Die Maske fiel —
Du stehst vor mir, wie ich dich immer sah,
Und meine Seele schaudert vor dem Anblick! . . .
— Du glaubst an eine schön're Zukunft nicht?
Du glaubst es nicht, daß dieses arme Volk,
Das jetzt so gräßlich irrt, Besinnung finden,
Erwachen wird aus seinem Wahnsinnstaumel,
Und besser, stärker sich erheben wird
Aus diesem Kampf, in dem trotz aller Greuel,
Vor denen wir das Angesicht verhüllen,
Trotz allem Unrecht, aller Schuld, dies Volk
Doch um der Menschheit höchste Güter ringt . . .

Danton.

O Thörin! Schwärmerin!

Marie.

Das glaubst du nicht?
Du glaubst nicht an das Volk und kniest vor ihm?
Du glaubst nicht an das Volk und siegst durchs Volk?
— Nun sieh'! wir unterliegen ihm und lieben's!
Wir fallen, — unser Glaube steht!

Danton.

Noch heut'.
Er wird erst wanken auf der Guillotine.
Dahin führt euer Weg.

Marie.

Wir geh'n ihn freudiger,
Was du auch sagst, und wie du dich betrügst,
Als du den deinen geh'st — zur Diktatur! . . .
(Sie will gehen.)

Digitized by Google

Danton
(ergreift ihre Hand und zwingt sie stehen zu bleiben).

Halt da! Wir sind zu Ende nicht, wir beide!
Du wirst von mir nicht scheiden, wie du kamst,
Im siegenden Bewußtsein deines Rechts,
Mit dieser Stirne und mit diesem Blick! . . .
Es giebt ein Wort, das sie zerfließen macht,
All' deine Herrlichkeit. — Vernimm's!
— Ich sag' dir — ich! der gräßliche Danton —
Er hält um nichts dich besser als du ihn,
Und hat dazu ein unbestreitbar Recht!
(Marie bleibt sprachlos, und starrt ihm ins Gesicht.)

Danton.

Wir sind von einem Standpunkt ausgeschritten,
Wir wandern einen und denselben Pfad,
Und deine Spur wie meine raucht von Blut!
Die Opfer des Septembers fielen mir,
Den Mord des Königs, der vollzogen ward,
Den Mord der Kön'gin, der vollzogen wird,
Nimm sie auf deine Seele!

Marie.

Oh!

Danton.

Den Fall
Der Girondisten, wer rief ihn herbei?
— Diejenige, die in den Kampf sie trieb,
Und doch gewußt, und doch es wissen mußte:
Das sind nicht die gewaltigen Titanen
Mit Marmorherzen in der Brust von Erz.
Gemacht zu schreiten durch die blut'ge Zeit,

Digitized by Google

Noch furchtbarer, noch blutiger als sie,
Vor keiner Unthat schaudernd, doch den Sieg
Gefesselt schleppend an der Ferse Tritt!
— Das sind nur Träumer, tugendhafte Schäfer,
Die um die Freiheit buhlen mit — Gedichten.
Das kräft'ge Weib braucht kräftige Umarmung,
Und spottet der platonischen Verehrer.
Du schickteſt wehrlos sie zur Werbung aus;
Sie boten ihre nackte Brust dem Sturm,
Und liegen nun zerschmettert auf dem Grund.
Zerschmettert — atmend noch — die Rettung naht
Und du — du stößeſt sie zurück, weil dir
Verhaßt der Retter, der sie bringt!

Marie.

— Entsetzen!

Danton.

Das thut ein Weib an denen, die sie liebt,
Und dieses Weib erkühnt sich, mich zu schmähen?
Mich zu verachten? — — Höll' und Tod! dies Weib
Ist meine ebenbürtige Genossin —

Marie.

Hinweg! — hinweg! —

Danton.

Hieher, Marie Roland!
Hier steht der Mann, zu welchem du gehörst.
(Mit dreistem Hohne.)
Der Haß ist oft nur mißverstand'ne Liebe,
Ich bin vielleicht dir teurer als du glaubst,
Wie du mir ähnlicher, als du's gewußt.
Zu mir! zu mir! Wir beide fest verbunden,
Wir unterwerfen spielend uns die Erde!
(Er geht auf sie zu.)

Digitized by Google

Marie.

Zurück!

Danton.

Flöß' ich dir Abscheu ein?

Marie.

Du mir?

Den größten — ja!

(Tonlos.)

Und ich mir selber! . . .

Danton.

Abscheu?

— So schwer gebeugt und trotzdem ungebrochen?
So tief gesunken —?

Marie.

Noch nicht bis zu dir!

(Dumpf vor sich hin.)

Wenn auch entsetzlich — von so stolzer Höhe —
O welch' ein Fall! . . . Weh' über mich! . . . Mir schwindelt.
Was wollt' ich hier? . . .
Verwirrt mein Sinn, umdüstert die Gedanken —
Das ist der Wahnsinn! . . .

(Aufschreiend.)

Retten wollt' ich — retten!
Es giebt noch Rettung, muß sie geben. — — Fort!

(Sie stürzt hinaus.)

Danton.

Verlorene, fahr' hin! — stürz' ins Verderben
Die Deinen und dich selbst. — Ich geb' euch auf:
Ihr wollt den Tod. Ihr konntet meine Flügel,
Jetzt aber müßt ihr meine Brücke sein!

(Von der Straße herauf ertönt tausendstimmiger Ruf.)

Digitized by Google

Danton! Danton!

(Lacroix erscheint an der Thür des Sitzungssaales.)

Lacroix.

Kommst du, Danton? Die Deputierten alle
Verbrüdern mit dem Volke sich; es ruft
Nach dir.

Danton.

Ich komme!

(Ab mit Lacroix.)

(Robespierre kommt durch die Mitte, Huissiers folgen ihm.)

Robespierre.

Nicht mehr hier, Danton?

Huissier.

Nun eben fort; er weilte lang.

Robespierre.

Mit wem?

Huissier.

Mit wem? — Ich glaube, mit dem Weib Roland.

Robespierre.

Mein guter Freund, Danton verrät das Volk.

Huissier.

Ich sag' es ja; er hält's mit der Gironde.

Robespierre.

Gebt acht! gebt acht auf seine nächste Rede.

(Er tritt an das Fenster, und blickt hinab, während das Geschrei auf der Straße fortdauert. Für sich.)

Sie lieben ihn zu sehr; er wird zu mächtig.
Die Republik braucht weder Herrn noch Götzen.

Digitized by Google

Eine dumme Geſchichte.

I.

Vor langer Zeit lebte in einem deutſchen Gau ein gewaltiger Ritter. Er hatte eine herrliche Burg; er hatte kühne und wehrhafte Knechte; er hatte weite Ländereien, die er alle ſelbſt erobert, und große Reichtümer, die er alle ſelbſt zuſammengeraubt. Er hatte auch eine ſchöne und tugendſame Frau. Sie hieß Dina, die Erhabene, hätte aber eigentlich die Demütige heißen ſollen. Still und fleißig waltete ſie tagsüber am Herde und am Webſtuhl, und wenn der Abend einbrach, ſtieg ſie zum Söller empor und lugte aus nach ihrem reiſigen Herrn.

Sobald ſie ihn erblickte, ließ ſie ihr goldgeſticktes Taſchen-Fähnlein wehen und eilte ihm entgegen in den Burghof. Dann geleiteten ſie und ihr Page den Ritter in ſein Gemach, wo er ſich auf das mit einem Bärenfell bedeckte Lager warf, ſeinem holden Weibe die Beine entgegenſtreckte und ſprach: „Stiefel!“

Und ſie nahte in liebevoller Dienſtbefliſſenheit und zog ihrem Gemahl die, je nach der Jahreszeit, mit Staub, Kot oder Schnee bedeckten Stiefel aus.

Müßig (bis auf einiges Zähneknirſchen) ſtand der Page, ein Jüngling, voll zarter Empfindung daneben und dachte: deß ſollt' ſie ſich doch nicht unterwinden, trotz aller Weibesgüte und Tugend, deß doch nicht! Und mehrmals, hingeriſſen von ſeinen Gefühlen, wagte er's und erhob ſeine Stimme zu wohlgeſetzter Rede:

„Überlaſſe mir, o Herrin, hochgemute, des Stiefel-Ausziehens unrühmlich Bemühen.“

Aber ſein Flehen verhallte unbeachtet, und was er darüber empfand, war ein tiefer Gram. Seine Heiterkeit

Digitized by Google

verschwand; er wandelte dahin, wie er nie geahnt hatte, daß man wandeln könne — in Gedanken.

Und sein Sinnen war kein totes, vielmehr ein mit reichen Keimen belebtes, die nach Entfaltung rangen, wuchsen, und endlich aus ihrem Schattenreiche hinaus in die wirkliche Welt gelangten, als die gereifte Frucht eines erfinderischen Geistes, als ein Werk!

Man hatte ihn gesehen, kleine Klötze zuhauen und in den sogenannten Pagenturm hinauftragen, und hatte ihn die Nächte hindurch bis zum frühen Morgen sägen, hobeln, raspeln gehört. Sein Thun blieb ein geheimnisvolles; er verweigerte jegliche Auskunft darüber, wurde sehr mager, und aus seinen Augen leuchtete jene Seligkeit, die durch das Bewußtsein eines von Erfolg gekrönten Strebens hervorgerufen wird.

Ein schöner Sommertag ging zur Neige; schon brach der Abend herein, als Hörnerklang ertönte; der Herr an der Spitze seiner Mannen kehrte heim. Er hatte sich erkältet, war ganz heiser und sprach, vom Pferde springend, zu der ihm Willkommen bietenden Gattin: „Würzwein!“

Sie eilte, das Verlangte zu bereiten; er, von dem Pagen allein gefolgt, ging auf sein Zimmer. Als er sich dem Lager näherte, fiel ein seltsames Ding ihm auf, das vor demselben stand. Wie eine kleine Bucht zwischen vorgestreckten Landzungen war es gestaltet und ruhte schräg, aber fest, auf kurzen Füßen.

„Wer hat mir das gebracht, was ist das?“ fragte er.

„Ich habe es gebracht und gemacht,“ erwiderte der Page, und seine Wangen erglühten in freudigem Schöpferstolz: „O Herr, es ist ein Stiefelknecht.“

Er unterwies den Ritter im Gebrauche des neuen Hausgerätes, und der Ritter freute sich sehr darüber und zog

Digitized by Google

zum puren Vergnügen die Stiefel gleich zwei Mal nach einander aus und an.

Er war eben im Begriff, die Vortrefflichkeit der Erfindung zum dritten Male zu erproben, als seine Hausfrau eintrat, den Würzwein in goldenem Becher auf silberner Platte tragend. Beinahe wäre ihr beides entsunken.

„Was thut mein Herr?“ fragte sie, und ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen. „Sind meine Dienste meinem Herrn entbehrlich geworden? Vermag ein Stück Holz mich bei meinem Herrn zu ersetzen?“

Der Ritter entgegnete: „Nicht alleweil, nur in dem einen Fall.“

Aber dieser Trost tröstete sie keineswegs. „Wer hat die frevelige Erfindung ausgeheckt, die mich in irgend einem Falle meinem Herrn entbehrlich macht?“ forschte sie mit Bangen.

„Der treueste Diener dein, — ich!“ stammelte der Page und warf sich ihr zu Füßen. Er bat um Gnade und Verzeihung und betenerte die Lauterkeit seiner Absicht. Habe sie ihren Zweck verfehlt, so trage daran einzig und allein der Begriff schuld, den er von Frauenwürde hege.

Half alles nichts. Die Herrin blieb dabei, er habe sie um die Ausübung eines ihr werten Rechtes betrügen wollen, und befahl ihm, das Werkzeng, welches arglistig dazu hatte dienen sollen, ins Feuer zu werfen.

Dieser Befehl war von einem Blick begleitet, der dem armen Jüngling das Herz zerschnitt und ihm verkündete, daß er die Huld seiner Herrin unwiederbringlich verloren hatte. Der bittere Schmerz, von dem nur die grausam Verkannten wissen, ergriff ihn, zugleich aber auch eine mächtige Liebe für sein Werk. Er trug es empor in seine Turmkammer, schrieb dem guten Stiefelknecht eine genaue Gebrauchs-An-

Digitized by Google

weisung auf den Rücken und verbarg ihn in einer Vertiefung der Mauer, die er mit Steinen verlegte. Dann weihte er ihn tiefbewegt dem Verständnis kommender Geschlechter und entfloh beim ersten Morgengrauen.

Nie wieder hat man von ihm gehört; er ist vergessen und verschollen, ein Märtyrer seiner Erfindung.

II.

Hundert Jahre später hauste der Urenkel des gewaltigen Ritters auf der Burg. Er war ein friedfertiger Herr, der sich der Gelehrsamkeit befliß, und besaß eine kleine lebhafte Frau und zwei schöne Kinder. Diese spielten dereinst Verstecken im halb verfallenen Pagenturm, fanden dort im Schutte den Stiefelknecht und brachten ihn ihrer Mutter.

Die kleine Frau wunderte sich über das seltsame Ding, und da sie vor lauter Neugier lesen gelernt hatte, machte sie sich gleich daran, die Schriftzüge, mit denen es bedeckt war, zu entziffern. Dabei wurde ihr Gesicht immer freundlicher; plötzlich lachte sie laut auf, und ihre Kinder lachten mit; sie hüpfte und tanzte mit dem Stiefelknecht im Zimmer herum, und die Kinder tanzten und sprangen wie Böcklein und jubelten über den Jubel ihrer Mutter.

Der Freudentaumel hatte seinen höchsten Grad erreicht, da kam der Herr Vater von der Gesundheits-Promenade, die er täglich zu unternehmen pflegte, nach Hause. Er steckte den Kopf zur Thür herein und sagte:

„Unziemlich ist es zu jubeln und zu tanzen am Wochentage. Weichet hinweg zur Schulstube, ihr Kinder, und du, Thusnelda, Geliebte, zieh' mir die Stiefel aus."

„Schwerlich, schwerlich", sprach die kleine Frau und machte dazu einen komplizierten mittelalterlichen Knix, „für die Stiefel meines Herrn hat sich ein Knecht gefunden, die Magd

Digitized by Google

kündigt den Dienst," und sie stellte den Stiefelknecht dem Gatten vor die Füße.

„Thuschen, wonnevolle," war alles, was er im ersten Augenblick hervorbrachte.

Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen, denn ihm schwindelte.

Vor seinem ahnungsvollen Geiste stieg ein neues Kapitel der damals noch völlig unbekannten Kulturgeschichte auf. Er sah alle Frauen dem Beispiel der seinen folgen, und alle Männer darauf angewiesen, sich ihrer Stiefel von einem fühllosen Instrumente entledigen zu lassen statt von liebender Hand.

„Mein armer Sproß," sprach er nach einer langen Pause und legte die Rechte auf seines siebenjährigen Söhnleins Haupt. „Die gefüge Magd kündigt den Dienst. Hast du's gehört und wird dir schlimm wie mir? Unfroher Zukunft reift mein Sproß entgegen; verschoben zwischen Mann und Frau ist das Verhältnis."

„Nur ein wenig zurechtgerückt," versetzte Thusnelda und streichelte ihres Töchterchens Locken.

„Mich jammert deines Irrwahns", klagte der Gatte; „hinweggetilgt mit der minniglichen Frauen Demuth wird des Hauses Eintracht sein."

„Ja, ja," erwiderte sie, „die Eintracht zwischen Unterwürfigkeit und Gewalthaberei wird wohl hinweggetilgt sein."

Er sah sie mit großen, runden, bestürzten Augen an.

„Sollen wir hinkünftig auch die Kindlein in die Welt setzen und ihrer warten?" fragte er.

Die Frau schlug die Hände zusammen: „Gott steh' mir bei! von den Lippen meines Hochgelahrten entfleucht Unsinn."

Und er wurde böse und sprach: „Wer hat dir solche Rede zu mir erlaubet? Meine Zornwut weckst du. Thörichte

Digitized by Google

Weiber! Preis zu erjagen gedenket ihr, und werdet sinken im Preise und sitzen bleiben alle! Kein mannlicher Mann wird werben um ein Gespons, das sein nicht magdlich pflegen will. Unweise und untergeordnet in allen Stücken dem Manne seid ihr Weiber. Was an euch ehren soll er, wenn nicht die Ehre, so ihr ihm bietet; was lieben an euch, wenn nicht die Liebe, so ihr zu ihm traget? . . ."

Er wollte noch weiter reden, aber Thusnelda unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter. „Schön Dank für dieses Geständnis, o du mein trauter, aufrichtiger Geselle!" sagte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Die Ehegatten umarmten einander, während ihre Kinder sich in der entgegengesetzten Ecke des Gemaches prügelten, weil das Bübchen gesagt hatte, es werde nie eine Frau nehmen, die sich weigere, ihm die Stiefel auszuziehen, und das Schwesterchen ihm dafür eine Ohrfeige versetzt hatte.

„Laßt ab vom Kampfe, ihr Kinder," befahl der Vater. „Vernunft angenommen hat die reine Süße, eure Mutter."

„O weh!" jammerte sie, ihr hübsches Köpfchen zur Achsel neigend. „Wie thut das Herz mir weh, daß ich eine Frau nur bin, und demnach unweise, demnach unfähig, Vernunft anzunehmen. So hat mein gelahrter Herr gesagt, und seinem Worte darf ich nicht zuwider handeln."

„Nicht zuwider handeln", murmelte der Gatte und versank in tiefes Sinnen. „O liebe Frau, die Folgen sind unabsehbar," sprach er endlich, seufzte und — bediente sich des Stiefelknechts.

Digitized by Google

Sankt Peter und der Blaustrumpf.

Ein Weiblein klopft am Himmelsthor,
Sankt Peter öffnet, guckt hervor:
— „Wer bist denn du!" — Ein Strumpf, o Herr" . . .
Sie stockt, und milde mahnet er:
„Mein Kind, erkläre dich genauer,
Was für ein Strumpf?" „Vergieb — ein blauer."
Er aber grollt: „Man trifft die Sorte
Nicht häufig hier an unsrer Pforte.
Seid samt und sonders freie Geister,
Der Teufel ist gar oft nicht dreister,
Geh hin! er dürfte von dir wissen,
Der liebe Herrgott kann dich missen."
— „Das glaub' ich wohl, — doch ich nicht ihn,
O Heil'ger, wolle noch verziehn!"
Sie wagt es, sein Gewand zu fassen,
Hat auf die Knie sich sinken lassen.
„Du starker Hort, verstoß' mich nicht,
Laß blicken mich ins Angesicht
Des Ew'gen, den ich stets gesucht."
„In welcher Weise, ward gebucht.
Man strebt ihm nach wie's vorgeschrieben,
Du bist uns fern und fremd geblieben."
Das Weib blickt flehend zu ihm auf:
„Wär' dir bekannt mein Lebenslauf,
Du wüßtest, daß in sel'gen Stunden
Ich meinen Herrn und Gott gefunden."
Der Pförtner stutzt: „Allwo? — Sprich klar!"
— „Daselbst, wo ich zu Hause war,
(Mein Handwerk brachte das mit sich)
Im Menschenherzen. Wunderlich

Digitized by Google

War dort der Höchste wohl umgeben;
Oft blieb von seines Lichtes Weben
Ein glimmend Fünklein übrig nur,
Und führte doch auf Gottes Spur.
Ob er sich nun auf dem Altare
Den Frommen reicher offenbare —
Das zu entscheiden ist Dein Amt.
Bin ich erlöst? bin ich verdammt?
Sankt Peter zu derselben Frist
Etwas verlegen worden ist,
Dacht' eine gute Weile nach,
Nahm endlich doch das Wort. Er sprach
Und rückt dabei den Heil'genschein:
„Besprich es drin. — Ich lass' Dich ein."

Die Erdbeerfrau.

„A loadi's Erdbeer-Jahr, natürli, gel'?
Am Benno-Tag, der Frost, der hat's dawischt!" —
Sprach sie mich an und lächelte dazu
Mit welkem Mund und wasserblauen Augen,
So harmlos wie ein Kind, die dürre Alte.
„Recht schlimm für uns, und schlimmer noch für Euch,"
Erwidert' ich, „Ihr kommt um den Verdienst,
Den besten wohl im Sommer."
„I? No wiss'ns,
Geit's ihrer weni, wern's halt besser zahlt,
Die Erber, gar die schöni, aus'm G'stoan,
Wie ebba selli da!"

Digitized by Google

Sie rückt hinweg
Den Deckel ihres Korbs, und drinnen lagen
Auf Tannenreislein und auf frischen Blättern
Erdbeeren duftend und so purpurrot,
Daß schon ihr Anblick eine Labung war.
Der Alten bot er wahren Hochgenuß:
„Die wachs'n auf'n Stauf'n, in die Schlucht'n,"
Sagt sie und hebt voll Finderstolz ihr Körbchen.

Ich hätte seinen Inhalt gern erworben;
Er war verkauft. Vom Berge kam die Frau,
Nach langem Tagewerk, war hungrig jetzt,
Ein wenig müd' und sehnte sich nach Hause.
„Es warten Eure Kinder," meinte ich,
„Und Enkel dort auf Euch."
„Auf mi' wart' koa's,
I bin alloa," gab sie zerstreut zurück,
Und mit der Rechten ihre Augen deckend,
Sah in die Sonne sie, die goldig flutend
Soeben hinter Bergeshöh'n versank.

„Da schaug'ns hin, zum Zwisl schaug'ns hin,
Da bin i morg'n um die Zeit scho g'west.
Gon Ab'nd hoaßt's zur Alm no auffikrabin,
Im Heubüh drob'n schlaft ma woltern guat
Und fruh um zwoa geht's ani scho' in d'Staud'n."

Und wieder lag auf ihrem greisen Antlitz
Das Kinderlächeln, das mich gleich bezwang,
Als sie nun sprach von ihren Wanderungen
Im Morgendämmer und beim Sonnenaufgang,
Durch Waldesdunkel, durch das Felsgeklüft,
Und drob so Müdigkeit vergaß, wie Hunger.
Ein Jäger nur erzählt mit solcher Freude

Digitized by Google

Von seinen Abenteuern auf der Pirsch,
Wie von den ihren sie „beim Erdbeer-'Brocken."
Mit stillem Neide horcht' ich. Aus der Not
Nicht eine Tugend nur, auch Glück zu machen,
Das ist die allerhöchste Lebenskunst.
Ihr freilich mag sie leicht geworden sein,
Der schlichten, alten Freundin der Natur,
In diesem Dasein, halb im Traum geführt,
Dem Kampf der Welt entrückt, von Leiden frei.

„G'sund bin i, Gott sei Dank!" schloß sie vergnügt,
Und zwinkert' nach den glutumsäumten Bergen
Voll Liebe hin, „und hon aa' koani Sorg'n."
„Im Sommer, doch wie sieht's im Winter aus?"
„Mit Gottes Gnad', an diem, a bissl wiescht,
Ma hofft halt immer, daß bal' Frühling wird.
An Gaschicks bringt ihm scho' so kloanweis furt."
„Das ist der Trost der Einsamen," sagt' ich,
„Wie Ihr es seid, vielleicht von jeher wart?"

Gutmütig, heit'ren Spotts zuckt sie die Achseln.
Ob meines Irrtums. „Na, von jeher nit,
I hon amal a schön's A'wes'n g'heit,
An braven Mo', fünf Kinder — ja amal!"
„Fünf Kinder? Hab' und Gut? Und steht allein
Und arm jetzt in der Welt? . . . Wie ging das zu?"
„No, schiefri ebba. 's Unglück hat uns hoamg'sucht,
Verbrunnen san mer aa'", gab sie zur Antwort
Und schien zu denken: Ei, was kümmert's dich?
Doch mählich eines bessern sich besinnend,
Hob leise seufzend sie von neuem an:
„Vor dreizehn Jahren, — warten's — na, vor achtzehn,
Ja wirkli, achtzehn — wie die Zeit vergeht!
Da is bei uns das großi Feuer g'west.

Digitized by Google

In d' Tenna ei'gſchlag'n hat der Blitz von Himmi —
Und voll mit Troad wie's war, ſo is verbrunnen,
Und aa der Mo', ſex Küh', zwoa Kinder, all's
Verbrunna."

„Wie? Verbrannt?!"

„Ja, ja verbrennt.
Mi ſelba hat der Nachbar no am Zopf
Der damal armsdick war — wer möcht' dees glaub'n? —
Herauszerrt aus die licht'rloh'n Flammen.
Die Gloabiger hon ſi' den Grund biholten,
Und wiar i gang'n, wiar i g'ſtand'n bin,
So bin i von der Brandg'ſtätt weiterzog'n."

„Mit Euren Kindern?"

„Jo, mit denen drei,
Die übri blieb'n ſan, zwoa Diendln und
An kloan'n Bueb'n," entgegnet ſie gelaſſen.

„Und dann? Wie habt Ihr dann Euch fortgeholfen?"

Sie hob den Kopf empor: „No, ehrli halt.
Viel g'arbeit, viel, und aa' a biß'l bet',
A biß'l nur, denn damaln, wiſſen's, Frau,
Da war i bös mit unſern lieben Herrgott,
Und bin's aa' blieben no a lange Weil',
Denn oans vo meini Diendln is ſchlecht g'rat'n
Und leit da drauß'n v o r der Kirchhofmauer,
I mach en Umweg, mueß i dort vorbi."

„Die zweite aber? — die?"

„Die hat an Bauern,
In Hammerau, an reich'n, is verſorgt."

„Und ſorgt für ihre Mutter, will ich hoffen."

„Für mi? Was denken's denn? Sie hat den Mo',
Hat ihm ins Haus koan roti Heller bracht
Und wird aa' koanen 'naustrag'n — dees hoff i!"

Digitized by Google

„Und Euer Sohn?"
„Seidat war'r, Schandarm . . .
I ſag, er war, jetzunder is er tot,
Erſchoſſ'n von die Paſcher an der Grenz'.
In letzten Hirgſcht hon i die Nachricht kriegt."
Sie ſprach es langſam, leiſe unbewegt,
Sann nach ein Weilchen; wie ein Lichtſtrahl flog's
Erhellend freudig über ihr Geſicht.
„Der is mit mir gar oft in d' Erdber' ganga
Wier er a Bua no war und ſpäter aa',
Der hat die Berg ſo guat gekennt, wiar i."
Sie blickte in die Weite, ganz verklärt
Vom ſanften Glück des lieblichſten Erinnerns,
Und wandt' zum Gehen ſich mit kurzem Gruß.
Doch plötzlich hielt ſie an. Die lichten Augen
Erglänzten wild und ſtoben Zornesfunken.
An uns vorbeigeſchritten kam ein Knabe,
Der in der Hand ein Schüßlein voll mit Beeren,
Armſel'gen, halbgereiften, trug. — „Du Lump,"
Rief ihm die Alte zu, „kanſt's nit derwart'n,
Daaß d' Erber' rot wer'n, muaßt di greani rupf'n?"
Mit hoch erhobener Fauſt bedroht ſie ihn,
Und ein gewaltig Fluchwort flog ihm nach,
Als ſchleunig er und ſtill die Flucht ergriff.
Dann aber ganz erregt vor Schmerz und Grimm
Sprach ſie: „Dees is mei' allerirgſter Kumma,
Wenn's d' Erber' brock'n n'reif und kloanleizi
Ma mirkt's ja deutli, 's thuat der Pflanzen weh.
Sie wehrt ſi drum, was ſie nur ko', di Armi,
Juſt wier a Muatta um ihr liebis Kind,
Do' wenn die Frucht erſt zeiti wor'n is,
Geits 's geduldi her; no jo, ſie hat

Digitized by Google

Das ihre redli' tho', und denkt ihm halt:
Jetz' werst der endli aa dein Frieden gunna."
Da stockte sie und sah mich fragend an,
Bestürzt beinah ob dieser Worte Sinn,
Der dämmernd nur ihr zum Bewußtsein kam,
„Wo wohnen's?" sprach sie hastig.
„In Sankt Zeno."
„Da kimm i lei' an nächst'n Sunnta hin,
Und Erber' bring i Ihna, solchi haben's
No niemal koana gsegn. Bfüth' Ihna Gottl"

Digitized by Google

Buchschmuck aus Fritz Lienhard, Die Schildbürger.

Heimatkunst aus deutschen Gauen.

Aus Tirol: Adolf Pichlers Tiroler Geschichten und Wanderungen. 5 Bände. Gesamtpreis geh. M. 15.—, geb. M. 20.—. Auch in 30 Lieferungen zu je 50 Pf. = 30 kr., zu beziehen.

Inhalt und Einzelpreis der Bände:

Allerlei Geschichten aus Tirol. Dritte und vierte Auflage, geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. Zweite Auflage, geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Kreuz und Quer. Gesammelte Streifzüge. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage, geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— **Adolf Pichlers dichterische Werke.** 5 Bände. Geb. in Karton gelegt M. 12.—.

Inhalt und Einzelpreis:

Hymnen. Dritte Auflage, geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.
In Lieb und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Die Tarquinier. Trauerspiel in fünf Akten. Zweite Auflage, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Markſteine. Gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage, geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Wenn einmal die Zeit Auslese gehalten hat, und die Frage auftaucht, wer hat zu Ende des Jahrhunderts, das mit Goethe und Schiller begonnen,

Digitized by Google

der deutschen Dichtung noch die originellsten Töne geliehen, wird man gewiß Adolf Pichler in erster Linie nennen müssen.

Professor Alois Brandl
in der „Deutschen Litteratur-Zeitung" Januar 1897.

Aus Steiermark: Hans Grasberger, Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Peter Rosegger, Karl von Thaler u. A. 8 Bände. Geh. je M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Steirische Geschichten. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ich thue Paul Heyse nicht weh, Gottfried Keller nicht und auch Theodor Storm nicht, wenn ich manche Novelle Grasbergers, was formliche Vollendung angeht, diesen Klassikern des Stiles an die Seite setze.

Peter Rosegger im „Heimgarten".

— Wilhelm Fischer, Grazer Novellen. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Wilhelm Fischer hat durch die „Grazer Novellen" einen Platz neben den besten modernen Erzählern Österreichs erklommen und verdient allgemeine Teilnahme an seiner Dichtung. So lange wir seinem Vortrag lauschen, hat er uns in seiner Gewalt, wir glauben an seine Menschen, an seine Landschaften und fühlen uns wohl in seiner Gesellschaft, wenn auch seine Stimme mitunter zittert und nicht bloß von Freude und Sonnenschein zu berichten vermag.

Prof. Richard Maria Werner im Prager Tagblatt.

Aus Kärnten: Holger Drachmann, Kärntner Novellen. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Von den Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben: Adam Müller-Guttenbrunn, Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

„Man glaube uns aufs Wort: solch Buch ist mehr wert als zehn Romane."

Leipziger Neueste Nachrichten.

Aus Mähren: J. J. David, Frühschein. Geschichten vom Ausgang des großen (dreißigjährigen) Kriegs. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Einer jener Glücklichen, die nur auf der Höhe ihrer Begabung bleiben dürfen, um bedeutend zu sein!

Ludwig Speidel über J. J. David in der Neuen freien Presse.

Aus dem Böhmerwald: Johann Peter, Waldmeister und Enzian. Gestalten und Geschichten aus dem Böhmerwald. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Frischer und erquicklicher Ton, der uns ganz in die böhmische Waldnatur hineinversetzt, und gesundes Empfinden machen das Buch zu einer angenehmen Lektüre.

Roseggers Heimgarten.

Digitized by Google

Aus Hannoverland: Heinrich Sohnrey, Friedesinchens Lebenslauf. (Die „Leute aus der Lindenhütte".) Niedersächsische Walddorfgeschichten für große und kleine Leute erzählt. Dritte Auflage. Mit Buchschmuck von O. Ewel. Geh. M. 3.50, in reichem Prachtband M. 5.—.

— Der Bruderhof. Eine Dorfgeschichte aus dem Hildesheimischen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichten aus Niedersachsen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Es giebt unter unseren Dichtern wenige, deren Kunst so heimatlich, so erdfrisch, und überdies in jedem Sinne so jungmännlich berührt, wie die Kunst Sohnreys. In der Kunst der Darstellung, im lebendigen Sprachausdruck braucht Sohnrey so leicht keinen Vergleich zu scheuen. Die kleine Skizze von „Lorenheinrich", dem stillen, schweigsamen Vagabunden, der in jedem Jahr als erster Lenzbote in allen Dörfern des Gaus mit Jubel begrüßt, bekränzt, bewirtet wird, wiegt Bände alter und neuer Frühlingslyrik auf. Nicht oft ist alles das, was der Frühling für die wintermüden Seelen, für alt und jung bedeutet, so reizvoll, so körperlich greifbar zur Anschauung gebracht, als in dieser Skizze, die in ihrem Helden fast symbolisch berührt und in ihrer Stimmung an die Tage der Urzeit anklingt, da die Lenzgöttin Ostara in den deutschen Landen ihren festlichen Umzug hielt. Heinrich Hart in der „Täglichen Rundschau".

Aus Mecklenburg: Max Dreyer, Lautes und Leises. Ein Geschichtenbuch. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Eines der schönsten neuen Zeugnisse gemüt- und humorvoller Heimatsdichtung, das mir seit langem begegnet. Es lebt ein Duft der Landschaft, eine Frische und Jugendlichkeit in dem Buch, die einem auf jedem Blatte den berufenen Dichter verraten. Westermanns Monatshefte.

Aus Schleswig-Holstein: Helene Voigt, Schleswig-Holsteiner Landleute. Bilder aus dem Volksleben. Mit einem Vorwort von Heinrich Sohnrey. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Wir haben hier ein mächtiges Talent vor uns. Und fast fertig in der Kunst des Aufbaues, wie in der Gedrungenheit und Geradheit des Stils. Selten, daß eine Stilunreinheit stört. Augen, die klar und scharf sehen, aber nie hart und grausam, ein Herz, das männlichen Ernst und tollen Kraftüberschuß so gut begreift, wie tiefstes weibliches Schämen und Scheuen, ein Naturgefühl, das die schleswig-holsteinische Ebene mit wunderlichem Glücksgefühl umgreift — in neun prachtvollen Novellen hat Helene Voigt alles vereinigt. Es ist etwas Jungenhaftes in ihr, und doch oft etwas Weiblich-Herbes. Vor unholden Zügen scheut sie nicht zurück und ist jenem Realismus der Beobachtung treu, der aus dem Charakter quillt wie Harz aus der Rinde, mit Naturnotwendigkeit, und nicht aus ästhetisierender Schulweisheit heraus.
„Die Gesellschaft".

Digitized by Google

Aus Ostfriesland: Th. Justus, Auf heimischer Erde. Ein Geschichtenbuch aus Ostfriesland. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die sieben kurzen Erzählungen spielen in Ostfriesland, an der Küste des Dollart, der seinen Namen von der „dollen Art" haben soll, die ihm bis auf den heutigen Tag eigen ist. Flach ist das Land: Marsch, Moor und Heide hinter Deichen und Dämmen; rauh und wortkarg, schlicht und bieder, treuherzig und tiefgründig der Menschenschlag. Meisterhaft versteht es Th. Justus, mit wenigen Strichen, liebevoll und warmtönig in der Weise der alten Düsseldorfer Malerschule gezeichnet, Land und Leute lebenswahr uns vor Augen zu zaubern. Man wird warm beim Lesen dieser schlichten Geschichten, und es wird einem dabei so wohl und behaglich ums Herz, als säße man wieder in der Heimat im alten, traulichen Elternhause unter guten, treuen, schlichtsinnigen geliebten Menschen wie einst.

Gustav Schalk im „Land".

Vom Spreewald: Max Bittrich, Neue Spreewaldgeschichten. Geh. M. 1.60, geb. M. 2.50.

Man hat Bittrich den wendischen Rosegger genannt: es mag das etwas übertrieben erscheinen, aber er hat doch vieles von ihm, das seinen Geschichten einen eigentümlichen Reiz verleiht, vor allem die Frische der Darstellung und die wunderbare Stimmung, die über dem Ganzen schwebt.

„Frankfurter Zeitung".

Buchschmuck aus Fritz Lienhard, Die Schildbürger.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Digitized by Google